This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

2826/1

chutzkommando

B28

DB
90
.M73
A3
v.1

B 874,190

46 Jahre im osterreich-ungarischen Heere

Bücherei

Von

Anton Freiherr v. Mollinary

k. u. k. Feldzeugmeister

1833—1879

Erster Band

VERLAG : ART. INSTITUT
ORELL FÜSSLI - ZÜRICH

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

2 Bole

Luftschutzkommando

671

Luftschutzkommando

671

Luftschutzkommando

671

2 Bole

Luftschutzkommando

671

MOLLINARY
als Oberleutnant im k. u. k. Generalstabe.
(Nach einem Aquarell von A. Decker, Wien 1843.)

Sechsundvierzig Jahre
im österreich-ungarischen Heere

Anton Freiherr v. Mollinary
k. u. k. Feldzeugmeister

Sechsundvierzig Jahre im österreich-ungarischen Heere

1833—1879

Erster Band

ZÜRICH 1905
VERLAG : ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI

)B
)O
A13
A3

v.1

EIGENTUM
des österreichischen
BUNDESHEERES

Alle Rechte vorbehalten.

Die mit der Herausgabe dieses Buches betrauten trauernden Hinterbliebenen glauben, eigens bemerken zu müssen, dass nicht nur der Text vom Verfasser stammt, sondern auch die beigegebenen Karten und Skizzen von ihm selbst gezeichnet und ausgeführt sind. Eine kleine Eigenmächtigkeit — für die der Leser ihnen hoffentlich Dank wissen wird — haben sie sich dagegen durch die Beigabe einiger Porträts des Verewigten erlaubt; eine Ergänzung des Buches, an die er selbst in seiner grossen Bescheidenheit nie gedacht haben würde.

Druck: Art. Institut Orell Füssli in Zürich.

INHALT
des ersten Bandes

Seite

Vorwort . . . . . IX—XII

Aus der Heimat 1820—1833 . . . . . 1 — 20

Militärgrenzland. Geschichtliches. Tschaikisten. Bevölkerung. Familie. Kinderjahre. Neusatz-Peterwardein. Eltern. Gelände. Boden. Ortschaften. Altertümer. Normal-Hauptschule in Titel. Mathematische Schule. Flottillenmanöver. Transporte zu Wasser.

I. Periode 1833—1836. **In der Tulner Pionier-Schule** . . . . . 21 — 30

Pionierkadett. Reise nach Tuln. Tulnerschule. Professoren. Zöglinge. Erstes Avancement. Kaiserkadett. Ausmusterung. Urlaub.

II. Periode 1837—1840. **Bei der Infanterie und den Pionieren.**

A. Kadett im 16. Regimente (1837) . . . . . 31 — 35

Reise Titel-Treviso. Kadettenleben.

B. Fähnrich u. Unterleutnant im 45. Regimente (1838) 36 — 46

Beförderung zum Fähnrich. In Verona. Der Regiments-Inhaber. Von Verona nach Zara. Zustände im Regimente. Taktische Ausbildung. Adjustierung. Aufhebung der Fähnrichscharge. Der Gouvernements-Adjutant. Mannschafts-Transporte. Brigade-Adjutant.

C. Unterleutnant im Pionier-Corps (1839—1840) . . 47 — 56

Transferierung zu den Pionieren. Von Zara nach Wien. Kameraden. Kommandanten. Dienstliche Beschäftigung. Hoftheater. Studien. Biragos Kriegsbrücken. Krieg in Syrien.

Seite

III. Periode 1841—1848. **Im Generalquartiermeister-Stabe.**

A. Reorganisierung der Pioniere und Pontoniere (1841—1844) . . . . . 57—64

Birago. Kanzleileben. Offiziersdeputationen fremder Armeen. Hofkriegsrat. Übersetzung in den Generalstab.

B. Mappierung (1844—1845) . . . . . 64—68

Zweck und Vorgang. Sommerperiode. Winterperiode.

C. Das Jahr nach der Mappierung (1846) . . . . 68—79

Landesbeschreibung. Donauflottille. Kavalleriemanöver. Kavalleriebatterien. Einverleibung Krakaus.

D. Reise im Auslande (1847) . . . . . 79—110

Gelegenheit. Von Wien nach London. In England. Von London nach Paris. Zurück nach London. Seereise an die Donaumündung. Auf der Donau bis Wien.

E. Vor dem Kriege 1848 . . . . . 110—114

Beschäftigung. Ausbruch der Revolution.

IV. Periode 1848—1850. **Bei der Armee in Italien.**

A. Feldzug 1848 . . . . . 115—152

Von Wien nach Verona. Ankunft im Hauptquartiere Radetzkys. Generalquartiermeister-Stab. Adjutantur. Radetzky mit seinen Untergebenen. Volontärs. Honveds. Vor der ersten Offensive. Offensive von Verona über Mantua. Von Mantua auf Vicenza. Streifkommando. Brückensprengung. Einnahme von Vicenza. Ereignisse bei Verona. Rückkehr unserer Hauptmacht. Batterie Monte Pastello. Offensive über Sommacampagna und Sona. Schlacht bei Custoza. Nach der Schlacht. Episode aus derselben. Gefecht bei Rivoli. Verwendung der Kavallerie. Alarm im Hauptquartiere. Waffenstillstands-Verhandlungen. Jubel der Truppen. Gewagte Fahrt. Einzug in Mailand. Waffenstillstand. Auszeichnungen.

B. Nach dem Feldzuge 1848 . . . . . 153—159

Keine Friedensaussicht. Einschliessung Venedigs. Befestigungen. Kriegsflottillen. Zustände in der Monarchie. Beförderung zum Major. Schicksal meines Vaters.

C. Feldzug 1849 . . . . . 159—177

Kündigung des Waffenstillstandes. Operationsplan. Ein vier-

Seite

tägiger Feldzug. Nach Turin oder nicht? Unordnungen während der ersten Nacht in Feindesland. Mortara. Novara. Der Sturm auf die Bicocca. Ich werde verwundet.

D. Nach dem Feldzuge 1849 . . . . . 178—187

Aufstand in Brescia. Herstellung der Ordnung in Mittelitalien. Rückkehr nach Mailand. Dienstreisen. Einnahme Venedigs. Radetzky in Wien. Armeereformen. Radetzky General-Gouverneur. Benedek. Lagunenflottille.

E. Jahr 1850 . . . . . 187—194

Radetzkys präsumtiver Nachfolger. Ringelsheim. Kaiserlicher Besuch in Triest und Pola. Der Marschallstab Radetzkys. Albrecht Adam d. Ä. Meine Verheiratung.

V. Periode 1851—1857. **Kommandant des Pionier- und Flottillen-Corps.**

A. Jahr 1851 . . . . . 195—208

Meine Ernennung. Anfängliche Schwierigkeiten. Schulwesen. Die schleswig-holsteinsche Exekution. Reise nach Lüneburg. Elbe-Übergang des vierten Armeecorps. Ein alter Bekannter. Kriegsmarine. Innerer Dienst. Fremde Offiziersbesuche.

B. Jahr 1852 . . . . . 208—219

Materialverwaltung. Po-Flottille. Baron Bruck. Kaiserfahrt nach Pest. Truppenmanöver. Der Prinzregent von Baden. Schiffstaufe. Neues Artillerie-Fuhrwerk. Reorganisation der Militär-Bildungsanstalten.

C. Jahr 1853 . . . . . 220—227

Strassen- und Brückenbauten in Kroatien. Übungslager bei Olmütz. Prinz Friedrich Wilhelm von Preussen. Vereinigung der Pionier- mit den Genietruppen. Donau-Übergang der Russen.

D. Jahr 1854 . . . . . 228—236

Die Pioniere und die Donauflottille während des Orientkrieges. Die Donaukatarakte beim Eisernen Tore. Die Donaumündungen. Kaiserfahrt auf der Yacht «Adler». Kriegsbrückenbespannungen.

E. Jahr 1855 . . . . . 237—244

Abrüstung. Reise nach Frankreich. Pariser Industrie-Ausstellung. Vaillant. Audienz bei Kaiser Napoleon III. Vernon. Cherbourg. Strassburg. Reisebericht.

Seite

F. Jahr 1856 . . . . . 244—246

Dampfschiffe beim Brückenschlagen verwendet. Eiserne Pontons. Ein montenegrinischer Prinz.

G. Jahr 1857 . . . . . 246—257

Reise des Kaiserpaares im österreichischen Italien. Radetzky. Erzherzog Max. Organisationsstatut für die Armee. Ungarische Reise der Majestäten. Letzte Arbeit als Chef des Pionier- und Flottillencorps. Abschied vom Posten.

Karten:

Nr. 1, Österreich-ungarisches Militärgrenzland 16
» 2, 1848: Operationen vom 27. Mai bis 14. Juni . . . 128
» 3, » Operationen u. Gefechte am 22. u. 23. Juli . 136
» 4, » Operationen am 24., Schlacht bei Custoza am 25. Juli 140
» 5, » Operationen am 26., 27. und 28. Juli . . . 144
» 6, 1849: Situation am 20. März, Mittag, und vom 20. auf den 21. 160
» 7, » Operationen u. Gefechte am 21. u. 22. März 172
» 8, » Schlacht bei Novara am 23. März, Situation am 24. 176

Illustrationen:

2 Porträts des Verfassers als Oberleutnant im Generalstabe und als Pionieroberst.

VORWORT

EIN ungewöhnlich gütiges Schicksal hat mir nicht nur den Vollgenuss meiner geistigen Kräfte bis in den Spätabend meines Lebens hinein, sondern auch die nötige Muße gegönnt, um meine lange Soldatenlaufbahn im Geiste noch einmal zu durchleben. Hier deren anspruchslose Schilderung, die, wie ich hoffe, nicht allen Interesses bar befunden werden wird.

Wenigstens Mannigfaltigkeit, oft auch Ungewöhnlichkeit der Verhältnisse wird man ihr kaum absprechen. Die Kindheit in der Heimat, einem kaum auf die erste Stufe der Kultur gelangten, militärisch organisierten Landstriche an der Türkengrenze, sowie die ersten Kadetten- und Offiziersjahre habe ich unter Verhältnissen und Einrichtungen zugebracht, die heute längst nur mehr der Geschichte angehören. Später habe ich mit allen Nationen der Monarchie verkehrt, alle ihre Provinzen kennen gelernt, wenn auch keine gründlicher, als das schöne Land, für welches so viel österreichisches Blut vergebens geflossen ist. Die vier Kriege der Monarchie seit 1848, an denen ich teilgenommen, grössere Auslandsreisen, wichtige Spezial-Verwendungen, häufiger Verkehr mit leitenden Persönlichkeiten boten Gelegenheit zu Erfahrungen. Auch fiel mein Leben in jene Epoche gründlicher Umwandlungsprozesse in staatlicher und militärischer Beziehung

sowohl, als mächtigster Entwicklung der Technik und des Verkehrs, welche die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet.

Von dem Versuche, alle meine bezüglichen Erfahrungen zu Papier zu bringen, muss mich ausser der Rücksicht auf den Buchumfang auch die Furcht abhalten, damit meiner schlichten Feder eine Aufgabe zuzumuten, der sie nicht gewachsen wäre. So will ich mich denn im grossen und ganzen auf die Wiedergabe meiner Soldaten-Erlebnisse beschränken. Ich werde dabei in der Lage eines Wanderers sein, der abends von hohem Turme noch einmal den Blick über die Breiten schweifen lässt, die sein Fuss am Tage durchschritten. Wohl mag ihm manches Einzelne nicht mehr mit gleich scharfen Umrissen vor Augen treten, wie früher aus unmittelbarer Nähe; aber dafür ist ihm jetzt der Zusammenhang klar, die Verbindungen, welche Höhen und Tiefen in ein gemeinsames, wohl motiviertes Ganze vereinigen.

Beobachtung und Nachdenken haben mich seit langem schon zur Erkenntnis gebracht, wie wenig eigentlich die Menschen für ihre Handlungen verantwortlich sind. Das hat meiner Feder auch in den seltenen Fällen, wo sie dazu berechtigt gewesen wäre, die Schärfe genommen. — Wo ich von mir selbst zu sprechen hatte, trachtete ich mich darzustellen, wie ich wirklich war, nicht, wie ich heute wünschen möchte, gewesen zu sein. Ansichten, die späterer Reflexion entsprungen, habe ich ausdrücklich als solche bezeichnet, und sorgfältig vermieden, glauben zu machen, ich hätte immer so gedacht wie jetzt, am Abende eines langen Lebens.

Dieser Abend, den ich stillvergnügt, fern vom Tagestreiben, im Kreise meiner Lieben zubringe, wäre ein ganz

ungetrübter, sorgten nicht die Nachrichten aus der Heimat auch für wehmütige Stimmungen. Werden denn die selbstmörderischen Familienzwiste nie aufhören? Wird nicht endlich bei den Parteien die Erkenntnis einziehen, dass sie, indem sie das Vaterland schwächen und in den Augen der Welt herabsetzen, auch sich selbst den bösesten Dienst leisten? Werden sie denn zufrieden sein, wenn es ihnen gelungen sein wird, das altehrwürdige, mächtige Reich des Doppeladlers in eine Reihe schwächlicher Balkanstaaten zu zerstückeln? Meine Zuversicht ist die, dass Epochen politischen Wahnsinns um so kürzer zu dauern pflegen, je fanatischer sie gewesen sind.

Das Meer unterwühlt Sandbänke, aber nicht Felsen. Als solch ein Felsen, ich spreche damit meinen innigsten Wunsch aus, möge der Staatsgedanke den Wogen trotzen, bis sich der Sturm gelegt.

Wird es mir vergönnt sein, noch diesen letzten Trost zu erleben? Ich wünsche es, ohne darauf zu rechnen.

Die Freude an meinem Rückblick soll mir die Gegenwart indes keinesfalls vergällen. Wohl ist auch jener nicht ungetrübt. Viele Fehler sind geschehen; ich lege sie unverhüllt dar. Aber Eines haben wir uns in allem Missgeschick bewahrt: die Ehre. Die Krankheit des Jahrhunderts, welche am Leben so manches anderen Staates zehrt, die Korruption, hat bei uns nie Eingang gefunden. Unser Mark ist gesund; wir können und werden uns aufraffen. Wäre es doch nicht die erste Krise, die die habsburgische Monarchie glücklich überwunden .....

Dies Buch soll erst nach meinem Tode in die Öffentlichkeit treten. Ich widme es den jungen Kräften jener gemeinsamen Armee, der ich mit so grosser Liebe angehört

habe. Möge es dem mit seinem Schicksale zufriedenen Greise, dessen Blick durch Erfahrung geläutert wurde, gelungen sein, ihnen eine Reihe vollkommen verlässlicher, weder schön-, noch schwarzgefärbter Zeitbilder aus einem halben Jahrhundert unserer Heeresgeschichte zu liefern, aus denen sie für sich selbst, wie für die Monarchie, Nutzen ziehen können.

Sollte ich mit meiner Arbeit zur künftigen Vermeidung folgenschwerer Fehler auch nur ein Teilchen beigetragen haben, so wird dies mein schönster Lohn sein.

Villa Soave bei Como, im Jahre 1902.

Der Verfasser.

Aus der Heimat

1820—1833

Militärgrenzland. Geschichtliches. — Tschaikisten. — Bevölkerung. — Familie. — Kinderjahre. — Neusatz-Peterwardein. — Eltern. — Gelände. Boden. — Ortschaften. — Altertümer. — Normal-Hauptschule in Titel. — Mathematische Schule. — Flottillenmanöver. — Transporte zu Wasser.

IM Südosten der grossen ungarischen Ebene, im spitzen Winkel zwischen Donau und Theiss, liegt meine Heimat. Jetzt ein Bezirk des Bács-Bodroger Komitates, bildete die Gegend um die Stadt Titel noch bis zum Jahre 1872 einen Teil der österreich-ungarischen Militärgrenze, jenes eigenartig organisiert gewesenen Soldatenlandes, das in einzelnen Teilen durch dreieinhalb Jahrhunderte bestand und in der Periode grösster Entwicklung den Südsaum der Monarchie, von Dalmatien bis zur Bukowina, vom Adriatischen bis nahe zum Schwarzen Meere, umfasste.

Wie die Römer an ihrer Donaugrenze Veteranen, Provinzialen und auch Barbaren ansiedelten, mit Privilegien versahen und dafür die Leistung von Kriegsdiensten an den Limes forderten, ähnlich hatte die innerösterreichische Regierung, nach der ersten Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1529, an der neuen Grenze in Oberslavonien zwischen Drau und Save ein Volk in Waffen zu bilden begonnen.

Es war im Gebiete der späteren Warasdiner Grenzregimenter, wo Serben und Bosnier, die vor den Türken geflohen, sesshaft gemacht wurden und im Vereine mit früheren Einwohnern, dann verstärkt durch österreichische Söldlinge, stets bereit sein mussten, Haus und Hof und die Grenze des Landes gegen den grimmen Feind der Christen zu schützen.

Bald darauf erfolgte, damit dies auch im südwestlichen Teile Kroatiens geschehen könne, die Ausdehnung des Grenzmilizsystems von den Warasdiner Kapitanaten bis an die Adria.

Um vieles später, erst nach Verdrängung der Türken aus Ungarn, am Ende des XVII. Jahrhunderts, gelangte das System auch in östlicher Richtung, an der Süd- und Südostgrenze des Reiches in Anwendung, und bestand dann, durch mehr als hundertfünfzig Jahre, in der erwähnten, bei 1600 Kilometer betragenden Ausdehnung.

Die Grenzmiliz hatte jedoch nicht bloss am Cordon gegen den bösen Nachbarn Wache zu halten und das Einschleppen der furchtbaren Pestseuche zu verhindern, sondern auch in Kriegen, die Österreich ferne von der Türkei führte, an der Seite des stehenden Heeres zu kämpfen. Sie stellte dazu um die Mitte unseres Jahrhunderts ein Kontingent von achtzehn Infanterie- und einem Kavallerie-Regimente, dann ein Flusskriegsschiff-Bataillon, in der Gesamtstärke von beiläufig 90,000 Mann. [1])

Im Titler Bezirk war die Grenzmiliz nach dem Karlovitzer Frieden im Jahre 1699 errichtet worden, als die Reichsgrenze an die untere Theiss und an die Maros gelangte.

Zwei Jahrzehnte später, nachdem diese Grenze bis an die Donau und auch über dieselbe vorrückte, gerieten die Theiss- und die Maroser-Milizen in Verfall, und es wurden ihre Bezirke den ungarischen Komitaten, zu denen sie vor der Invasion der Türken gehörten, wieder einverleibt.

Die Notwendigkeit, in Kriegen an der Donau den Armeen armierte Schiffe beizugeben, führte zur Bereithaltung derselben auch im Frieden.

Als dann eine Strecke der Donau unterhalb der Savemündung zur Staatsgrenze wurde, empfahl es sich, in der Nähe derselben die Schiffsmannschaften als Milizen sesshaft zu machen. Dazu erschien die Landschaft um Titel durch ihre Lage zwischen Theiss und Donau besonders geeignet. Demnach wurde im Jahre 1763 der südöst-

[1]) Die Organisation der Milizen und die Verwaltungs-Einrichtungen im Grenzlande erfuhren während des Bestehens viele und grosse Veränderungen. Eine ausführliche «Geschichte der Militärgrenze von Vanicsek» ist im Jahre 1875 in der Staatsdruckerei in Wien erschienen. Im Jahre 1861 gelangte ebenda das von Hostinek bearbeitete, gleichfalls wertvolle Buch «Die k. k. Militärgrenze, ihre Organisation und Verfassung» zur Ausgabe. Ältere im Drucke erschienene Werke über die Militärgrenze sind Stopfers und Hitzingers Statistiken und Schilderungen der administrativen Verhältnisse derselben.

liche Teil des Bácser Komitates von diesem wieder abgetrennt und drei Schifferkompagnien, die in den letzten Türkenkriegen errichtet waren und seither mit 12 Fahrzeugen an der oberen Donau, bei Gran, Komorn, und Raab stationierten, in und um Titel neben früheren Einwanderern ansässig gemacht.

Ein jeder « Gemeine Mann » erhielt Grund und Material zur Erbauung eines Hauses und dazu 12 Joch (ungefähr 6½ Hektar) Acker, dann 4 Joch Wiesengrund, um durch Bewirtschaftung derselben den Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu decken.

Der Distrikt war in drei Gemeinden, Kompagnien, geteilt. In einer jeden befanden sich ein Hauptmann als Kommandant der Milizen und zugleich als Vorstand der Gemeinde und Leiter der Verwaltung, dann Offiziere und Unteroffiziere als Gehülfen.

Über den drei Kompagnien und Gemeinden, die ein Bataillon bildeten, stand ein Major, der, gleichfalls neben dem militärischen Kommando über das Bataillon, die Oberleitung der Verwaltung in den Gemeinden zu besorgen hatte. Seine Behörde war das Generalkommando in Peterwardein.

Die Schiffertruppe und ihr Distrikt wurden nach dem türkischen Wort Kaik (Ruderboot) « Tschaikisten » benannt.

Im Frieden hatten sie mit ihren Schiffen auf der Donau und der Save im Vereine mit zahlreichen Wachposten an den Ufern für die Sicherung der Grenze zu sorgen. [1])

Die Zahl der Dienstfähigen im Distrikte erwies sich bald zu klein zur Bemannung aller notwendigen Schiffe. Es wurde deshalb im Jahre 1769 die westliche Grenzlinie etwas vorgeschoben und der Distrikt vergrössert. [2])

Der weitaus grösste Teil der Bevölkerung bestand aus Serben. Es ist dies jener Zweig der südslavischen Rasse, der selbst von den Magyaren zu den schönsten Volksstämmen in Ungarn gezählt wird. Tapfer, kriegerisch, mannigfach begabt, halten die Serben viel auf

[1]) Eine bis in die Römerzeit reichende Geschichte der Donauflottille von Szentklary, in ungarischer Sprache verfasst, ist im Jahre 1886 erschienen. Auch Gjukic, k. k. Landwehr-Oberintendant, ein Tschaikisten-Kind, hat schätzbare Beiträge zur Geschichte der Tschaikisten geliefert, die in den Jahren 1889 und 1890 in der österreichischen Wehrzeitung und 1892 in der Militärzeitung erschienen sind. Eine ausführliche und interessante Geschichte der Gegend um die Savemündung an der Donau enthält die « Monographie von Semlin, von Sopron, Semlin 1890 ».

[2]) Im Jahre 1847 bestand die Bevölkerung im Distrikte aus beiläufig 30,000 Seelen, in 13 Ortschaften auf einer Fläche von 920 Quadrat-Kilometer.

ihre Nationalität, Freiheit und patriarchalischen Einrichtungen. Sie sprechen einen wohlklingenden Dialekt, neigen zu beschaulicher Träumerei und lieben Gesang, Musik und Poesie.

Das den Slaven überhaupt eigene Hauskommunionwesen «Zadruga», nämlich das Zusammenleben aller Bluts- und nächsten Verwandten in einem Hause und die gemeinschaftliche Wirtschaftsführung, kam der Miliz sehr zu gute, weil es derselben die verhältnismässig grösste Zahl dienstfähiger Männer zuführen konnte. Die Aufrechthaltung der Zadruga war daher auch von den Regierungen immer gefördert worden, obwohl vieles in wirtschaftlicher und auch in sittlicher Beziehung gegen diese Einrichtung sprach. [1])

Neben den Serben gab es in ein paar Ortschaften auch deutsche Kolonisten, die in den Dreissigerjahren aus dem deutschen Reiche eingewandert sind.

Diese Deutschen sind ein kräftiger, gedrungener Menschenschlag. Ernst, nüchtern, wahrheitsliebend, häuslich, fleissig, sparsam. Ihr Streben geht nach Wohlhabenheit, möglichst vielem Grundbesitz, vollen Scheunen und Stallungen. Schon das Äussere des Besitzes der Deutschen unterscheidet sich vorteilhaft von jenem der Serben: Grössere Reinlichkeit und mehr Ordnung in den Häusern, besser gehaltenes Vieh und rationellere Bearbeitung des Bodens.

Es scheint, als ob die eigenartigen Zustände, die im Grenzlande herrschten: das jede selbständige Entwicklung ausschliessende militärische Kommando, der absolute Wille der Behörden und ihrer Organe, nachteiliger auf die Serben als auf die deutschen Kolonisten gewirkt hätten.

Aus der Verschiedenheit der Veranlagung beider Rassen, ihres Denkens und Fühlens und ihrer Gewohnheiten, lassen sich die auffallenden Gegensätze in Lebensweise und Stimmung erklären.

Die langen Winterabende füllen die Serben mit Erzählungen aus, die von den Taten ihrer Helden in den Zeiten des grossen Serbenreiches und von den Leiden und Drangsalen handeln, die ihre Vorfahren von den heranstürmenden Osmanen zu erdulden

[1]) Nach Aufhebung des Milizsystems im Jahre 1872 fanden gleich auch Teilungen vieler dieser grossen Familien statt. Auch in Italien kommt noch in der Gegenwart das Zusammenleben vieler Personen in einem Hause vor. In der Lombardei finden sich solche «Masserien» aus 50 und noch mehr Köpfen. In jüngster Zeit begannen auch hier Teilungen, besonders dort, wo an Stelle des bisher üblichen Naturalpachtes der Colonen Geldpacht trat und die mit ersteren verbundene Fronarbeit aufhörte.

hatten. Unzufrieden mit den Verhältnissen, unter denen sie bei uns leben mussten, und voll Misstrauen gegen alle Nichtserben, war ihre Stimmung manchmal eine gedrückte, die fröhliche Tätigkeit beeinträchtigende. Es gab unter ihnen verhältnismässig wenig wohlhabende Familien, obwohl bei einigem Fleisse der ausgedehnte Besitz an sehr fruchtbarem Boden die aufgewendete Mühe reichlich belohnt haben würde.

Die Deutschen dagegen lebten ganz in der Gegenwart. Die alte Heimat hatte sie nicht gut zu ernähren vermocht. In der neuen gelangten sie durch fleissige, zweckmässige Arbeit bald zu Wohlstand, fühlten sich zufrieden und glücklich und kamen selten mit Gesetz und Behörden in Kollision.

Das eigentliche Milizvolk durfte weder am Handel und Verkehr noch an einem Gewerbe sich beteiligen und war auf Landwirtschaft beschränkt. Nur Hausindustrie war ihm gestattet. Als solche zeichnete sich die von den Serben kunstvoll betriebene Teppichweberei aus buntfarbiger Schafwolle aus.

Vorübergehend anwesende Deutsche und Magyaren betrieben Wirtshausgeschäfte und Handwerke und traten als Diener ein, während Griechen und Zinzaren als Kaufleute und Krämer tätig waren.

Bunjevacen und Šokacen, katholische Slaven, die mit den Orthodoxen aus den Balkanländern im 17. Jahrhundert in die Bácska flüchteten und daselbst ansässig wurden, gab es im Tschaikisten-Distrikte nur wenige.

Das magyarische Element war im Distrikte durch die katholische Geistlichkeit (zwei Pfarrer und einen Kaplan), durch den Schuldirektor, dann durch einige junge Leute adeliger Familien aus den nächsten Komitaten vertreten, die sich dem Dienste in der Armee widmeten und nach Titel kamen, um sich an der technischen Militärschule, die einen guten Ruf hatte, auszubilden.

Bei der ersten Organisation der Milizen waren die Wojwoden der Flüchtlinge als Kommandanten und Vorstände belassen, allmählich aber durch kaiserliche Offiziere ersetzt worden.

Als später, zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia, im Milizgrenzlande geregeltere Zustände geschaffen und Einrichtungen zur Entwicklung geistiger und materieller Kultur getroffen waren, wurden in dasselbe aus den deutsch-slavischen Ländern Österreichs, ausser Offizieren, auch Schullehrer, Ärzte und Techniker versetzt.

Die Mehrzahl der Offiziere bestand jedoch bis zuletzt teils aus

Abkömmlingen der eingewanderten Despoten-Familien, teils aus Söhnen des Landvolkes. Von ersteren hatten sich bei den Tschaikisten die Antonoviče, Galloviče, Niksiče, Pesiče, Tapavicza, Despotov u. a. m. erhalten. Nach wie vor lebten sie jedoch meist nur in der Erinnerung ihrer ruhmvollen serbischen Vergangenheit. Sie waren schwer zu bewegen, ihre Söhne an höhere Unterrichtsanstalten Österreichs zu senden und begnügten sich mit dem beschränkten Wissen, das in den Schulen des Grenzlandes erworben werden konnte. Ich selbst kannte ältere Frauen dieser Familien, die des Lesens und Schreibens unkundig waren.

Von den aus Österreich gekommenen Katholiken hielten sich die Orthodoxen strenge abgeschlossen; nur äusserst selten wurden Familienverbindungen eingegangen.

Diese Österreicher, von den Serben als Fremde betrachtet und gemeinhin Švabi (Schwaben) genannt, bildeten sonach eine Art besonderer Kolonie. Ein Mann derselben, der nicht schon eine Familie mitgebracht hatte, konnte eine Frau nur der Kolonie entnehmen oder musste sie auswärts suchen.

Dieser Kolonie gehörten meine Eltern, Grosseltern und mütterlicherseits auch Urgrosseltern an.

Der Grossvater Karl Mollinary, 1757 zu Nimburg in Böhmen geboren, kam im Jahre 1788 vom I. Artillerie-Regiment aus Prag zu den Tschaikisten.

In den nach Zerstörung Nimburgs durch die Schweden im Jahre 1633 erst seit 1649 wieder bestehenden Taufbüchern kommen zuerst im Jahre 1653 Mollinarys vor, darunter Ratsherren und Dechante.

Der Name weist auf Abstammung aus Italien.

Der Grossvater von mütterlicher Seite, Ferdinand Hohensinner, 1780 in Pressburg als Sohn eines kaiserlichen Dragoner-Offiziers geboren, wurde im Jahre 1781 aus der Theresianischen Militär-Akademie in Wiener Neustadt als Unterleutnant zu den Tschaikisten eingeteilt. Seine Frau war die Tochter eines Oberleutnants Finger, dessen Vater schon in den Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts von der Triester Marine nach Titel versetzt worden war.

Mein Vater und meine Mutter kamen beide im Titler Distrikte zur Welt.

Alle meine Verwandten standen mit den Offiziersfamilien serbischen Stammes in guten und sehr freundschaftlichen Verhältnissen. Man stellte sich Zeugen bei Trauungen und bei Taufen, aber zu verwandtschaftlichen Verbindungen kam es nicht.

Charakteristisch für diese Absonderung der Serben sind die Worte, die sie dem Lobe auf einen von ihnen geachteten und gerne gesehenen Nichtserben folgen lassen: «Sve to je istina, liepo i krasno, ali samo što nije naš! (Alles das ist wahr, schön und herrlich, aber der Mann ist ein Unserer nicht!)

Die männliche Jugend aus den nichtserbischen Offiziers- und Beamtenkreisen pflegte in der Mehrzahl die neue Heimat zu verlassen, um ausserhalb derselben, meist in der Armee, ein besseres Fortkommen zu suchen, als das Grenzland es bieten konnte. So wurden ihre Familien immer kleiner, einige gingen ganz ein, während andere in den Revolutions- und Kriegsjahren 1848—49 auswanderten. Von den Familien Mollinary und Hohensinner und den mit diesen verwandten, gleichfalls Offiziersfamilien Botlik Volarics und Csicserics [1]) waren nach dem Jahre 1849 keine Nachkommen mehr im Distrikte ansässig.

Im Hause der Grosseltern Hohensinner, wo ich am 9. Oktober 1820 zur Welt kam, verbrachte ich die ersten Kinderjahre. Hohensinner war damals Oberstleutnant im Hauptorte Titel, während mein Vater als Unterleutnant in kleinen Dörfern detachiert war.

Als mein Grossvater im Jahre 1824 den aktiven Dienst verliess, mit Oberstencharakter in den Ruhestand trat und in sein Domizil Neusatz zog, nahm er mich auch dahin mit.

Es waren ein paar glückliche Jahre, die ich da verlebte.

Die Grossmutter, eine gebildete Frau von feinem, vornehmen Wesen, behandelte mich mit verständiger Liebe und wusste die schädlichen Folgen der übergrossen Zärtlichkeit hintanzuhalten, die meine gute Tante Therese, ihre ledige Tochter, für mich hegte.

Der Grossvater Hohensinner, aus der Akademie als zweitbester Zögling ausgetreten, war während seiner zweiundvierzigjährigen, bei

---

[1]) Max von Csicserics, Major im Generalstabe, verdankte, nebst seinen persönlichen Eigenschaften, der Kenntnis der slavischen Sprachen seine Kommandierung nach Russland 1892.

Anmerkung d. Herausgeber: Befindet sich gegenwärtig als k. u. k. Oberstleutnant des Generalstabes zur Kriegsberichterstattung im kais. russischen Hauptquartier in der Mandschurei.

den Tschaikisten zugebrachten Dienstzeit stets bestrebt gewesen, sein Wissen und Können zu verwerten. Dies geschah im Frieden bei der Leitung der militärischen Ausbildung, des allgemeinen Schulwesens und der Landesverwaltung, dann in den Kriegen 1788 bis 1790 gegen die Türken bei einer Flottillen-Abteilung, und in allen Kriegen vom Jahre 1798 bis 1815 gegen Frankreich als Kommandant von Tschaikisten-Kompagnien, die im Pontonierdienste verwendet wurden.

Er las viel, schriftstellerte auch ein wenig. Der Spruch «Festina lente» (Eile mit Weile) über dem Schreibtische kennzeichnete sein geistiges Wesen.

Im trefflich geleiteten Hause herrschte schöne Ordnung und Ruhe, eine überaus harmonische Stimmung. Zeitweise jedoch war sie eine gedrückte, wenn schmerzliche Erinnerungen an den Tod des dritten und jüngsten Sohnes sich regten. Dieser hatte in selbstverschuldeter Bedrängnis sich so weit vergessen, die Kasse seines Vaters anzugreifen. Die Mutter, eine charaktervolle, stolze Frau, soll, wie ein Freund des Hauses mir anvertraute, in ihrer Entrüstung dem unglücklichen Jüngling zugerufen haben: »Das, was Du getan, verdiente eine Kugel durch den Kopf!«

Der durch diese Worte schwer Getroffene ging in sein Zimmer, nahm das Dienstgewehr von der Wand — er war Kadett im Bataillon und kaum 19 Jahre alt — und vollzog das über ihn gefällte Urteil.

Neusatz, jetzt Ujvidek, Hauport des Bácser-, damals mit dem Bodroger- noch nicht vereinten Komitates, liegt unmittelbar am linken Ufer der Donau, gegenüber einem am rechten Ufer vorspringenden Teile des sirmischen Inselgebirges, Vraska-Gora, auf dessen nördlichem Abhange Stadt und Festung Peterwardein erbaut sind. Oberhalb und unterhalb von Sümpfen umgeben, hat sich Neusatz binnenwärts entwickelt, auf dem Ende einer jener bankartig, nur wenig über das Niveau der Donau und Theiss sich erhebenden, aber vor Überschwemmung gesicherten, überaus fruchtbaren grossen Flächen, aus denen die ungarische Niederung grösstenteils besteht.

Während an der Stätte von Peterwardein schon zur Römerzeit eine Station — Cusum — bestanden und der Ort auch in späteren Zeiten als Festung eine Rolle gespielt hat, wurde Neusatz erst nach Verdrängung der Türken aus Ungarn gegründet. Der Ort ent-

wickelte sich aber dann bald zu einem der bedeutendsten an der ungarischen Donau.

Die Einwohner waren sehr gemischt. Serben, Deutsche und Magyaren bildeten fast zu gleichen Teilen den eigentlichen Stock. Dann gab es nicht wenige Griechen, Bulgaren, Juden und selbst einzelne Türken.

Industrien, wie sie in den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts bestanden, waren zahlreich vorhanden und deckten die Bedürfnisse des Komitats und die der nächsten Bezirke der Militärgrenze.

Auch der Handel mit Rohprodukten war lebhaft; der Verkehr mit Waren und Früchten auf der Donau und zu Lande mit Pest ein bedeutender; die Märkte waren häufig und stark besucht.

Einen besonderen Eindruck machte mir die grosse Menge verschiedener, zum Teil kolossaler Fische, die in der Donau gefangen wurden. Der Fischmarkt befand sich in der Donaugasse gerade unter unseren Fenstern. Man sah da Karpfen, Lachse, Störe, Hausen, um nur die wichtigsten Gattungen zu nennen. Störe gab es von ein bis zwei Zentnern. Hausen mitunter von einer solchen Länge, dass zum Transporte eines derselben zwei vierräderige Lastwagen nötig waren, die der Länge nach zu einem Fuhrwerke verbunden wurden.

Die Fischer bildeten eine mächtige Zunft, bis der Dampfbootverkehr auf der Donau und Theiss den Stand der Fische in diesen Gewässern bedeutend verminderte. Der starke Wellenschlag gegen die Ufer, den besonders die Raddampfer erzeugen und der sich auch über die teichartigen Niederungen zunächst der Ufer erstreckt, zerstört einen grossen Teil der dort abgesetzten Brut.

Einen interessanten Anblick bot die Donau im Winter, wenn sie von einer so starken Eisdecke überzogen war, dass schwerbeladene Frachtwagen sie gefahrlos passieren konnten.

Es herrscht hier, wie in der ganzen ungarischen Tiefebene, ein exzessives Klima.

Der grossen, langanhaltenden Wärme und der besonderen Bodenbeschaffenheit ist das vorzügliche Gedeihen der Weinrebe auf dem sirmischen Gebirge zu danken, wohin die kostbare Pflanze durch die Römer eingeführt wurde. Ihre Trauben geben die starken Tisch- und Dessertweine, die als «Sirmier» und «Karlovitzer» bekannt und beliebt sind. Auch Neusatzer Bürger besassen auf den Höhen nächst Peterwardein Weingärten. So fehlte es an Ein-

ladungen zur Lese nicht, und unvergesslich bleibt mir die festliche Art ihrer Begehung.

Nach vollendetem sechsten Jahre erachtete man es an der Zeit, mich eine Schule besuchen zu lassen. Die deutsche Hauptschule in Titel soll der in Neusatz vorzuziehen gewesen sein, und so kam ich in das Haus meiner Grossmutter Mollinary, die in Titel als Witwe lebte.

Auf der Reise von Neusatz nach Titel gelangte ich in Curog, einer Kompagniestation an der Nordgrenze des Tschaikisten-Distriktes, das erste Mal ins Elternhaus.

Das Verhältnis zwischen meinen Eltern war ein sehr schönes. Die Mutter widmete sich ganz der Erziehung meiner Schwestern und der Wirtschaft. Die meisten Lebensmittel mussten im Hause selbst beschafft werden; denn es waren, mit Ausnahme des Stabsortes Titel, in allen andern Orten durch Kauf nur Wein, Fleisch und Getreide zu bekommen.

Das materielle Leben war auch in kleineren Orten ein gutes. Der Fruchtbarkeit des Bodens entsprach der Überfluss in den gut gehaltenen Obst- und Gemüsegärten, dazu kam der Reichtum des Landes an Fischen und Wild. Die Vorratskammer, der Stolz der Hausfrau, bot mitunter ein malerisches Bild.

Von Curog wurde der Vater bald als Stationskommandant in einen kleinen Ort, St. Ivan, versetzt, wo er neben dem militärischen auch den Verwaltungsdienst in allen seinen Zweigen zu besorgen hatte. Er verstand es, die Bevölkerung richtig zu behandeln. Von ungewöhnlicher Seelengüte, brachte er dem Volke grosse Teilnahme entgegen, bemühte sich, dessen materielle Lage zu verbessern, und erwarb sich auf solche Weise Vertrauen und Anhänglichkeit. Während meiner zeitweisen Anwesenheit im Elternhaus durfte ich ihn in das Gemeindeamt begleiten und zugegen sein, wenn er Befehle erteilte und Meldungen entgegennahm, über Bitten und Beschwerden entschied. Auch an den Fahrten liess er mich teilnehmen, die er mit seinen flinken ungarischen Pferden unternahm, um sich vom Stande der Kulturen auf Feldern und Wiesen, in Weingärten und auf rohrbedeckten Rieden zu überzeugen, dann Weg- und Wasserbauten zu überwachen. Besonders verbreitet und gut betrieben war die Bienenzucht; der Bedarf an Honig war ein bedeutender, denn der Zucker war noch sehr teuer, und so gab es viele Familien, die, nach türkischer Sitte, zum Versüssen der Speisen, ja selbst des Kaffees, nur Honig verwendeten.

Als ganz junger Offizier hatte mein Vater mit einer den Pontonieren zugeteilten Tschaikisten-Abteilung bei unserer Armee in Oberitalien den letzten Feldzug gegen Napoleon I. mitgemacht und war im Jahre 1815 in das südliche Frankreich bis Lyon gelangt. Dass es auf diesem Zuge zu keiner kriegerischen oder sonst besondern Tätigkeit gekommen, bedauerte er immer, wenn er von jener Zeit sprach. Besonders schmerzte es ihn, dass er deshalb das den Teilnehmern an den Kriegen von 1813 und 1814 unserer Armee ausgefolgte Kriegsdienstzeichen, das «Kanonenkreuz», nicht erhalten konnte.

Meiner Mutter, einer intelligenten, gefühlvollen, lebhaften Frau, war es gelungen, sich das Vertrauen der Grenzerinnen zu erwerben. Sie bemühte sich besonders um die Verbreitung der Seidenraupenzucht. Maulbeerbäume wären genügend vorhanden gewesen, aber es fehlte an geschlossenen Räumen zur Aufzucht der Raupen. Vielleicht mangelte den Grenzerinnen auch der gute Wille, sich der langen mühevollen Pflege derselben zu unterziehen, und so war der Erfolg ein geringer.

Obwohl die serbische Sprache in der ganzen Gegend dominierte und ausserhalb der Militärgrenze die lateinische noch bis zum Jahre 1840 Amts- und unter Männern selbst Konversationssprache war, so wurde bereits in vielen Kreisen Wert auf Kenntnis der ungarischen Sprache gelegt. So hatte sich meine Mutter diese Sprache als Mädchen auf Besuchen bei Verwandten ihres Vaters in Stuhlweissenburg angeeignet. Um Übung in derselben zu haben, hielt sie ungarisch sprechende Dienstmädchen. Später liess sie auch meine Schwestern diese Sprache erlernen. Zwei derselben gingen auch in der Folge Ehen mit Ungarn (Bottlik und Volarics) ein, die nach Titel zur militärischen Ausbildung gekommen waren und dann zu Offizieren im Tschaikisten-Bataillon vorrückten.

Ich selbst konnte es in der ungarischen Sprache nicht weit bringen, weil ich nur auf den Fahrten am Beginne und am Ende der Schulferien, die ich immer in Neusatz zubrachte, auf wenige Tage zu den Eltern kam.

Vor dem Herbste 1826 war ich aus den Gassen und Plätzen von Neusatz und über die Lehne der Höhe von Peterwardein nicht hinausgekommen. Das Auge, durch die mannigfaltigsten Gegenstände in der Nähe festgehalten, war an eine Fernsicht nicht gewöhnt. Als ich dann auf erwähnter Fahrt von Neusatz nach Curog

das erste Mal auf eine grosse, freie Ebene gelangte und bis zu dem fernen Lufthorizont nur baumlose Äcker und Wiesen vor mir sah, hatte ich davon einen unauslöschlichen Eindruck. Die Leere, in der mein Blick sich verlor, trat in späteren reifen Jahren in der Erinnerung immer lebhaft hervor, wenn ich eine Vorstellung von der Unendlichkeit des Raumes zu erlangen mich bemühte.

Eine bedeutende Bodenerhöhung in der Gegend zwischen Donau und Theiss befindet sich nur nahe der Vereinigung dieser beiden Gewässer: das inselartige Titler Plateau. Nahezu die Hälfte der Oberfläche des Tschaikisten-Distriktes besteht aus muldenförmigen Niederungen, Rieden, Bruchgründen, in welchen sich die Niederschläge sammeln und wohin auch die Hochwasser der beiden Flüsse sich ergiessen.

Ausserhalb der Riede besteht die oberste, 1 bis 4 Meter starke Bodenschicht aus Humus von fast unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Ich erinnere mich, gehört zu haben, dass einzelne Maisstangen bis 14 Kolben trugen. Weizen soll noch heutzutage ohne besondere Düngung bis zwanzigfache Ernte geben.

Unter dem Humus liegt eine 1—50 und mehr Meter starke Schicht von gelbem, mergeligem Ton-Löss, der das Wasser nicht durchsickern lässt und so dicht ist, dass die Landleute in demselben glockenförmige Gruben ausheben, die als Kornkammern dienen. Dort, wo der Löss über das gewöhnliche Bodenniveau hervortritt, wie am Rande des Titler Plateaus, werden stollenartige Räume ausgehöhlt, die ohne irgend eine Verkleidung der Wände und ohne Stützung der Decke als Keller, Magazine und Stallungen benützt werden. [1])

In den Riedgründen, die auch in den trockenen Monaten und in Zeiten niedrigsten Wasserstandes der beiden Flüsse grossenteils von Wasser bedeckt sind, gedeihen Rohr- und Schilfpflanzen, Riedgräser, Weiden und Erlen. [2])

---

[1]) Auch in andern Ländern bestehen bekanntlich derlei künstliche Erdhöhlen, sie stammen jedoch meist aus vorgeschichtlichen Zeiten und werden jetzt wenig benützt.

[2]) In der Neuzeit wurde durch das grossartige Unternehmen der Theiss-Regulierung auch ein Teil der Riede im Titler Bezirke vor Überschwemmungen zu schützen versucht und in Kultur gelegt. Der durch Eindämmung der Flussbette erhoffte Nutzen wurde jedoch hier nicht erreicht, weil die Gefahr nicht beseitigt worden war oder werden konnte, dass bei Dammbrüchen über einzelne Niederungen eine viel grössere Wassermenge sich ergiesst, als es je vor Regulierung der Fall war. So hat zur Zeit der Wassernot im April 1895 ein Bruch des rechtsseitigen Dammes der Theiss oberhalb des Titler Plateaus die Überflutung von mehr als 60 Quadratkilometern Kultur-

Auffallend war es, dass die Bevölkerung der Ortschaften, die zwischen ausgedehnten und teilweise versumpften Wasserflächen gelegen waren, vom Sumpf- oder Wechselfieber nicht zu leiden hatte. Es mag dies dem Umstande zuzuschreiben sein, dass die beim Fallen des Wassers versumpfenden Strecken verhältnismässig klein waren, daher denselben nicht viel Malaria ausströmen konnte, dass aber auch das Volk es verstand, sich dagegen zu schützen. Es geschah dies durch angemessene Bekleidung und Schliessen der Wohnräume während der Abend- und Nachtstunden.

Wie fast alle Ortschaften der ungarischen Niederung zur Zeit der türkischen Invasion vernichtet und die Territorien zur unbewohnten Wüste gemacht wurden, war dies auch im Titler Bezirk geschehen. Nur solche Orte blieben teilweise verschont, welche an wichtigeren Fluss-Übergangspunkten lagen, oder als Lagerplätze an Marschlinien nötig waren, oder als Sitz der Behörden dienten.

Im obern Winkel zwischen Donau und Theiss zählten zu diesen glücklichen nur ein paar Dörfer unmittelbar am Fusse des Titler Plateaus.

Bei 15 Kilometer lang und 5 bis 7 Kilometer breit, gab das Plateau den Türken einen guten Stützpunkt zur Behauptung der Donaustrecke nächst der Theissmündung. Titel war der Amtssitz einer Nahie (Bezirk, Expositur), hatte eine ständige Besatzung und beherbergte auch einige mohammedanische Familien.

Die Wiederbevölkerung der verwüsteten Gegend erfolgte erst nach eineinhalb Jahrhunderten durch serbische Flüchtlinge, als die Türken wieder abzogen.

Der Bau der Dörfer, von kaiserlichen Offizieren geleitet, geschah nach einem einfachen Plane. Zuerst wurden zwei breite unter rechtem Winkel sich schneidende Gassen mit einem viereckigen Platze am Kreuzungspunkte, an welchem Kirche und Amtsgebäude zu stehen kamen, angelegt. Bei Zunahme der Einwohnerzahl wurden den Hauptgassen Nebengassen parallel angefügt.

Die Häuser des Volkes standen mit einer Stirnseite in der Gassenfront und waren nach hinten zu von geräumigen Höfen und Gärten umgeben. Die Wände der Gebäude aus gestampftem Lehm (Pisebau), Dächer und Zäune aus Schilfrohr. Erst in späteren Jahren

bodens und die Zerstörung von zwei Ortschaften — Mosorin aus 120 und Villovo aus 90 Häusern — zur Folge gehabt; während solche Unfälle vor Inangriffnahme der Theiss-Regulierung nicht vorgekommen sein sollen.

kamen statt Lehm gebrannte Ziegel in Anwendung. Steine waren im Bezirk nicht vorhanden. Häuser mit Etagen gab es in den dreissiger Jahren selbst im Stabsorte Titel nur zwei: das Hauptwachgebäude, in welchem die Ämter und Kanzleien des Bataillonsstabes untergebracht waren, und ein Gasthaus am Theissufer zunächst der Überfuhr.

Die vorletzte Ortschaft, die im Titler Bezirke neu erbaut und kolonisiert wurde, ist Gjurgjevo. Ihr Bau geschah im Jahr 1799. Aus dem nahen, zu einem Kondistrikte gehörenden Orte Temerin waren 1600 bisher dort ansässige Serben mit ihrer beweglichen Habe in den Tschaikisten-Distrikt ausgewandert, um nicht Leibeigene der Familie Szechen zu werden, die Temerin vom Könige als Donation erhalten hatte.

Mein Grossvater Hohensinner, damals Hauptmann, war mit der Leitung des Baues der neuen Ortschaft auf einer noch unbewohnten, mitten im Bataillonsbezirke gelegenen Haide und dann mit dem Kommando der daselbst gebildeten 4. Kompagnie betraut.

Noch nach vier Dezennien rühmten mir gegenüber ältere Leute die Umsicht und Humanität, die Hohensinner bei Lösung dieser Aufgabe entwickelt hatte.

Die letzte Ansiedlung, Nadalj, erfolgte 1801 durch 100 Familien, die aus Cep im Bácser-Komitat gekommen waren.

An der Westgrenze des Tschaikisten-Distriktes befanden sich linienartige Wälle, welche «Römerschanzen» hiessen und es wohl auch waren, da sie sich ihrer Lage nach offenbar zum Schutze des Abschnittes im Winkel zwischen Donau und Theiss gegen die Barbaren aus Westen und Norden eigneten.

Sonst waren im Titler Distrikt weder Ruinen noch andere Altertümer zu sehen. Auf dem Titler Plateau sollen zwar die Römer ein Castrum und die Magyaren zur Zeit Hunyadys ein burgartiges Kloster erbaut haben, und es werden wohl auch in der Türkenzeit solide Bauten ausgeführt worden sein; Reste davon wurden jedoch erst in neuerer Zeit entdeckt, seit archäologische Forschungen in rationeller Weise betrieben werden.

Die erste Schule, die ich besuchte, war eine sogenannte Normal-Hauptschule. Ihre erste Organisation, sowie jene aller übrigen in den Stabsorten der Grenzregimenter erfolgte in den Jahren 1775

bis 1781, nach der von Fellinger aus Sagan beantragten Methode, die von der Kaiserin Maria Theresia in den österreichischen Erbländern eingeführt worden war. Ausser den Elementargegenständen waren Zeichnen, Latein, Mathematik, Naturlehre, Erdbeschreibung, Welt- und vaterländische Geschichte, ja selbst Haushalt, Landwirtschaft, Zivil- und Kriegsbaukunst vorgeschrieben.

Dieser im fortschrittlichen Geiste Kaiser Josefs entworfene, über fünf Klassen verteilte Lehrplan war wohl stark überladen. Er blieb auch nur kurze Zeit in Wirksamkeit, wurde jedoch nicht bloss entlastet, sondern auch rückschrittlich gestaltet. Dieser Rückschritt dauerte bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, weit über die Jahre hinaus, in denen ich die Schule besuchte.

Der Schuldirektor Begry, ein Magyare, die Ober- und Unterlehrer, Csicserics und Kossovac, dann der Schulgehülfe Kukuljan, Südslaven, jedoch, wie Begry, Katholiken, waren fähige, humane, im Benehmen musterhafte Männer. Ich hatte sie alle gern, erfreute mich auch ihres Wohlwollens, befriedigte sie aber weder durch Fortschritte noch Fleiss. Der Drang nach Wissen und geistiger Tätigkeit erwachte in mir erst in späteren Jugendjahren, aber dann in fast leidenschaftlicher Weise.

Die Grossmutter Mollinary, in deren Hause ich während der ersten vier Schuljahre mich befand, war seit 1808 Witwe. Ihr Mann starb als Oberleutnant infolge von Krankheiten, die er sich in den Feldzügen zugezogen. Seine fünf Söhne hatten wieder sämtlich die militärische Laufbahn ergriffen. Es war eben in all ihren Zweigen eine Soldatenfamilie. Die Knaben kannten keinen anderen Beruf, als den des Offiziers, keinen andern Wunsch, als wie ihre Väter, dem Kaiser in der Armee zu dienen. Das älteste Kind, mein Vater, wurde 1809 zum Offizier im Bataillon befördert, und zwei Söhne, Josef und Emil, in die Neustädter Akademie aufgenommen. Als ich 1826 nach Titel kam, war nur noch das jüngste Kind, der Sohn Leopold, zu Hause. Doch auch dieser verliess dasselbe schon im nächsten Jahre, als er vom Kadetten zum Offizier vorrückte. Ein Sohn, Anton, war als Kadett zum 61. Infanterie-Regimente übergetreten, und die Tochter Christine hatte den Leutnant Karl Kratky, einen Böhmen, geheiratet, der 1819 vom Bombardiercorps zu den Tschaikisten versetzt worden war.

Das Leben im Hause der vereinsamten Frau entbehrte viele jener Reize, welche das grosselterliche in Neusatz für mich gehabt

hatte. Die wackere Frau behandelte mich wohl gut und nachsichtig, aber nicht zärtlich. Meine Gedanken zogen daher beständig nach Neusatz, und sehnsüchtig sah ich den Ferienzeiten entgegen, die ich stets dort zubrachte.

Neben den Schulgegenständen sollte ich auch in der Musik ausgebildet werden, aber Anlagen hiefür fehlten mir ganz. Mein Lehrer, Kapellmeister im Bataillon, ein Böhme, war ein geschickter Musiker, die Mühe jedoch, die er sich sieben Jahre hindurch am Klavier und zuletzt auch auf der Flöte mit mir gab, war eine vergebliche. Den Gang zum Unterricht in seine Wohnung unternahm ich aber gerne, weil Wanya mich nicht strenge zum Lernen anhielt, ja sogar duldete, dass ich, statt auf dem Klavier zu klimpern, seinen besonderen Arbeiten zusehen durfte. Er war ein wahrer Tausendkünstler im Drechseln und Schnitzeln von allerlei Gegenständen aus Holz. Dann füllte er manche Stunde mit Erzählungen aus, namentlich von Ereignissen im Hause der Grosseltern Hohensinner, wo er, als sie in Titel sich befanden, gut aufgenommen war, und erwähnte auch, wie er mich, gleich nach meinem Eintritt in die Welt, mit seiner Kapelle begrüsst hatte. Wenn ich nach mehr als sechzig Jahren eines der wenigen Stückchen, die meinen Fingern noch geläufig sind, auf dem Klavier spiele, dann tritt mir immer das Bild des guten, freundlich lächelnden, behäbigen Mannes vor Augen.

Sonst gab es für mich nur wenig Zerstreuung. Die Zeit ausserhalb der Schule hatte ich zu Hause ohne Spielkameraden zu verbringen. Doch sind mir angenehme Winterabende in Erinnerung, an welchen die Grossmutter Märchen aus dem Riesengebirge, von Rübezahl und andere zum besten gab, oder wenn Besucher kamen, die in Erzählungen und Liedern Sagen aus der grossen Serben- und aus der darauf gefolgten bösen Türkenzeit vortrugen.

In angenehmer und nützlicher Weise wurde manche freie Stunde mit dem Lesen von Jugendschriften ausgefüllt, mit denen Grossvater Hohensinner mich stets versah. Eine der ersten und von nachhaltigster Wirkung war Campes «Robinson der Jüngere». Wie wohl bei den meisten, die in früher Jugend diese Erzählung in die Hand bekamen, haben auch bei mir die in demselben enthaltenen natürlichen, einfachen, leicht verständlichen Schilderungen menschlicher Findigkeit und Anpassung mein Denken erregt und es nachhaltig beeinflusst. Noch jetzt, am späten Abend des Lebens, treten manchmal die

Episoden des allmählich aus dem um mehr als einhalb Jahrhundert älteren Werke «Robinson Crusoe» hervorgegangenen jüngeren Buches in meiner Erinnerung hervor.

Grossmutter Mollinary fiel der Cholera zum Opfer, die im Sommer 1830 zum ersten Male im Süden von Ungarn epidemisch auftrat.

Ich hatte eben die Normalschule beendet und war in die mathematische Schule eingetreten.

Während der drei Jahre, in denen ich diese besuchte, kam ich in das Haus des Grossonkels Rausch, eines Niederösterreichers, der eine Schwester der Grossmutter Hohensinner geheiratet hatte. Er war eben als Hauptmann in den Ruhestand getreten und in Titel im eigenen Hause eingezogen. Rauschs waren kinderlos und hatten meine älteste Schwester Karoline zu sich genommen, die mir nun ein sehr lieber Spielgenosse wurde.

Die beiden Alten lebten in behaglichen Verhältnissen und bestem Einvernehmen. Mit grossem Wohlwollen behandelten sie stets meine Schwester und mich. Der Onkel unterhielt mich manchmal mit Erzählung seiner Erlebnisse in den französischen Kriegen. Er schilderte so lebhaft und plastisch, wie er im Jahre 1814 über den Mincio, den Po und den Tessin, einmal unter dem Feuer der Franzosen, Brücken geschlagen und abgebrochen hatte, dass mir die betreffenden Örtlichkeiten wie schon bekannt schienen, als ich in den Kriegen 1848 und 1849 nach Pozzolo, Occhiobello und Sesto Calende gelangte.

Die mathematische Schule in Titel war eine militärtechnische Anstalt, in welcher in drei Klassen Algebra, Geometrie, Mechanik, Situation-, Geometral- und Perspektivzeichnen, dann Katastralaufnahme ausführlich und gründlich gelehrt, deutsche Sprache, Geographie und Geschichte nur nebenbei, Naturwissenschaften aber gar nicht vorgetragen wurden.

Es waren eben als Lehrer nur ein Offizier, der obenerwähnte Kratky, und ein wie dieser im Bombardiercorps ausgebildeter Unteroffizier, Feldwebel Stuchlik, bestellt. Da sie aber fähig und fleissig waren, so erzielten sie, besonders in den erstangeführten Gegenständen, ganz gute Erfolge. So hatte ich in der Mathematik solche Fortschritte gemacht, dass ich, von Titel nach Tuln gekommen, vom Professor der Geometrie zeitweise mit seiner Vertretung in der Klasse betraut werden konnte.

Das Artilleriefach wurde auch praktisch gelehrt, vom Erzeugen der Patronen bis zum Schiessen nach der Scheibe, sowohl vom Lande als vom Schiffe aus. Die Arbeiten im Zeughause waren ersehnte Unterhaltungen.

Einen guten Anschauungsunterricht gewährte der Besuch des Schiffsarsenals, wo die nicht im Dienst stehenden Tschaiken im Trockenen untergebracht waren. Das Vomstapellassen und wieder Anslandziehen, die Reparatur und der Neubau der Schiffe, sowie überhaupt die Arbeiten in den verschiedenen Werkstätten interessierten mich so sehr, dass ich viele freie Stunden dort zubrachte. Allenthalben herrschte musterhafte, auf schnelle Aus- und Abrüstung der Fahrzeuge berechnete Ordnung. Die Einrichtungen wurden von Offizieren und Werkmeistern getroffen, die von der Kriegsmarine nach Titel kommandiert waren.

Die Mehrzahl der Frequentanten der mathematischen Schule waren assentierte Leute aus Grenzerfamilien, davon die der letzten Klasse bereits in Korporal- und Feldwebelchargen.

Die Herbstmanöver zu Wasser und zu Lande hatten sie mit ihren Kompagnien zu machen.

Die wenigen, nicht assentierten Zöglinge, meist jüngere Offizierssöhne, waren davon ausgeschlossen. Sie durften allerdings bei den Übungen der Truppe am Lande neben den Abteilungen einherlaufen und bei den Manövern der Flottille auf der Theiss vom Ufer aus zusehen.

Die Flottille bestand aus ungefähr 30 galeerenartig gebauten, ungedeckten Schiffen, die nach Grösse und Armierung: Ganz-, Halb- und Viertel-Tschaiken, dann Patrouillen-Boote hiessen.

Die erste Gattung war mit einer 18-pfündigen Kanone im Bug, einer 10-pfündigen Haubitze im Stern und drei Einpfündern auf jeder Seite ausgerüstet. Zur Bewegung dienten hauptsächlich Ruder, ausnahmsweise auch Segel. Die Zahl der Ruder betrug auf den grossen Schiffen 40, zwei Ruderer für jedes.

Die Manöver der Flottille gewährten ein anziehendes Schauspiel.

Zuerst kamen die Tschaiken in einfacher oder in Doppelkolonne aus der Ferne heran, gingen dann in eine Front- oder in eine Staffelstellung über, bewegten sich, so formiert, nach vorne und nach rückwärts, markierten Angriffe gegen feindliche Schiffe oder gegen einen Ort am Ufer, bewirkten die Landung eines Teils der Mannschaft u. dgl.

Schluss- und Produktionsmanöver wurden im Feuer ausgeführt und endeten mit einer Generaldecharge und Defilierung.

Der Kommandant der ganzen Abteilung leitete von einem kleinen, raschbeweglichen Ruderboote aus die Evolutionen, ähnlich wie ein Stabsoffizier zu Pferde sein Bataillon auf dem Exerzierplatze führt. Ein Sprachrohr diente zur Vermittlung der Kommandoworte.

Wie im Kriege, wurden auch im Frieden die Tschaikisten den Pontonieren zu aushülfsweisen Dienstleistungen zugeteilt. Diese bestanden in der Beaufsichtigung der grossen Schiffbrücke, die damals auf der Donau zwischen Peterwardein und Neusatz bestand, dann der Verfrachtung von Verpflegsartikeln und sonstigen Gütern des Militärärars auf den schiffbaren Flüssen Ungarns.

Bei dem Mangel an Strassen bildeten diese Flüsse während des grössten Teils des Jahres die hauptsächlichsten Kommunikationslinien. Zur Leitung der Militär-Wassertransporte und zur Herstellung von Brücken waren seit Verdrängung der Türken aus Ungarn an der Donau kaiserliche Schiff- und Brückenmeister-Ämter bestellt, aus deren Personale im Jahre 1767 das Pontonier-Bataillon errichtet wurde. [1])

Bei diesen Transporten wurden sehr grosse, gedeckte, noch nach römisch-griechischen Mustern erbaute Schiffe verwendet. Die Bewegung erfolgte bergwärts mittels Ziehen durch Pferde, Ochsen oder Menschen, talwärts durch die Strömung und einige Ruder.

An einem langen Taue, das vom Schiffe weit nach vorne zum Ufer reichte, waren bis 50 und mehr Tiere oder Menschen eingespannt, die, am Uferrande gehend, das Fahrzeug stromaufwärts schleppten.

Der Uferrand hiess zwar «Treppelweg», aber es war nur eine Naturbahn, die ihre Lage mit dem wechselnden Wasserstande änderte. Oft führte sie durch Schlamm, Gestrüppe und Wasser, das dem Menschen manchmal bis an die Brust reichte. Die Passierbarkeit solcher Stellen wurde durch einen vorausgehenden Reiter mittels einer Sondierstange geprüft.

Noch überkommt mich Grauen, wenn ich an die Szenen von Tier- und Menschenquälerei denke, die da vorkamen. Während

[1]) Geschichte des Pionier-Regimentes von Hauptmann Brinner. Wien 1878—1881.

der Zeit der offenen Schiffahrt ging es Tag um Tag, von früh bis in die Nacht, mit nur kurzen Ruhepausen unter Schreien, Peitschengeknall und Hieben vorwärts, immer vorwärts. Dennoch waren die meisten Schiffsknechte Freiwillige, die ihr Leben auf andere Art nicht zu fristen vermochten. Nur ein Teil bestand aus zum Tode verurteilten Verbrechern, die zum Schiffziehen «begnadigt» worden waren.

Die Beistellung solcher Schiffszüge für Ärarialtransporte erfolgte durch Zivilunternehmer. Das Militär hatte bloss die Leitung der Fahrt, Beaufsichtigung der Ladung und Bewachung der Sträflinge zu besorgen.

Die enormen Fortschritte der Technik beseitigten bald auch diese barbarische Verwendung von Menschen und Tieren. Schon Mitte der Vierzigerjahre konnte man zwischen Semlin und Pest, wo die Donau schon tief und breit ist, einzelne Dampfer sehen, die bis zu 15 Booten, mit 60,000 und mehr Zentnern Ware beladen, tal- und bergwärts schleppten.

I. Periode
1833—1836

In der Tulner Pionier-Schule

Pionierkadett. — Reise nach Tuln. — Tulnerschule. — Professoren. — Zöglinge. — Erstes Avancement. — Kaiserkadett. — Ausmusterung. — Urlaub.

MEIN Vater hätte gewünscht, einen Platz für mich in der Neustädter Militär-Akademie zu erhalten und war auch um einen solchen eingekommen. Die Entscheidung aber erfolgte erst zu einem Zeitpunkte, in welchem ich das für den Eintritt festgesetzte Alter überschritten hatte, und es wurde unter Berufung auf diesen Umstand das Gesuch abschlägig beschieden.

Nach der Neustädter- und nach der Ingenieur-Akademie, in welch letzterer einen Platz zu erhalten für mich keine Aussicht bestand, galt die Tulner Pionier-Schule als unsere beste militärische Unterrichts- und Bildungsanstalt.

Onkel Franz Hohensinner war Hauptmann im Pioniercorps. Er erwirkte meine Assentierung als Kadett ins Corps und dadurch auch meine Aufnahme in die Tulner Schule. Zur Assentierung und auch für den Eintritt in diese Schule wäre ich, mit kaum vollendetem dreizehnten Jahre, wieder zu jung gewesen. Diesen Anstand beseitigte jedoch der gute Titler Pfarrer, der meinen Taufschein ausfertigte, durch einen «Schreibfehler», indem er als Geburtsjahr 1819 angab, während 1820 richtig gewesen wäre.

Am 1. Oktober 1833 legte ich den Soldateneid ab. Es geschah in feierlicher Weise vor der Hauptwache in Titel, und der Gedanke, nunmehr der grossen, ruhmreichen Kaiserlichen Armee anzugehören, erfüllte mich mit Stolz.

Bald darauf trat ich die Reise nach Tuln an. Bis Neusatz brachten mich meine lieben Eltern. Von da weiter war ich der Obhut eines älteren Kadetten des Bombardiercorps, Vincenz Musik, anvertraut, der von Peterwardein nach Wien einzurücken hatte.

Bis Pest ging es in einem mit fünf Pferden bespannten, grossen, leeren Frachtwagen, der auf der Rückfahrt nach Neusatz Kaufmannsgüter zu bringen hatte. Da die Witterung günstig und die Pferde gut waren, konnten die 280 Kilometer über Theresiopel und Halas nach der ungarischen Hauptstadt in drei Tagen zurückgelegt werden. Aber mir schien die Zeit endlos; denn ein über den Wagen gespanntes Schilfrohrdach beschränkte die Aussicht auf einen schmalen Streifen in der Richtung der Fahrt und liess nichts sehen, als was unmittelbar am Wege lag. Dies war aber ausserhalb der Ortschaften wenig genug: einzelne Fuhrwerke, Herden, Ziehbrunnen und Hütten.

Pest war damals noch eine kleine Stadt, die sich überdies von den Verwüstungen durch das Hochwasser im Jahre 1830 noch nicht ganz erholt hatte. Die Verbindung mit Ofen war durch eine Schiffbrücke hergestellt, die im Winter während der Eiszeit ausgehoben werden musste.

Von Pest weiter fuhren wir in einem grossen, schwerfälligen Postwagen auf dem rechten Donauufer und kamen am dritten Tage nach Kaiser-Ebersdorf, einem Vororte von Wien, wo mein gemütlicher Reisementor mich dem Onkel Franz übergab, der hier mit seiner Pionier-Kompagnie in Garnison stand. Hier wurde ich vollständig als Pionier adjustiert, ausgerüstet und bewaffnet. Hechtgrauer Frack mit Schwalbenschweif und grünen Aufschlägen, weisse Kniehosen, hohe schwarze Gamaschen, Corséhut mit aufrecht stehendem schwarzgelbem Federbusch, langes Infanterie-Gewehr mit Steinschloss und Bajonett, Säbel mit sägeförmigem Rücken. Hosen und Gamaschen waren so eng anliegend gemacht, und es mussten erstere so gespannt getragen werden, dass sie nicht bloss unbequem waren, sondern anfangs auch am Gehen hinderten.

Auf der Fahrt nach Tuln hielten wir uns zwei Tage in Wien auf, damit ich auch die Residenz sehen könne. Die hohen Häuser und Paläste, die glänzenden Auslagen der Kaufmannsläden, das grossstädtische Treiben in den Gassen, die vollen Theater erregten und fesselten mein Interesse in hohem Masse. Zuletzt aber war ich durch die mannigfaltigen neuen Eindrücke derart ermüdet, dass ich erst frei atmete, als die Reise über Klosterneuburg nach Tuln weiterging.

Die Errichtung einer stabilen Anstalt zur Ausbildung von Offizieren für das Pioniercorps war, wie so vieles andere Gute in der Armee, dem Feldmarschall Radetzky zu danken. Er hatte dieser Truppe in den Jahren 1796 bis 1799 als Major angehört und mit von ihm errichteten Bataillonen die Feldzüge jener Zeit in Italien mitgemacht.

Bald nach seiner Ernennung zum Chef des Generalquartiermeister-Stabes im Jahre 1809 erwirkte er die Aufstellung der erwähnten Schule in Korneuburg. Die Zeiten waren jedoch der Entwicklung des Schulwesens wenig günstig, und so begann die eigentliche Organisation der Anstalt erst im Jahre 1816.

Im Jahre 1828 wurde die Schule nach Tuln in ein an der Donau gelegenes ehemaliges Klostergebäude verlegt. Hier blieb sie durch vier Jahrzehnte, bis ihre Verlegung nach Hainburg aus Sanitätsrücksichten infolge wiederholt ausgebrochener Typhus-Epidemien notwendig wurde.

Der Lehrplan war ungefähr jenem gleich, der in den Fünfzigerjahren für die österreichischen Realschulen festgesetzt wurde. Er genügte deshalb nur für die unteren Offiziersgrade, und es hatten die Höherstrebenden sich noch vieles anzueignen.

Die Lehrer und das Aufsichtspersonal waren unter den besten Kräften des Pioniercorps ausgewählt. Sie wurden nach je drei bis vier Jahren gewechselt. Dadurch in stetem Kontakt mit der Truppe, unterhielten sie auch in der Schulanstalt jenen vorzüglichen militärischen Geist, der das Pioniercorps stets auszeichnete und auch seine Schule vor manchen Missständen bewahrte, die bei anderen, mehr in sich abgeschlossenen Bildungsanstalten einzutreten pflegen.[1])

Das Lehrpersonal bestand ausser dem Kommandanten, einem Hauptmann, noch aus sieben Subalternoffizieren und drei Kadetten.[2])

Durchgehends intelligente, der Jugend gut gesinnte, gerechte, taktvolle Männer, verstanden sie nicht bloss, gut zu unterrichten, sondern wirkten auch auf die Entwicklung der Charaktere günstig

[1]) In der in den Jahren 1878—1881 erschienenen Geschichte des Pionier-Regimentes von Hauptmann Brinner ist auch das Wichtigste aus der Geschichte der Pionierschule enthalten.

[2]) Im Jahre 1895 waren in der Pionier-Kadettenschule: ein Major als Kommandant, vierzehn Offiziere, vier Professoren als Lehrer, ferner zwei Offiziere, einer als Adjutant und einer als Ökonomieoffizier.

ein und weckten Pflichtgefühl, sowie Liebe zum Stande, ohne gleichzeitig krankhaften Ehrgeiz grosszuziehen.[1])

Als Zöglinge wurden Kadetten und auch Mannschaft des Pioniercorps, dann Kadetten der Infanterie, Jäger und Kavallerie aufgenommen. Zu meiner Zeit befanden sich in der Schule beiläufig 80 Pioniere und 70 Zöglinge von andern Truppen. In den Schlafzimmern und im Speisesaale, sowie während der freien Zeit waren die Kadetten von der Mannschaft getrennt. Erstere waren meist wohlerzogene, junge Leute aus besseren Familien. Es herrschte ein anständiger, gut kameradschaftlicher Ton, wobei es jedoch an übermütigen Neckereien nicht fehlte. Für gute Lektüre in freien Stunden war gesorgt. Während der drei Jahre, die ich in Tuln zubrachte, kam mir ein der Jugend gefährliches Buch nicht in die Hand. Angemessene Unterhaltungen gab es auch. So wurde einmal «Wallensteins Lager» aufgeführt. Die Hauptrollen: Wachtmeister, Trompeter, erster Holkscher Jäger, Kapuziner, Marketenderin, wurden von Kadetten vorzüglich gespielt. Mir war die kleine Rolle eines Kroaten zugefallen, der — bei meiner Schüchternheit betrachtete ich es als ein Glück — nur in einer Szene ein paar Worte, darunter: «Nix, Nix, willst mich betrügen, Schütz!» zu sagen hat. Das Lied: «Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!» wurde noch lange Zeit, so oft sich nur die Möglichkeit ergab, gesungen. Die Kostüme hatte das Wiener Burgtheater geliehen; sie liessen nichts zu wünschen übrig.

Bei den praktischen Übungen: Wasserfahren, Brückenschlagen, Schanzenbau und Schwimmen, ging es zeitweise auch recht lustig zu. Bei einem Produktions-Brückenbau war ein mittleres Feld nur aus den zwei Randbalken und darüber gelegten, in der Mitte quer halbdurchsägten Pfosten hergestellt worden. Nach Vollendung der Brücke sollte, wie man dem fremden Publikum scherzhaft zu verstehen gab, eine Belastungsprobe erfolgen. Eine nur in leinene

[1]) Kommandanten waren: Hauptmann Franz von Kegeln, ausnahmsweise lange Zeit, vom Jahre 1823—1835, und nach dessen Beförderung zum Maior im Jahre 1835 Hauptmann Max Baron Hallegg. Professoren waren in den Jahren 1833—1836 die Oberleutnants Ludwig Valleregno, Adolf von Schiller, Alexander von Nagy, Leopold von Bayer, Karl Csermak und Gustav Hauska, dann die Leutnants Kasimir Thürmann, Franz Eisenbach, Adolf von Kliment, Adolf von Loibl und Franz Preissler. Die beiden Kommandanten und vier der andern Offiziere waren Zöglinge der Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt.

Oberanzüge gekleidete Abteilung guter Schwimmer marschierte in geschlossener Formation über die Brücke. Das plötzliche Einstürzen des erwähnten Brückenfeldes unter der lebenden Last, die Hülferufe der jungen Leute, ihr Untersinken im Wasser, die gut gespielte Bestürzung des Kommandanten, das Herbeieilen der Rettungskähne versetzten die zahlreichen, auf den Scherz nicht vorbereiteten Zuseher in Angst und Schrecken, uns aber belustigte die Komödie im höchsten Grade.

Ein Klassenkamerad von mir war Arthur von Görgey, der nachmalige Insurgentenführer in Ungarn. Fast um drei Jahre älter als ich, war er ein Jahr vor mir in Tuln eingetreten. Da er aber die Vorbereitungsschule mitmachen musste, in die einzutreten ich, dank den in Titel erworbenen Kenntnissen in der Mathematik, nicht nötig hatte, gelangte ich mit ihm gleichzeitig in den ersten Jahrgang. Er behauptete sich in allen drei Jahrgängen als der erste der Klasse. Während ich vollkommen neidlos blieb, war er mir gegenüber zurückhaltend und befangen. Als wir uns nach erlangter Offiziers-charge wieder begegneten und ich ihm einen Beweis kameradschaftlicher Teilnahme geben konnte, gestand er mir, in Tuln einen Rivalen in mir gefürchtet zu haben.

Görgey, ernst, nüchtern und schroff, verstand es nicht immer, die Menschen zu nehmen wie sie sind. Strenge gegen sich selbst, war er es in hohem Masse auch gegen andere; er geisselte rücksichtslos alle Schwächen und zog sich oft ganz unnötigerweise Feindschaften zu.

Nach dem Austritte aus Tuln verbrachte er ein Jahr als Kadett beim 60. Infanterie-Regimente und kam dann im Jahre 1837 als Unterleutnant in die ungarische, damals adelige, Leibgarde in Wien. Hier war er rastlos bemüht, sich militärisch weiter auszubilden. Es gelang ihm jedoch nicht, in der Armee auf eine seinen Talenten und seinem Ehrgeize entsprechende Bahn zu gelangen. Er strebte leidenschaftlich die Zuteilung zum Generalstabe an, ohne dieselbe durchzusetzen. Enttäuscht und missvergnügt trat er Mitte der Vierzigerjahre, bald nachdem er von der Garde als Oberleutnant zum 12. Husarenregimente übersetzt worden war, aus der Armee aus und wandte sich der Technik zu. Beim Ausbruche des ungarischen Aufstandes trat er 1848 als Hauptmann in die Insurrektionsarmee, rückte in derselben schnell bis zum Kommandanten vor, und war auch als Kriegsminister in der revolutionären Regierung tätig. Nach der Abdankung des Gouverneurs Franz Kossuth im August 1849

mit der höchsten Gewalt im Staate betraut, benützte er diese, um vor den Russen die Waffen zu strecken.

Wie er in seinem Werke: «Mein Leben und Wirken in Ungarn 1848 u. 1849, Leipzig, Brockhaus, 1852» [1]) erklärt, hatte er die Waffen nur zur Erhaltung der 48er März- und Aprilerrungenschaften in Ungarn ergriffen, und der im März 1849 zu Debreczin erfolgten Unabhängigkeitserklärung Ungarns seine Zustimmung nicht gegeben.

Aus meinem Jahrgang brachten es: zum Feldmarschalleutnant, Karl von Nagy; zu Generalmajoren, Konstantin Wasserthal und Adolf Freiherr Wimpffen. Aus dem nächsten Jahrgange avancierte Josef Philippovich zum Feldzeugmeister; er führte als solcher im Jahre 1878 unsere Truppen nach Bosnien. Aus der letzten Zeit des Bestandes der Tulner Schule bis zu ihrer im Jahre 1852 erfolgten, leider unzweckmässigen Umgestaltung in eine Unteroffiziers-Schulkompagnie gingen hervor: die Feldzeugmeister Gustav Br König, zuletzt General-Infanterie-Inspektor, Friedrich Br Beck, vom Jahre 1866—1881 Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers und seither Chef des Corps des Generalstabs; dann Rudolf Br Merkl vom Jahre 1882—1889 Sektionschef beim Kriegsministerium und Vertreter des Ministers, und Karl v. Drechsler, ferner die Feldmarschalleutnante Franz Goutta, Friedrich v. Bolzano, Karl v. Schmedes, Anton v. Hilleprandt und Generalmajor Arnold Br König.

Anfang der Dreissigerjahre befanden sich als Zöglinge in der alten Pionierschule auch spätere Admirale unserer Kriegsmarine, darunter Ludwig Fautz, der in den Jahren 1866—1869 an der Spitze der Marine stand, Bernhart von Wüllersdorf, der Weltumsegler (1858 u. 1859) und Handelsminister (1866 u. 1867).

Es war bisher üblich gewesen, die besten Zöglinge des zweiten Jahrganges noch während des Kurses oder doch am Ende desselben zu Korporalen zu befördern. Im Laufe des Schuljahres wurde den beiden ersten meiner Klasse diese Auszeichnung zu teil. Zum Jahresschluss wäre ich als der dritte berechtigt gewesen, auf diese erste Stufe der militärischen Hierarchie erhoben zu werden. Mittlerweile hatte

[1]) Dieses Werk und Görgeys 1881 veröffentlichte Widerlegung von Kossuths Angriffen gegen ihn verdienen von jedem gelesen zu werden, der sich für vertrauenswerte Beiträge zur Geschichte Ungarns aus jenen Jahren interessiert. Mit angeborener Strenge und manchmal mit bitterem Sarkasmus, aber getreu und wahr, schildert Görgey Personen und Zustände genau, wie er sie gekannt hatte.

aber ein Wechsel in der Person des Kommandanten stattgefunden, und der neue Hauptmann Hallegg unterliess es aus unbekannten Gründen, mir und meinen im Range nächsten Kameraden die grosse Freude dieses ersten Avancements zu bereiten. Wir selbst erlaubten uns zwar keine laute Klage, unsere guten Professoren hatten jedoch Mitleid und forderten mich und einen zweiten anspruchberechtigten auf, uns zum Rapport zu melden und die Bitte um die herkömmliche Begünstigung vorzubringen. Der Hauptmann war über diesen Schritt sehr ungehalten, verwies den diensttuenden Feldwebel und entliess uns in ungnädiger Weise.

Nun traten die Offiziere für die Angelegenheit ein, und in acht Tagen brachte der Tagesbefehl einen Erlass des Obersten, der unsere Beförderung enthielt. Es wäre von Seite der Offiziere wohl korrekter gewesen, wenn sie sich gleich selbst der Sache angenommen und uns nicht vorgeschoben hätten. Indessen, unser ersehntes Ziel war erreicht, wir durften uns mit dem berühmten Haselstocke schmücken und, ihn in der Hand haltend oder am Säbel nachschleppend, freudig und stolz als «Korporale vom Tage» einherschreiten, wobei wir nur bedauerten, dass Arretierungen oder Begleitung von Arrestanten so selten vorkamen.

Einige Zeit später wurde ich plötzlich zum Hauptmann gerufen. Er teilte mir mit, dass der zweite Inhaber des Erzherzog Friedrich 14. Infanterie-Regiments, Feldmarschalleutnant Faber, einen Tulner Zögling für die Stelle eines «Kaiser-Kadetten» zu erhalten wünschte. Da ich hierzu «besonders gut geeignet sei», eine solche mit Beförderung verbundene Übersetzung für mich auch sehr vorteilhaft wäre, so wolle er, der Hauptmann, mich in Vorschlag bringen, wofern ich meine Zustimmung gebe.[1])

In jugendlicher Unüberlegtheit und gereizt durch die Aussicht, nach Italien zu kommen, wo das Regiment stationierte, und wohin sich alle, besonders die jüngeren österreichischen Soldaten sehnten, willigte ich gleich ein, und vertauschte schon nach wenigen Wochen den hechtgrauen Rock mit dem weissen, die grünen Aufschläge mit den gelben.

[1]) Für jedes Infanterie-Regiment waren 6 und für das Bombardiercorps 30 Kaiserkadetten sistemisiert. Zu dieser bevorzugten Charge konnten nur Offizierssöhne gelangen. Sie bezogen statt täglicher Löhnung eine Monatsgage von *7 Gulden 30 Kreuzern!* Jene der Infanterie hatten überdies den Anspruch, nach ihrem Range in die dritten sich ergebenden Fähnrichs-, beziehentlich Unterleutnantsstellen vorzurücken.

zu Ross erscheinen und die Escadron auf Spazierritten in der Umgebung begleiten durfte. Es bestand dabei für den noch schwachen Reiter eine Gefahr nicht, denn diese Ritte geschahen damals in vorsichtig langsamem Tempo. Übungsmärsche auf längeren Strecken und in schnelleren Gangarten, das Nehmen von grösseren Hindernissen lagen noch ganz ausserhalb der kavalleristischen Gepflogenheit.

* * *

Anhang.

K. k. Pioniercorps-Schule.

Conduite und Verwendungs-Zeugnis.

Truppenkörper: *16. Infanterie-Regiment.*
Charge: *Kaiser-Kadett.*
Name: *Anton Mollinary.*
Geburtsjahr: *1820.*
Religion: *Katholisch.*
Mass: *5 Schuh 6 Zoll 3 Strich (1.74 m).*
Geburtsort: *Titel in Ungarn.*
Stand des Vaters: *k. k. Hauptmann.*
Beihülfe: *Monatliche Zulage.*
Tag der Assentierung: *1. Oktober 1833.*
Zuwachs bei der Schule: *11. November 1833.*
Unterrichtsklasse: *3. Jahrgang.*
Gesundheit: *Gute.*
Gemüt: *Bescheiden und ernst.*
Aufführung: *Sehr gute.*
Fehler: *Keine.*
Talente: *Gute.*
Eifer und Fleiss: *Sehr viel.*
Sprachen: *Deutsch und illyrisch.*

Verwendung und gemachte Fortschritte.

Lesen: *Sehr gut.*
Schönschreiben: *Gut.*
Rechnen: *Sehr gut.*
Arithmetik und Algebra: *Sehr gut.*
Geo-, Stereo- u. Trigonometrie: *Sehr gut.*
Mechanik: *Sehr gut.*
Militär-Aufnahme: *Gut.*
Ökonomie-Aufnahme: *Gut.*
Linien-Zeichnen: *Gut.*
Situations-Zeichnen: *Gut.*
Perspektiv- und Projektions-Zeichnen: *Sehr gut.*
Fortifikation: *Sehr gut.*
Materiallehre: *Sehr gut.*
Strassen-, Wasser-, Brückenbau: *Sehr gut.*
Geographie und Statistik: *Sehr gut.*
Geschichte: *Sehr gut.*
Deutsche Sprachlehre: *Sehr gut.*
Dictando: *Sehr gut.*
Militär-Geschäftsstil: *Ziemlich gut.*
Felddienst: *Gut.*
Dienst-Reglement: *Gut.*
Exerzier-Reglement: *Gut.*
Adjustierung: *Gut.*
Fechten: *Gut.*
Schwimmen: *Abrichter.*
Wasserfahren: *Gut.*
Verspricht für die Zukunft: *Sehr viel Brauchbarkeit.*
Anmerkung: *Hat den Cours sehr gut vollendet und ist mit dem Unteroffiziers-Ehrenzeichen beteilt worden.*

Tuln, am 20. September 1836.

HALLEGG
Hauptmann, Schul-Kommandant.

II. Periode
1837—1840

Bei der Infanterie und den Pionieren

A. Kadett im 16. Regimente (1837).

Reise Titel-Treviso. — Kadettenleben.

ENDE Dezember hatte ich beim Regimente in Treviso einzutreffen; Mitte des Monats musste daher die Reise dahin angetreten werden. Es war dies bei den damaligen Kommunikationsmitteln und mitten im Winter kein leichtes Unternehmen. Zufällig aber gestaltete es sich für mich weniger beschwerlich, als man besorgte. Ein Marine-Artillerieoffizier, Oberleutnant Marchesi, war mit neuartigen Geschützlafetten für Tschaiken nach Titel gekommen und hatte jetzt wieder nach Venedig zurückzukehren. Da er einen Unteroffizier und seinen Diener, sowie eine Anzahl Werkzeuge mitzunehmen hatte, waren ihm zwei Vorspannwagen angewiesen. In diesen hatte er gerade für mich und mein Köfferchen noch Platz, den er mir zuvorkommendst einräumte.

Von Titel über Neusatz, Essek, Agram, Fiume bis Triest mussten in jeder Marsch- oder Vorspannstation, also über 50 Mal, die Wagen gewechselt, die Dächer aus Schilfrohrmatten neu angebracht, das Gepäck übertragen und die Sitze hergerichtet werden. Strassen mit Steinunterlagen gab es nur von Agram weiter. Bis dahin waren bloss Naturwege über humusreichen Boden vorhanden. Dazu trat gerade während der Fahrt auf dieser Strecke ungünstiges Wetter ein, indem Tau mit Frost und Regen mit Schnee

wechselten. Von den Mühen und Plagen einer solchen, über 14 Tage dauernden Reise vermögen sich jene, welche heute nur Eisenbahnen oder bequeme Federwagen auf guten Strassen benützen, keine richtige Vorstellung zu machen.

Endlich in Triest angekommen, hofften wir zur Fahrt nach Venedig einen Dampfer benützen zu können. Mit solchen Schiffen wurde diese Linie jedoch nur zweimal die Woche befahren, und es hatte eines bei unserer Ankunft eben den Hafen verlassen. Marchesi aber drängte es derart nach Venedig, dass er auf den nächsten Dampfer nicht warten wollte, sondern uns auf einem kleinen Segelboote einschiffte, das noch am Abend Triest verliess und am nächsten Morgen Venedig erreichte. Ein tückischer Zufall liess während der Fahrt einen Matrosen der Bemannung an Altersschwäche sterben. Nun hiess es an der Einfahrt in die Lagunenstadt, im Hafen des Lido, in Kontumaz gehen. Marchesi, dessen Vater Stabsarzt bei der Marine und den Kontumazbeamten bekannt war, wusste sich der Gefangenschaft zu entziehen und verliess uns mit dem Versprechen, unsere baldige Befreiung veranlassen zu wollen.

Es war früh am Morgen, als er in die Stadt fuhr; die Kommission erschien aber an diesem Tage nicht und liess uns den Christabend in trauriger Einsamkeit begehen. Auch am folgenden, dem ersten Weihnachtstage, scheint sie verhindert gewesen oder wir ganz vergessen worden zu sein; erst am dritten Tage kamen die Herren gemächlich dahergerudert und gaben uns frei, die «libera pratica» erteilend, ohne vorher viel Zeit mit Förmlichkeiten zu verlieren, oder besondere Erhebungen zu pflegen.

Derselbe Lloyddampfer, auf dessen Rückkehr wir in Triest nicht hatten warten wollen, war mittlerweile an unserem Trabacolo vorbei nach Triest zurückgefahren und von dort wieder nach Venedig gekommen!

Die Tage am Lido, damals einer wenig bevölkerten kahlen Düne, erschienen mir, wie begreiflich, sehr lang. Die Gesellschaft an Bord bestand aus drei Matrosen, dem Korporal und dem Diener, die am Lande aus einigen Zoll- und Hafenwachtmännern, dann den Wirtsleuten einer nahen Schenke; alles Personen niedersten Standes, die nur italienisch redeten, während ich von dieser Sprache mir erst wenige Worte angeeignet hatte.

Unter solchen Verhältnissen, die Königin der Adria mit ihren Kuppeln, Turmspitzen und Palästen in schönster Beleuchtung vor

Augen, ohne mich ihr nahen zu dürfen, war ich wohl zu einigem Unmut berechtigt. Indes der mir angeborene Hang zu jener Einsamkeit, die dem Spiele der Phantasie volle Freiheit lässt, half mir über die monotonen drei Tage glücklich hinweg. Meine Eltern und Verwandten hatten mir immer wiederholt, dass ich auf mich allein angewiesen sei und mein künftiges Schicksal von mir selbst abhänge. So erfüllten mich denn bereits ernste Gedanken, wie meine Zukunft möglichst günstig gestaltet, mein Fortkommen gesichert werden könnte. Die Zukunftsbilder und Pläne, die da auftauchten, waren mitunter recht abenteuerlich, aber die Beschäftigung mit ihnen bewahrte mich vor tollen Streichen, die auf der öden Insel aus Langeweile von einem unreifen Jünglinge leicht hätten begangen werden können.

Endlich in die Stadt gelangt, wurde ich für den unliebsamen Aufenthalt am Lido durch die liebevolle Aufnahme eines Verwandten entschädigt. Wieder war es ein Onkel, Anton, Bruder meines Vaters, der als Oberleutnant und Adjutant im 61. Infanterie-Regimente in Venedig in Garnison lag. Er nahm sich meiner in freundlichster Weise an, liess meine Montur in guten Stand setzen und ergänzen, zeigte mir die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten, sorgte für die Weiterreise, erst per Gondel durch die Kanäle bis Mestre, dann weiter mittels Wagen bis Treviso, und versah mich überdies mit einem sehr wirksamen Empfehlungsbrief an seinen Kollegen, den Adjutanten meines Regimentes.

Das 16. Infanterie-Regiment ergänzte sich aus dem Bezirke Treviso. Es bestand, wie alle andern, aus zwei Bataillonen zu je sechs und einem Bataillon zu vier Kompagnien, ferner aus zwei Grenadier-Kompagnien. Das erste Bataillon stand in Treviso, das dritte in Venedig und das zweite in Cattaro, die Grenadiere lagen in Mailand. Die Dienstzeit der Mannschaft war damals in Italien mit 8 und in den deutschen Erbländern mit 14 Jahren festgesetzt. Soldaten aus den Ländern der ungarischen Krone hatten lebenslänglich, so lange sie tauglich waren, zu dienen. Unfreiwillig das ganze Leben im Mannschaftsstande und meist als « Gemeiner » verbringen zu müssen, war ein gar hartes Los! Der Verbitterung, die zu Widersetzlichkeit und zu excessivem Benehmen führte, fiel auch mancher brav angelegte Mann zum Opfer.

Bei den italienischen Regimentern waren die Offiziere und Kadetten, dann die Administrations-Unteroffiziere meist Deutsche und des

Deutschen kundige Slaven und Ungarn. Meine Kameraden, grösstenteils Offiziers- oder Beamtensöhne, waren zum Teil in den Kadettenkompagnien in Olmütz, Graz und Mailand erzogen, zum Teil aber ziemlich unerzogene Naturkinder. Untergebracht war ich mit drei andern Kadetten in einem kleinen Zimmer der Kaserne. Die Kost, von der deutschen Frau eines Feldwebels bereitet, war einfach, aber schmackhaft und selbst für den Appetit junger Leute ausreichend. Die Zeit des Dienstes wurde im Winter mit Vorlesungen aus den Reglements, mit Besichtigung der Zimmer, Monturen, Rüstungen und Waffen, dann bei Rapporten in gewiss wenig anregender Weise zugebracht. Während der besseren Jahreszeit trat an Stelle der Zimmerbeschäftigung eine solche im Freien, das Abrichten der Mannschaft und Exerzieren in Abteilungen.

Zur theoretischen Aus- oder Fortbildung der Offiziere und Kadetten geschah nichts. Selbst zur Erlernung der Regimentssprache wurden die nicht wenigen, welche ihrer nur mangelhaft mächtig waren, nicht angehalten.

Der Oberst, Graf Kurzrock-Wellingsbüttel, bemühte sich, mit Würde dem Kommando des Regiments vorzustehen, aber die Ausübung der Macht lag ganz in der Hand seines Adjutanten. Leider fehlte auch diesem das Verständnis für die höhere Ausbildung der Truppe. Diese erfolgte damals überhaupt nur durch Radetzky bei den grossen Waffenübungen, zu denen er seit dem Jahre 1831 Brigaden, Divisionen und Corps seiner Armee jährlich im Sommer und Herbste auf verschiedenen Lagerplätzen zu versammeln pflegte. Im September 1837 sollte mein Regiment an solchen Manövern zwischen dem Mincio und der Chiese teilnehmen. Das Auftauchen der Cholera war jedoch schuld, dass sie unterblieben.

Abwechslung in meine dienstliche Beschäftigung brachte die zeitweise Verwendung bei der Pionier-Abteilung des Regimentes als Gehülfe des Kommandanten und bei der Kasernenverwaltung als Zeichner und Schreiber, mit welch letzterem Dienste auch einige Fahrten nach dem nahen Städtchen Conegliano verbunden waren.

Auch wurde mir, nachdem ich ein paar Monate nach dem Einrücken beim Regimente den Rang eines Feldwebels erhalten hatte, die Führung zweier Mannschaftstransporte anvertraut. Der eine ging in drei Märschen nach Belluno, der andere in fünfen nach Udine. Sie gaben mir gute Gelegenheit zu selbständigem Auftreten, und es gelang mir auch, beide Aufgaben zur Zufriedenheit meiner Vor-

gesetzten zu lösen. Einmal erregte ich aber doch den Unwillen des Bataillonskommandanten. Ein längeres Exerzieren an heissem Sommermorgen war nicht so ausgefallen, wie er es mit Rücksicht auf die bevorstehenden grossen Manöver gewünscht hätte. Darüber verstimmt, liess er uns vor dem Kasernentore nochmals defilieren. Ich hatte das Kommando « Habt acht! Links schaut! » überhört und marschierte, müde wie ich war, nicht stramm genug, schleuderte sogar ein wenig mit der Hand. Der Zorn des Kommandanten entlud sich nun über mich. Er sprengte mir nach und schrie: « Wie marschieren Sie, Kadett! Gleich in Arrest! » Betroffen und beschämt ging ich in die Wachtstube. Diese meine erste und glücklicherweise letzte militärische Strafe dauerte jedoch nicht lange. Kaum hatte ich mich beim Wachkommandanten als Arrestant gemeldet, erschien der Adjutant und setzte mich wieder in Freiheit. Die Aufregung des etwas mürrischen, aber im Grunde doch gutmütigen Oberstleutnants war verflogen und die gewohnte nachsichtige Beurteilung solcher Vergehen wieder eingetreten.

Der Mangel an Gelegenheit zur Befriedigung des Wissensdranges, der sich in mir allmählig entwickelt hatte, erzeugte oft ein recht unbehagliches Gefühl, und da auch der Verkehr mit den Kameraden wenig Anregung gewährte, überkam mich wiederholt starkes Heimweh, ein Gefühl des Verlassenseins, wie es mich bisher nie befallen hatte.

Geistige Lichtmomente verdankte ich in dieser Zeit fast ausschliesslich dem Hauptmann Schiller meines Regimentes, der in Tuln mein Professor gewesen, und mich auch jetzt mit gleichem Wohlwollen, wie einst in der Schule, behandelte. [1])

Er gab sich Mühe, die Entwickelung meines Denkens zu fördern. Von Büchern, die er mir zu lesen gab, blieben mir besonders die « Ruinen » von Volney unvergesslich. Die dem Werke eigene tiefsinnige Auffassung der Weltereignisse, der staatlichen und sozialen Einrichtungen der Völker, die humorvolle Schilderung des Tuns und Lassens der Menschen, die Geisselung ihrer Schwächen sprachen mich in ungewöhnlichem Grade an. Alles zu verstehen, dazu war ich im 17. Jahre wohl zu jung. Aber das Gedächtnis bewahrte manches, bis allmählich in späteren Jahren reiferes Denken und äussere Anlässe es zu verwerten vermochten.

[1]) Adolf Freiherr Schiller von Herdern, ein vorzüglicher Zögling der Neustädter Militärakademie vom Jahre 1826, kam bald in den Generalstab, war wiederholt in Verwendung beim Armee-Oberkommando (Kriegsministerium), zuletzt als Vertreter des Ministers, und starb als Feldmarschalleutnant im Ruhestande 1874.

B. Fähnrich und Unterleutnant im 45. Regimente (1838).

Beförderung zum Fähnrich. — In Verona. — Der Regiments-Inhaber. — Von Verona nach Zara. — Zustände im Regimente. — Taktische Ausbildung. — Adjustierung. — Aufhebung der Fähnrichscharge. — Der Gouvernements-Adjutant. — Mannschafts-Transporte. — Brigade-Adjutant.

Nach neunmonatlicher Anwesenheit beim Regimente verschaffte mir abermals ein Onkel, Emil, Bruder meines Vaters, eine Fähnrichsstelle beim 45. Regimente, bei dessen Inhaber er als Oberleutnant Adjutant war. Für mich ein grosser Vorteil, denn im 16. Regimente hätte ich wahrscheinlich noch ein paar Jahre in der Kadettencharge zubringen müssen, auch wenn der Inhaber sein Beförderungsrecht gewissenhaft ausgeübt und bei Besetzung der Stellen nicht so willkürlich vorgegangen wäre, wie dies leider damals und noch durch volle drei Jahrzehnte später bei der Infanterie und Kavallerie üblich war. [1])

Mit der Ernennung zum Offizier begann ein neues, zwar immer noch bescheidenes, aber vielfach angenehmeres Leben. Bei bescheidenen Ansprüchen konnte meine Zukunft als gesichert angesehen werden. Die Zeit von neun Monaten, die ich als Kadett in der Kaserne unter der Mannschaft zubrachte, war mir eine gute Schule für Beurteilung und Behandlung des Soldaten, die mir versagt geblieben wäre, hätte ich, wie es in Aussicht stand, gleich nach dem Austritte aus der Tulner Schule die Offizierscharge erlangt. Für die geringe Verspätung meiner Beförderung zum Offizier hat mich übrigens ein gütiges Schicksal in der Folge durch ungewöhnlich schnelles Vorrücken mehr als entschädigt. Mein neues Regiment war wie das frühere in vier Orten verteilt, je ein Bataillon in Zara, Ragusa und Verona, die Grenadiere in Mailand. Ich hatte Befehl, in Verona, dem Ergänzungsbezirksorte und Domizil des Inhabers, einzurücken, wurde aber von dort alsbald zum ersten Bataillon nach Zara versetzt.

Aus dem Aufenthalte in Verona verdienen die Worte, die der Regiments-Inhaber, Feldzeugmeister Freiherr von Mayer, an mich richtete, erwähnt zu werden.

Als sein Adjutant, mein Onkel, mich zum Bedanken vorführte, sagte Mayer: «Sie haben einiges gelernt; trachten Sie, es nicht zu

[1]) Ich schätze mich glücklich, dass ich dreissig Jahre später zu denen gehörte, die 1868 bei den Arbeiten zur Aufhebung des Beförderungsrechtes der Regiments-Inhaber mitgewirkt haben.

vergessen und seien Sie bestrebt, es immer weiter zu ergänzen, nicht um vorwärts zu kommen, sondern aus Pflichtgefühl und zu Ihrer eigenen Befriedigung. Machen Sie sich vielmehr darauf gefasst, bei uns, je mehr Sie wissen und können, desto weniger vorwärts zu kommen.»

Dann nickte er freundlich lächelnd mit dem Kopfe, zum Zeichen, dass ich abtreten könne.

Nachdem ich mit dem Onkel wieder allein war, bemühte sich dieser, die ungünstige Wirkung, welche die Worte des Inhabers auf mich hervorgebracht haben könnten, abzuschwächen, indem er sie als den Ausfluss der Verbitterung eines vielfach ungerecht behandelten, verdienstvollen Greises bezeichnete und mich aufforderte, sie zu vergessen.

Nun, letzteres war mir absolut unmöglich. Wie könnte auch ein ehrgeiziger junger Mann solche Worte vergessen? Sie haben mir übrigens als Lehre nur genützt und nicht geschadet.

Feldzeugmeister Mayer war einer unserer begabtesten und leistungsfähigsten Generale. Nach dem Austritte aus der Theresianischen Militärakademie 1783 diente er durch 53 Jahre, darunter 31 als General, in der Armee. Er hat vier Feldzüge gegen die Türken und dann alle bis zum Jahre 1815 gegen Frankreich mitgemacht, meist im Generalmeister-Quartierstabe und vom Jahre 1805 bis 1809 auch als Chef dieses letzteren. Wiederholt in Ungnade gefallen, war er dann auf wenig bedeutende Posten versetzt worden. So kurz vor Ausbruch des Feldzuges von 1809, zu welchem er den Operationsplan als Kommandant der kleinen Festung Brod an der türkischen Grenze entworfen hatte. Die Verbannung dauerte jedoch nicht lange. Schon nach wenigen Monaten, im Oktober 1809, fühlte man das Bedürfnis, Mayer wieder zur Armeeleitung herbeizuziehen.

Nach Beendigung der Kriege gegen Frankreich, während derer er zuletzt die Belagerung und Einnahme Mantuas geleitet, wurde er zum Kommandanten dieser Festung bestellt und als solcher bis zu seiner im Jahre 1836 mit dem Titel eines Feldzeugmeisters erfolgten Pensionierung belassen.

Die frühere zeitweise Zurücksetzung und schliesslich seine mehr als zwanzig Jahre dauernde Untätigkeit hat Mayer wohl zunächst selbst durch die Ausbrüche seines leidenschaftlichen Temperaments, das er nicht zu beherrschen vermochte und das stark entwickelte Selbstgefühl, das er andern, besonders höheren gegenüber, oft hervortreten liess, verschuldet.

So soll er nach den Aufzeichnungen seines Adjutanten, die auf direkten Mitteilungen Mayers beruhen, in einer Konferenz unter Vorsitz des Kaisers Franz bei Beratung eines Projektes zur Befestigung von Komorn durch unbegründete Schwierigkeiten, die der Hofkammerpräsident (Finanzminister) bezüglich des geforderten Geldbetrages erhoben hatte, so erregt worden sein, dass er, die Besinnung verlierend, mit der Hand auf den Tisch schlug und heftig ausrief: «Nun bitte ich Eure Majestät eine Lizitation auszuschreiben, damit sich jemand finde, der die Festung um einen geringeren Preis baut, als ich ermittelt habe und beanspruche; *ich* vermag es nicht.»

Nach dieser Eruption ernüchtert und über sein Benehmen tief erschrocken, glaubte Mayer sich den Augen des Kaisers entziehen zu müssen, sprang auf und rannte aus dem Saale. Im Vorzimmer hörte er, dass ihm jemand eilig folge; er war ganz überzeugt, dies geschehe, um seine Arretierung zu veranlassen. Es war aber nichts weniger als das beabsichtigt. Vielmehr wurde Mayer in den Konferenzsaal zurückberufen, wo ihn der Kaiser in nachsichtsvoller Weise zu beruhigen trachtete und zur Teilnahme an der weiteren Beratung aufforderte, die denn auch den vom Generalquartiermeister gewünschten Erfolg hatte. Charakteristisch ist auch die Abschiedsrede, die er bei seiner im März 1836 erfolgten unerbetenen Pensionierung an die Offiziere der Festung Mantua gehalten hat. Sie lautete:

«Meine Herren!

Ich danke Ihnen für die Teilnahme, die Sie an meiner Pensionierung zu nehmen belieben. Ich erkenne die Gnade meines Monarchen, mich bei noch vollen Geisteskräften in den Ruhestand versetzt zu haben. Ich werde auch die letzten Jahre meines Lebens zu geniessen wissen. Freilich kann man in meinem Alter nicht mehr viel Carrière reiten, doch ich wünsche, dass Sie alle nach 53 Dienstjahren eines Zustandes sich erfreuen, wie der, in dem ich mich befinde.

Übrigens folgen Sie meinem Rate aus langer Erfahrung: stets das Panier der Ehre hochzuhalten und dem Staate Kopf und Herz zu weihen, ohne an die eigene Person zu denken, und wenn Sie sich auf schwieriger Laufbahn grosse Verdienste erwerben, keine andere Belohnung für selbe zu erwarten, als die gute Meinung der Kreise, denen Sie angehören. Jede andere bleibt zu sehr von Umständen abhängig.»

Wenn man den Lebenslauf dieses Generals unbefangen beurteilt, gelangt man wohl zur Überzeugung, dass die damalige Armeeleitung es nicht verstanden hat, seine Fehler zu paralysieren und dagegen seinen guten, ja vorzüglichen Anlagen ein möglichst grosses Feld der Tätigkeit einzuräumen. Sie trägt daher mit Schuld, wenn eine seltene Kraft, gleich seiner, nicht ausgenützt wurde, wie es im Interesse der Armee und des Staates möglich und notwendig gewesen wäre. Mayers Brachliegen fiel eben in jene Periode grossen Stillstandes im Leben Österreichs nach den französischen Kriegen, wo die meisten unserer Staatsmänner sich in behaglicher Ruhe gefielen, die Trägheit grundsätzlich förderten, nur Mittelmässigkeiten an ihrer Seite duldeten und alle ferne hielten, die zu reger zeitgemässer Tätigkeit geeignet und bereit gewesen wären.

Truppen, die aus dem Innern der Monarchie nach Dalmatien verlegt oder von dort zurückgezogen wurden, mussten den weiten Weg in Fussmärschen machen. Nur ganz kleine Abteilungen und einzelne Offiziere wurden auf Schiffen der Kriegsmarine, die zeitweise von Venedig und von Fiume bis an die Südspitze von Dalmatien Transportdienste leisteten, streckenweise die Küste entlang befördert. Es waren ausnahmslos Segelschiffe, weil Versuche betreffend die Einführung von Dampfern bei der Kriegsmarine noch nicht beendet waren. So machte auch ich auf der Reise nach Zara die Strecke von Venedig an auf einer kaiserlichen Brigg.

Unsere Kriegsmarine, nach dem Sturz Napoleons 1814 aus einem Teile der Seemacht des bestandenen Königreiches Italien formiert, ergänzte ihre Mannschaften hauptsächlich aus den Bewohnern des venetianischen Küstenlandes. Auch die Offiziere waren anfänglich durchgehends Italiener oder als solche geltende Dalmatiner. Erst gegen das Ende der Zwanzigerjahre wurden junge Leute aus den andern Provinzen der Monarchie in das Marinekollegium in Venedig aufgenommen.

Der Kommandant meiner Brigg, ein brummiger alter Seebär, verhielt sich ebenso wie seine Offiziere dem jungen deutschen Infanteristen gegenüber ganz ablehnend. Nur im Kadetten Frischholz, aus einer deutschen Triesterfamilie, hatte ich auf dieser Reise einen intelligenten angenehmen Gesellschafter.

Bei Ausbruch der Revolution 1848 Schiffsfähnrich, liess er sich leider verleiten, uns untreu zu werden und mit dem grössten

Teile der Marineoffiziere italienischer Nationalität in die Reihen unserer Gegner zu treten.

Die Seereise, obwohl von schönem Wetter begünstigt, dauerte ziemlich lange, weil oft Windstille herrschte und Häfen an der istrischen Küste zu mehrtägigem Aufenthalte angelaufen wurden: Pirano und Fasana bei Pola, welcher letzter Ort damals noch nicht als Kriegshafen in Aussicht genommen war.

Als Neffe des im Regimente sehr angesehenen Inhabers-Adjutanten wurde mir von manchem Höheren ein besonders guter Empfang zu teil. Die Kameraden aber kamen mir, ohne von diesem Vorzug Notiz zu nehmen, freundlich entgegen. Es waren sympathische Leute. Das Offizierscorps zählte zu den besten in der Armee. Das Leben beim Regiment war recht angenehm, befriedigte mich aber nur wenig, weil ich auch hier weder Anleitung noch Gelegenheit zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung fand.

In zeitweisen Offiziersversammlungen wurden von einem ältern Hauptmanne Kriegsartikel oder Kapitel aus dem Dienstreglement vorgelesen, unsere Adjustierung geprüft, die dem Offizier vorgeschriebenen Degengriffe gelehrt. Auch im Bajonettfechten hatten wir uns zu üben, sonderbarerweise aber nicht auch im Ernstgebrauche des Degens, den man also eigentlich nur wie ein Paradestück behandelte. Diese Offizierswaffe war damals in den deutschen Infanterie-Regimentern noch eingeführt, während die ungarischen den Säbel vorgeschrieben hatten. Die Überwachung der Adjustierung, der inneren Ordnung und der Verwaltung, die Handhabung der Disziplin nahmen den Regimentskommandanten so in Anspruch, dass er für Anderes wenig Zeit erübrigte. Er war ein militärisch gebildeter und verhältnismässig noch junger Mann, der 1814 als Hauptmann von der italienisch-französischen Armee in die unserige herübergenommen wurde.

Besonders angezogen fühlte ich mich im Regimente von der Persönlichkeit meines Kompagniekommandanten, Oberleutnant Friedrich Ferrari da Grado. Er war in Haltung und Benehmen das vollkommenste Muster eines Offiziers.

Wo und wann immer er erschien, in den Mannschaftszimmern, bei Visitierungen, im Freien vor der Front, im Feldwebelszimmer um Rapport zu halten, in Offiziersversammlungen, stets wusste er die Aufmerksamkeit aller zu fesseln. Sorgfältig gekleidet, seine hohe

schlanke Gestalt in militärischer Haltung, einfach und natürlich, ohne Pose, bestimmt im Befehlen, wohlwollend aber angemessen strenge, sein Temperament, auch wenn es gereizt worden war, beherrschend, liess er sich nie ein gemeines oder verletzendes Wort entschlüpfen. Wenn ein Untergebener eine Strafe verdient hatte, hielt er ihm sein Vergehen in ruhigem Tone vor, hörte Rechtfertigungen geduldig an und begründete das Straferkenntnis in so überzeugender Weise, dass in den meisten Fällen der Schuldige sich ohne Verbitterung dem Urteile unterwarf. Er hielt die Mannszucht aufrecht, ohne den damals in der Armee leider noch als vornehmstes Mittel dazu betrachteten Stock anzuwenden. Damit gab er auch einen Beweis, wie unrecht der selige Hofkriegsrat getan hat, als er bei den aus der Lombardei und Venedig sich ergänzenden Truppen, nach dem Jahre 1814, die körperliche Züchtigung einführte, die sie unter der französischen Herrschaft nicht gekannt.[1])

Bis zum Feldzuge 1848 war Ferrari nach fast dreissigjähriger Dienstzeit nur an die Spitze der Hauptleute, und dann erst in die Stabsoffizierscharge vorgerückt. Das Ansehen, das der vortreffliche Mann genoss, war ein solches, dass er anfangs der Fünfzigerjahre vom Grossherzog von Toscana in seine Armee berufen und zum Kriegsminister ernannt wurde. Nach 1859 folgte er seinem Souverän auf österreichisches Gebiet. Als 1866 die Aussicht schwand, dass Toscana wieder ein selbständiger Staat werden und die frühere Dynastie dahin zurückkehren könnte, wurde Ferrari bei uns in den Status der unangestellten Feldmarschallieutenants aufgenommen.

Nach Unterdrückung des Aufstandes in Mittelitalien im Jahre 1831 wurde vom Feldmarschall Radetzky und seinem Generalstabschef Oberst Hess die berühmte Feld- und Manöverierinstruktion

---

[1]) In unserer Armee konnte der Kompagniekommandant bis 25, der Bataillonskommandant bis 40 und der Regimentskommandant bis 50 Stockstreiche im Disziplinarwege verhängen, das Kriegsrecht aber bis 100 Stockstreiche oder zehnmal Gassenlaufen durch 300 Mann! Im Jahre 1855 wurde das Recht der Disziplinarstrafen auf 20, 30 und 40 Stockstreiche herabgesetzt und das Gassenlaufen aufgehoben, aber erst im Jahre 1868 auch die Stockstreichstrafe ganz beseitigt.

Die österreichische militärische Zeitschrift, Jahrgang 1866, 4. Band, enthält einen interessanten «Beitrag zur Geschichte der körperlichen Züchtigung in der Armee», aus welcher zu entnehmen, wie durch lange Zeit rohe, teilnahmslose Gemütsart und geistige Trägheit der Vorgesetzten dem Streben der Armeeleitung, dieses barbarische Strafmittel zu beseitigen, entgegenstanden.

verfasst, und nach derselben die taktische Ausbildung unserer Armee in Oberitalien mit dem bekannten grossen Erfolge bewirkt. Bevor aber diese damals vorgeschrittenste und beste Methode auch bei den anderen Teilen unseres Heeres zur Anwendung kam, vergingen noch viele Jahre. So beschränkten sich auch die taktischen Übungen der Garnison Zara noch im Jahre 1838 auf Gewehrgriffe und Bewegungen in geschlossenen Abteilungen auf dem Glacis der Festung.

Von der Förmlichkeit, mit der die Gewehrgriffe ausgeführt wurden, und von der Kompliziertheit der Bewegungen beim Exerzieren geben die damals vorgeschriebenen Kommandoworte eine Idee.

Wenn z. B. der Paradegriff Präsentieren ausgeführt werden sollte, so wurde kommandiert: «Habt acht!» und nach kurzer Pause: «Man wird präsentieren!» Nun lief ein Korporal vom rechten Flügel des Bataillons oder der Kompagnie so weit vor, dass er von der ganzen Front gesehen werden konnte und hob sein Gewehr mit beiden Händen horizontal hoch über den Kopf, wobei die Mannschaft ihre Blicke auf ihn zu richten hatte. Auf das hierauf erfolgende: «Präsentiert!» markierte der Korporal durch Senken und Heben seines Gewehrs die drei Tempos, in welchen die Gewehre in die Präsentierstellung gebracht und beim dritten Tempo die rechten Füsse etwas hinter die linken schleifend zurückgezogen werden mussten. Besonders geschickte Korporale warfen die Gewehre in die Höhe und führten dabei possierliche Sprünge aus.

Und welche Unzahl Kommandos, wenn aus der Kolonne in Linienformation übergangen und nach rückwärts Feuer abgegeben werden sollte! «Habt acht!» ..... «Bataillon (Kompagnie) Halt!» ..... «Habt acht!» ..... «Man wird links (rechts) deployieren, in Front aufmarschieren, die Front verkehren und mit Gliedern aus Plotons chargieren!» Nachdem hierauf die Unterkommandanten die vorbereitende Bewegung durch ein: «Halb links (rechts)!» angeordnet hatten, rief der Bataillons- (Kompagnie-) Kommandant: «Marsch — marsch!» Jetzt mussten die Führer der Kompagnien (Züge) noch zur Leitung der Bewegung, zum Halten, zum Verkehren der Front und zur Abgabe des Feuers eine solche Menge Kommandos geben, dass es, da auch die Tambours vor Beginn des Feuers Wirbel zu schlagen hatten, einen Höllenlärm gab, der dem anstürmenden Gegner vielleicht mehr imponiert haben würde, als das wenig gezielte Feuer aus den 18 Millimeter Steinschloss-Vorderladgewehren.

Eine von den nicht-ungarischen Fusstruppen freudig begrüsste Reform war die Abschaffung der unbequemen, engen, weissen Hosen mit den bis zum Knie reichenden schwarzen Gamaschen, bei den Offizieren der hohen Stiefel, und dafür die Einführung von Pantalons, blau bei der Infanterie, hechtgrau bei den Jägern.

Die ungarischen Fusstruppen behielten ihre engen verschnürten Hosen.

Die Röcke mit schwalbenschweifartig geformten Schössen wurden noch durch ein Dezennium beibehalten und erst nach dem Kriege von 1848 durch den Waffenrock ersetzt. Freudig begrüsst ward von den Fähnrichen die Aufhebung dieser Offizierscharge und Ernennung aller Fähnriche zu Unterleutnants II. Klasse, auch weil damit eine Erhöhung der Monatsgage von 19 Gulden 42 Kreuzer Konventionsmünze (40¼ Kronen) auf 24 Gulden verbunden war.

Eine hervorragende Persönlichkeit in Zara war der Adjutant des Militär- und Zivilgouverneurs von Dalmatien, Major Josef Freiherr von Jellacic. Er wurde nachmals kommandierender General in Agram, Ban von Kroatien-Slavonien-Dalmatien, und zur Zeit der achtundvierziger Wirren königlicher Kommissär für Ungarn, in welcher Eigenschaft er bekanntlich als Führer der Südslaven wesentlich dazu beitrug, die zeitweilige Unabhängigkeit derselben von den Magyaren zu erringen.

In Zara ausschliesslich in militärischen Kreisen verkehrend, machte er sich in denselben durch sein lebhaftes, heiteres, geistreiches Wesen beliebt. Poetisch veranlagt und redselig, erfreute er oft die Gesellschaft durch Erzählungen. So hörte ich ihn einmal folgendes Ereignis vortragen: «Als junger Dragoneroffizier «auf Aufwartung bei Hof» — (so nannte man es damals, wenn ein Kavallerie-Regiment in Wien garnisonierte) — trat er eines Abends mit Kameraden in ein Gasthaus am Glacis ein, in welchem Bürgerfamilien dem Tanzvergnügen sich hingaben. Die in Zivil gekleideten Offiziere beteiligten sich auch an demselben. Da geschah es, dass Einer mit seinen Sporen das Kleid eines Fräuleins beschädigte. Darüber lebhafte, laute Klagen derselben, die der Unglückliche durch gütiges Zureden nicht zu stillen vermochte. Da alle Entschuldigungen erfolglos blieben, ja sogar unfreundliche Bemerkungen fielen, verlor der Offizier die Geduld und rief im Ärger: «Was kostet der Fetzen? Ich zahle den Preis!» Nun stieg die Aufregung der Zivilisten aufs

höchste, und zwar nicht bloss gegen den armen Sünder, sondern auch gegen seine Kameraden, und es erscholl der Ruf: «Was wollen diese Herren eigentlich hier? Sie haben hier nichts zu tun, hinaus mit ihnen!» Es war ein kritischer Moment. Jellacic, schnell entschlossen, die drohende, grosse Gefahr auf gütliche Weise zu beseitigen, schwang sich auf einen Tisch und rief mit Wärme: «Edle Bürger Wiens! Hört mich an!» Ruhe und Stille traten ein und Jellacic sprach weiter: «Erinnert euch an den grossen Türkenkrieg im Jahre 1683, während welchem hier, ganz in der Nähe, auf den Wällen der Stadt die Bürger im Vereine mit den kaiserlichen Soldaten den Todfeind der Christenheit tapfer bekämpften, in die Flucht schlugen, Blut und Leben liessen! Seither haben die beiden Stände durch alle Zeiten im besten Einvernehmen gelebt. Und wollt ihr, Enkel jener Tapferen, wegen eines unbedachten Wortes, das einem Offizier entschlüpfte, ihn und seine Kameraden als Feinde behandeln, so wie euere Ahnen einst die Türken behandelt haben! Nein, das kann und darf nicht geschehen!» Von allen Seiten ertönte es laut: «Bravo! Bravo!» Die Leute lachten, klatschten Beifall und der Friede war hergestellt.

Im Sommer hatte ich von verschiedenen in Dalmatien dislozierten Truppen über hundert Soldaten, die ihre Präsenzdienstzeit beendet hatten oder als Invaliden mit Abschied entlassen wurden, von Zara bis Agram zu führen. Als Begleitung dienten ein Korporal und zehn Gemeine meines Regimentes. Der Weg durch das nördliche Dalmatien, dann über das Velebitgebirge, weiter durch vier Grenz-Regimentsdistrikte, und zuletzt durch Zivilkroatien, etwas mehr als 300 Kilometer, wurde in 17 Marsch- und 6 Rasttagen zurückgelegt. Die häufigen Hin- und Herzüge grösserer und kleinerer Truppenkörper auf dieser Route mögen Ursache gewesen sein, dass die Grenzoffiziere von den ihre Ortschaften passierenden fremden Kameraden wenig Notiz nahmen. Den im Grenzgebiete sonst herrschenden kameradschaftlichen Geist kennend, fühlte ich mich durch den Empfang etwas seltsam berührt, der mir in den meisten Nachtstationen wurde, wenn ich dem Stationskommandanten mein Eintreffen meldete. «Herr Fähnrich, wie haben Sie den Transport geführt?» Da keinerlei Anstände vorgekommen waren, lautete die Antwort befriedigend, worauf ich dann mit den trockenen Worten: «Es hat mich gefreut, wünsche gute Fortsetzung des Marsches» verabschiedet

wurde. Nur im Ottočaner Regimente fand eine Ausnahme statt. Der gute Empfang galt aber nicht mir, sondern dem Kadetten Casanova meiner Eskorte, dessen Vater Oberst und Kommandant dieses Grenzregimentes war. Wir wurden überall gefeiert. Man kam uns beim Einrücken in die Station entgegen, bemühte sich, den Aufenthalt in derselben angenehm zu gestalten, lud uns zu Tische und begleitete uns beim Abrücken bis vor den Ort. Der so gefeierte Kadett war ein vernünftiger, nüchtern denkender, junger Mann, der diese Aufmerksamkeiten nach ihrem Werte zu schätzen wusste.

Eine peinliche Szene gab es in Gospić, dem Stabsort des Likaner Regimentes.

Unter den Transenen — Transenen wurden die in einem Transporte vereinten Leute genannt — befand sich ein Mann, der nach Abbüssung einer zwanzigjährigen Kerkerstrafe, zu der er wegen eines Mordes verurteilt worden war, in die Heimat zurückkehrte.

Der Profos, der mir in Zara den ehemaligen Sträfling übergab, empfahl mir denselben und bat mich, ihn vor schlechter Behandlung durch die Mannschaft zu schützen, weil er das begangene Verbrechen bereut und sich stets gut aufgeführt habe. Ein paar Worte, die ich in diesem Sinne an meine Leute richtete, hatten auch den gewünschten Erfolg.

In Gospić aber konnte sich der dort stationierte Brigadier, obwohl ich ihm von dem guten Verhalten des armen Teufels Meldung gemacht hatte, bei Besichtigung des Transportes nicht enthalten, den Unglücklichen scharf anzugehen und ihm schwere Vorwürfe zu machen, wie es allenfalls gerechtfertigt gewesen wäre, wenn er das Verbrechen erst jetzt begangen und nicht schon genügend abgebüsst hätte. Es bedurfte nachher vieler tröstender Worte um ihn, den die gefühllose, rohe Behandlung des Generals mehr geschmerzt haben dürfte, als die einstmalige Verurteilung, wieder etwas aufzurichten.

Anfangs November 1838 wurde mir unerwartet der Antrag, in die Stellung eines Adjutanten bei unserem Brigadier, Generalmajor Ritter von Turszky, zu treten. Diese Auszeichnung freute mich um so mehr, als der monotone Kompagniedienst in der Festung Zara wenig Reiz und Abwechslung bot. Volle Befriedigung fand ich aber auch in der neuen Verwendung nicht. Die Dienstgeschäfte,

die ich zu besorgen hatte, bestanden im Protokollieren der durchlaufenden Schriftstücke, Vorlegen derselben beim täglichen Rapport zur Unterschrift und Abschreiben der wenigen Befehle, die von der Brigade erlassen, sowie einiger Berichte, die von derselben erstattet wurden, die aber der General alle selbst zu konzipieren pflegte. In den fünf Monaten, während welchen ich Brigadeadjutant war, hatte ich einzig Gelegenheit, mich im Kanzleigeschäfte etwas auszubilden. Ausrückungen mit der Truppe fanden während dieser Zeit nicht statt. Das Pferd, das ich mir angeschafft hatte, diente nur zum Spazierenreiten.

Turszky war als Auditor in die Armee getreten, bald aber in den Truppenstand übersetzt, und später, seiner gründlichen juristischen Kenntnisse wegen, bei der Normalien- uud Gesetzgebungskommission verwendet worden, dann aber als Oberst Kommandant des dritten Grenzregimentes gewesen.

Er war geistig tätig, beschäftigte sich viel mit Wissenschaften, weniger jedoch mit rein militärischen, und unterliess es auch, mich zur Ausbildung in dieser Richtung anzuhalten. Dabei war er mir doch wohlgesinnt und behandelte mich wie ein Mitglied seiner Familie. Es herrschte damals noch die Unsitte, dass die Brigade- und Divisionsgenerale ihren Adjutanten Geldzulagen gaben, um sie für die Mehrauslagen, die durch das Pferdehalten (das Ärar folgte bloss eine Fourageration aus) verursacht wurden, zu entschädigen. Auch General Turszky liess mich bei Stellung des Antrages, sein Adjutant zu werden, fragen, ob ich eine Zulage von ihm annehmen würde, was ich ablehnte.[1])

Turszky stand wegen seines Charakters und administrativen Wissens in hohem Ansehen, wurde später Militär- und Zivilgouverneur in Dalmatien und beschloss seine militärische Laufbahn in den Fünfzigerjahren als Präsident des Militär-Appellations-Gerichtes in Wien.

[1]) Dass Adjutanten von ihren Generalen Zulagen annahmen, war eine so verbreitete Gepflogenheit, dass nur wenige sich Rechenschaft gaben, wie sehr eine solche Bezahlung mit der Würde eines Offiziers unvereinbar sei. Wenn aber ein Offizier die Annahme der Zulage ablehnte, so fand dies doch bei vielen offenen Beifall.

C. Unterleutnant im Pionier-Corps (1839—1840).

Transferierung zu den Pionieren. — Von Zara nach Wien. — Kameraden, Kommandanten. — Dienstliche Beschäftigung. — Hoftheater. — Studien. — Biragos Kriegsbrücken. — Krieg in Syrien.

Die Ergänzung des Offizierscorps bei den Pionieren erfolgte durch Einteilung vorzüglicher Zöglinge der Neustädter Militärakademie und durch Beförderung von Kadetten, welche die Pionierschule mindestens mit gutem Erfolge absolviert hatten. Wenn einer dieser Tulner Zöglinge, bevor die Reihe zur Beförderung im Pioniercorps an ihn kam, bei der Infanterie oder Kavallerie zum Offizier vorgerückt war, wurde er gewöhnlich gefragt, ob er zu den Pionieren übertreten wolle, im Zustimmungsfalle dahin übersetzt, und an seine Stelle ein älterer, für die Pioniere weniger geeigneter Kadett zum Offizier in der Linie ernannt.

So gelangte auch an mich im März 1838 die Anfrage: ob ich die Transferierung ins Pioniercorps wünsche?

Da der Dienst bei der Infanterie meinen Ehrgeiz wenig befriedigte, war ich gerne bereit, den Antrag anzunehmen und stellte im Sinne der an mich gelangten Aufforderung das vorgeschriebene Ansuchen. Zu meiner Überraschung erfuhr ich jedoch bald durch die «Agenten-Nachrichten», [1]) dass ich bei der Besetzung der offenen Stellen unberücksichtigt geblieben, dafür aber ein Kadett und ein Unteroffizier, die zwar an Jahren älter waren, aber an Rang und Klasse hinter mir standen, befördert worden waren.

Ich tröstete mich darüber, als ich bald darauf zum Brigadeadjutanten ernannt wurde.

Die Übersetzung ins Pioniercorps war jedoch nur aufgeschoben, denn es kam im März 1839 eine Verordnung, welche dieselbe verfügte. Nun hätte ich die Sache gerne rückgängig gemacht; aber mein mir wohlwollender General hielt mich davon ab und sagte: «Das hiesse Ihr Glück mit Füssen treten, denn aus dem Pioniercorps steht Ihnen der Weg in den Generalstab offen.» Ich fügte mich und sah bald ein, dass er recht gehabt.

[1]) Personalveränderungen in der Armee wurden damals noch nicht durch Verordnungsblätter, sondern durch briefliche Mitteilungen bekannt gemacht, die von «Agenten» ausgingen, die Zutritt in die Departements des Hofkriegsrates hatten, dort mitgeteilt erhielten, was den Truppen bekannt gegeben werden sollte und dafür von diesen bezahlt wurden.

Die Reise, die ich nach Wien, meiner neuen Garnison, zu machen hatte, ging schon um vieles bequemer und schneller vor sich, als meine bisherigen. Von Zara nach Triest brachte mich ein Lloyddampfer in anderthalb Tagen, und von hier weiter, an den Ort meiner Bestimmung, ein Postwagen in drei Tagen.

Bei der Ankunft in Wien, am frühen Morgen eines kalten Apriltages, erwartete mich im Postgebäude einer meiner liebsten Kameraden aus Tuln, Baron Kaas, mittlerweile auch zum Pionieroffizier vorgerückt; er geleitete mich in seine Wohnung in der Alserkaserne, in welcher die Pioniere untergebracht waren. Auch sonst wurde mir von den Offizieren, unter welchen sich ehemalige Mitschüler und Professoren befanden, ein guter Empfang zu teil. Ein recht sonderbares Benehmen trug der Oberst und Kommandant von Mühlwert zur Schau, als ich ihm das erste Mal gegenüberstand. Er hatte an hochgewachsenen Offizieren Gefallen und pflegte solche vorzüglich zu dem beim Corpsstabe in Wien befindlichen Bataillone, die mittelgrossen und kleinen aber bei den in Linz und Verona dislozierten einzuteilen. Während ich nun beim Rapporte die Meldung meines Einrückens erstattete, beschäftigte ihn bloss meine grosse, noch etwas magere Gestalt und er erging sich durch geraume Zeit gegenüber den beim Rapport Anwesenden in lauten Bemerkungen über dieselbe und in Betrachtungen über den menschlichen Körperbau, in einer Weise, wie dies etwa ein Professor der Anatomie jungen Medizinern gegenüber hätte tun können. Von meiner eigentlichen Persönlichkeit, als einem neuen Zuwachs seiner Truppe, nahm er keine Notiz und liess mich schliesslich abtreten, ohne nur mit *einem* Worte die Umstände zu erwähnen, die mein Erscheinen beim Corpsrapporte veranlasst hatten.

Dass ich von dem Empfange von Seite meines nunmehrigen Kommandanten nicht sonderlich erbaut war und eine hohe Meinung über seine Art, junge Offiziere zu behandeln, mir nicht bilden konnte, ist wohl begreiflich. Aber auch als Fachmann im technischen Dienste erwies er sich für den wichtigen Posten, auf dem er sich befand, wenig geeignet. Es war ein Missgriff, dass man ihn aus dem Generalquartiermeisterstabe auf denselben versetzt hatte.

Mein Bataillonskommandant, ein intelligenter, in der Genieakademie erzogener, verhältnismässig noch junger Stabsoffizier, war ein Lebemann, behandelte die Dienstessachen mit grosser Leicht-

fertigkeit und entbehrte derart des nötigen Ansehens bei den Offizieren, dass ich mich nicht entschliessen konnte, sein Bataillonsadjutant zu werden, als er mir einige Zeit nach meinem Einrücken bei den Pionieren den betreffenden Antrag machte.

Die theoretische und praktische Ausbildung der Mannschaft nahm uns Sommer und Winter, vor- und nachmittags, in Anspruch, dabei gab es aber nur wenig Mühe und Anstrengung. Dieser enthoben uns die Korporale und Feldwebel; Zugsführer bestanden damals noch nicht. Sobald unter den Rekruten die Fähigsten ermittelt worden, kamen sie nach Tuln in eine Unteroffiziers-Schule, «Übungskompagnie» genannt, auf ein bis zwei Jahre zur Ausbildung. Da sie dann noch längere Zeit zu dienen hatten (die Präsenz-Dienstzeit betrug vierzehn Jahre), fanden die Offiziere in ihnen die besten Gehülfen im Kompagniedienste, die sie wünschen konnten.

Am Wachtdienst der Garnison hatten sich die Pioniere nur im Winter ein wenig zu beteiligen, um Offiziere und Mannschaft in einem Dienste auszubilden, der ihnen im Felde zum Schutze der Kriegsbrücken usw. obliegt. Zur Erreichung möglichst strammer militärischer Haltung wurden während der besseren Jahreszeit an Sonn- und Feiertagen auf einem im damaligen Vororte Lerchenfeld gelegenen, den Truppen eingeräumten Platze taktische Übungen ausgeführt.

Wasserfahren, Brückenschlagen, Schanzen- und Strassenbau wurden im Prater am Donauarme «Kaiserwasser» vorgenommen, welcher vor der Stromregulierung in der Nähe des Nordbahnhofes lag und später teilweise in das neue Donaubett einbezogen wurde. Sobald die Witterung es gestattete, marschierte das Bataillon zeitlich morgens auf diesen Übungsplatz und kehrte erst abends in die Kaserne zurück. Auch bei den hier vorgenommenen Übungen hatten die Offiziere nicht viel mehr zu tun, als die Anordnungen zu geben und deren Durchführung zu beaufsichtigen. Es blieb ihnen auch im Sommer genügend Zeit, sich zu beschäftigen, wie es die Verhältnisse ermöglichten und es ihnen gefiel. Die Kräftigeren übten sich im Wasserfahren, Schwimmen usw. und brachten es mitunter zu wahrer Meisterschaft.

Besonderes Interesse erregten die Züge der Nordbahn, die knapp an der Grenze unseres Übungsrayons auf einer Pilotenbrücke das Kaiserwasser übersetzten. Es waren eben erst wenig mehr als zehn Jahre verflossen, seit in England die erste mit Dampf befahrene

Eisenbahn dem öffentlichen Verkehre übergeben worden war. In Österreich standen damals, im Jahre 1839, erst kurze Strecken der Nord- und der Südbahn im Betrieb. Es ist also begreiflich, dass wir Pioniere, sobald die Dampfpfeife das Nahen eines Zuges ankündete, zur Bahn eilten, um das Stephensonsche Wunder, die «Lokomotive», anzustaunen. [1])

Das Mittagessen nahmen wir gemeinsam ein. Es war uns ein Soldat als Koch genehmigt, der für *zehn Kreuzer* ein kräftiges Mahl bereitete. Auch in den Wintermonaten blieb die Menage der subalternen Offiziere bestehen. Der grosse Nutzen dieser Einrichtung hat mich später, so weit mein Einfluss reichte, veranlasst, die Bildung von Offiziersmessen zu fördern. Allmählich wurden sie bei den meisten Truppenkörpern eingeführt; aber es dauerte noch sehr lange, bis sie im Jahre 1888 auch der Unterstützung des Ministeriums durch Überlassung von Räumlichkeiten sich erfreuten und bei Bewilligung eines Subsistenzbeitrages von 10 Gulden monatlich, für Offiziere bis einschliesslich zum Hauptmann zweiter Klasse, obligatorisch wurden.

Jetzt aber droht der überhandnehmende Luxus, die Wohltat der Offiziersmenagen in einen Nachteil zu verwandeln. Deshalb ist es auch unserem Kaiser besonders zu danken, dass er diesem Luxus zu steuern sucht. So soll er während seines Aufenthaltes in Pola, im Mai 1895, der Bitte der Offiziere des 97. Regimentes, an ihrer Mittagstafel teilzunehmen, nur unter der Bedingung entsprochen haben, dass das Mahl ein gewöhnliches sei und kostspielige Speisen sowie Weine ausgeschlossen seien.

Zu den angenehmen dienstlichen Beschäftigungen der jüngeren Offiziere im Winter gehörte der Besuch der Reitschule. Im Kriege wurden die Kommandanten der Brückenequipagen vom Ärar beritten gemacht. Auf dies hin hatte es wieder der Generalstab nach mehrmaligen Anträgen erreicht, dass in Pionierstationen, wo sich Kavallerie befand, eine Equitation für Pioniere eingerichtet wurde. In Wien war für die meisten von uns der Gang aus der Alser- in die Josephstädter-Kaserne, wo sich Oberleutnant Paul

[1]) Bekanntlich bewegte sich das erste Mal eine Dampflokomotive mit Personenwaggons auf Schienen am 27. September 1825 in England auf der Strecke von Stockton nach Darlington.

In Österreich war am 6. Jänner 1838 die Strecke Wien-Agram die erste Dampfbahn, die dem Verkehr übergeben wurde. Eine Pferdebahn, von Linz nach Budweis, zur Verbindung der Donau mit der Elbe, war schon im Jahre 1813 projektiert, aber erst in den Jahren 1824—1832 gebaut worden.

des 6. Chevaulegers-Regimentes auf der Reitschule in guter Methode und mit sehr viel Geduld mit uns abmühte, ein stets ersehnter.

Die grösste Anziehung in Wien übte jedoch auf mich das Hofburgtheater. Winter wie Sommer verbrachte ich die Mehrzahl der Abende im alten kleinen Hause, das am Michaelerplatze zwischen dem Eingange in die Burg und der Hofreitschule gelegen war.

Auch mein Kamerad Philippović war ein grosser Theaterfreund. Statt wie die meisten Offiziere die Abende in Gast- und Kaffeehäusern zu verbringen, gingen wir zwei in die innere Stadt. Beim Burgtheater jedoch trennten wir uns. Ich trat hier ein, Philippović setzte den Weg bis zum Kärtnertortheater, dem damaligen Hofopernhaus, fort. Während ich für Lust-, Schauspiel und Tragödie, für Löwe, Laroche, Anschütz, Korn, Fichtner, Lukas, dann die Damen Haitzinger, Karoline Miller, Peche, Rettig, Luise Neumann, Enghaus schwärmte, schwor Philippović nicht höher als bei Oper und Ballet und den entsprechenden Koryphäen.

Das Interesse, mit welchem mich das Schauspiel anzog und fesselte, nahm stetig zu, und es hat der Besuch des damals anerkannt hervorragendsten deutschen Schauspielhauses durch volle fünf Jahre und im empfänglichsten jugendlichen Alter in ethischer wie ästhetischer Beziehung gewiss bleibenden Einfluss auf mich geübt.

Der Wunsch, in den Generalstab zu kommen, veranlasste mich, dem Studium von Geschichte, Geographie und Sprachen eifrig obzuliegen. Jeder Gulden, den ich erübrigen konnte, wanderte in die Buchhandlung Braumüller. Von Geschichtswerken hat besonders «Rotteks Allgemeine Weltgeschichte» mein Denken über politische Einrichtungen beeinflusst, wie dies wohl bei allen vorurteilsfreien jungen Lesern dieses in den meisten deutschen Staaten längere Zeit verboten gewesenen Buches der Fall war.

Mein mir wohlgesinnter Kompagniekommandant und einstmaliger Lehrer der Feldbefestigung in Tuln, Oberleutnant Alexander von Nagy, verschaffte mir einen guten Lehrer der französischen Sprache. Da er sich darin auch selbst vervollkommnen wollte und Kamerad Philoppović ebenfalls am Unterricht teilzunehmen wünschte, nahmen wir drei gemeinsam die Lektion. Der Professor hatte nur eine Stunde, die uns konvenierte, die von 6 bis 7 Uhr morgens, frei. Es war im Winter. So mussten wir denn täglich vor Morgengrauen nach der Wohnung Monsieur Meurts wandern.

Meist war das Haustor noch geschlossen, der Professor im Bette. Nachdem er aus diesem hervorgeholt war, setzten wir uns im kalten Zimmer, in unsere Mäntel gehüllt, die Mützen auf dem Kopfe, um einen Tisch, auf dem ein paar Unschlittkerzen brannten, hörten dem Vortrage zu, lasen unter Zähneklappern ein paar Sätze und studierten die Korrekturen an unseren schriftlichen Arbeiten. Es waren nicht gerade anmutende, aber doch nützliche Stunden.

Ein Buch, durch welches mein Schicksal zunächst und besonders günstig beeinflusst worden ist, war Biragos Werk über Kriegsbrücken.[1])

Als dieses Werk im Herbste 1839 erschien, machte ich mich gleich über dasselbe. Nach einer kurzen Schilderung der Brückeneinrichtungen der Alten, des Verfalls derselben beim Zusammenbruch des römischen Reiches, der Wiedereinführung nach dem Entstehen permanenter Heere, dann der Entwicklung bis in die Gegenwart, wurden die Vor- und Nachteile der bestandenen Kriegsbrücken erörtert, die Bedingungen, denen sie zu entsprechen hätten, zusammengestellt und darauf gestützt ein System ermittelt, das allen Anforderungen um vieles besser, als die bisher bekannten, entsprechen sollte und, wie die Folge es erwiesen, auch entsprochen hat.

Das Buch machte in militärischen Kreisen grosses Aufsehen, aber weit mehr in denjenigen des Auslandes, als in unseren österreichischen.

Bei dem starren Festhalten am Alten und der Opposition gegen alles Neue, das hier herrschte, dann auch bei der kastenartigen Abschliessung der sogenannten technischen Corps (Ingenieurs, Mineurs, Sapeurs, Pontoniere und Pioniere), fand das Werk Biragos anfangs nicht jene Würdigung, die es verdient hätte. Die Pontoniere waren alle unbedingt gegen das neue Projekt, hauptsächlich deshalb, weil mit der Einführung desselben das Aufhören ihrer Selbständigkeit und die Vereinigung des Pontonierbataillons mit dem Pioniercorps in Aussicht stand. Bei den Pionieren waren die älteren Herren dem Systeme, wie überhaupt allem neuen, abgeneigt, und nur die jüngeren für dasselbe eingenommen. Beim Generalstabe betrachteten wohl die meisten Biragos Vorschläge als begründet und berücksichtigungswürdig. Aber diesem Corps, ob zwar es durchgehends aus intelligenten, wissen-

[1]) Untersuchungen über die Militärbrückentrains und Versuch einer verbesserten, allen Forderungen entsprechenden Militärbrückeneinrichtung. Von Karl Ritter von Birago, Major im k. k. Generalquartiermeisterstabe. Wien, Strauss, 1839.

schaftlich gebildeten Männern bestand, war der ihm gebührende Einfluss bei der Armeeleitung nicht eingeräumt.

Für das neue Brückenprojekt war es ein Glück, dass unter den hohen Gönnern, die Birago infolge seiner früheren Leistungen besass, sich der Herzog von Modena befand, der als souveräner Herr in der Lage war, in seinem Staate praktische Versuche in grösserem Masstabe vornehmen zu lassen, um Biragos Ideen auf ihre Anwendbarkeit zu prüfen.[1])

Diese Versuche, im Jahre 1839 bei Brescello am Po durch modenesische Pioniere ausgeführt, erzielten Resultate, welche alle Erwartungen übertrafen. Jetzt befahl der Kaiser auch bei uns die Erzeugung einer Equipage (55 Meter Brückenlänge) und die Vornahme von Versuchen mit derselben. Letztere fanden im Sommer 1840 in Tuln unter Biragos persönlicher Leitung statt.

Zu den heftigsten Gegnern des Biragoschen Projektes gehörte immer noch der Kommandant des Pioniercorps. In leidenschaftlicher Aufregung liess er seine in Wien stationierten Offiziere wissen, er wünsche, dass sie nicht nach Tuln gingen, um den Versuchen beizuwohnen, ein Wunsch, der einem Verbote gleichkam. Die Zumutung erschien uns widersinnig, ihre Nichtbeachtung vollkommen gerechtfertigt. «Es ist doch,» meinten wir, «weder ein unpatriotisches, noch ein unsittliches Schauspiel, das in Tuln aufgeführt wird! Es handelt sich um eine Erfindung von unberechenbarem Nutzen für die Zukunft unserer Waffe, wie der ganzen Monarchie.»

Ein älterer Oberleutnant, Loibl, ein sehr geachteter Offizier, in Tuln mein Professor, äusserte sich offen, dass er auch gegen den Wunsch des Obersten entschlossen sei, ein Material kennen zu lernen, das auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers hergestellt, auch unmöglich geheim zu halten sei. Er werde einen kurzen Urlaub nehmen, nach Tuln gehen, aber als Ziel, wenn darum gefragt, einen andern Ort angeben.

Da ich die Sehnsucht nicht unterdrücken konnte, das neue Brückenmaterial kennen zu lernen, beschloss ich, mich Loibl anzuschliessen.

Wir gingen zum Corpsrapport und baten um drei Tage Urlaub zu einer Landpartie. Der Oberst erteilte denselben ohne Anstand

[1]) Hierüber enthält Ausführlicheres ein Aufsatz: «Oberst Karl Freiherr von Birago» von Geniemajor Franz Rieger, der im 48. Bande, 1894, des «Organs der militärwissenschaftlichen Vereine in Wien» erschien, und zu dem ich Beiträge geliefert habe.

noch Verdacht, strafte aber, als wir Mödling und Baden als Ziel nannten, unsere Unaufrichtigkeit durch die Güte, mit welcher er uns auf die schönsten Punkte einer Gegend, die wir gar nicht betreten wollten, aufmerksam machte, auch ein Gasthaus in Gaaden bezeichnete, in welchem ein besonders guter « Schmarn » bereitet würde. Diese freundliche Behandlung von seiten unseres getäuschten Kommandanten beschämte mich gewaltig, und wenn dieses unbehagliche Gefühl mich auch nicht abhielt, die übernommene Rolle weiter zu spielen, so fiel es mir doch schwer, nach der Rückkehr vom Ausfluge dem Obersten wieder vor Augen zu treten. Zum Glücke stellte er aber über den Verlauf desselben keine Fragen.

Unsere Geldmittel erlaubten uns nicht, für den ganzen Weg bis Tuln einen Wagen zu mieten. So gingen wir zu Fuss bis zur Nussdorfer Linie, bestiegen dort einen sogenannten Zeiselwagen, ein einspänniges, leichtes, offenes Fuhrwerk ohne Federn, das uns um wenige Kreuzer bis über Klosterneuburg hinausbrachte, von wo wir wieder zu Fuss durchs Kirlinger Tal und die Donau entlang bis Tuln wanderten. Wir trafen abends ein und fanden bei Kameraden freundliche Aufnahme und Unterkunft.

Am folgenden Tage konnte ich endlich das Projektmaterial, das mich seit einem Jahre so lebhaft interessierte, und dessen praktische Verwendung als Bock-Pontonbrücke sehen. Der Eindruck übertraf alle meine hochgespannten Erwartungen. Es schien mir unmöglich, dass nicht jeder Sachverständige die grossen Vorzüge dieses Systems vor allen bestehenden einsehen sollte, und ich war von dem Augenblicke überzeugt, dass es zur Einführung gelangen müsste.

An diesem Tage stand ich zum ersten Male dem Manne gegenüber, für den, als den Verfasser des obenerwähnten Buches, ich bereits von Bewunderung erfüllt war. Er war damals 47 Jahre alt, sah aber jünger aus; seine Physiognomie trug das Gepräge ernsten, ruhigen Denkens und anziehender Güte. Bei den vielen Gegnern, die Birago hatte, ist es begreiflich, dass er allen denen besondere Aufmerksamkeit schenkte, die wirkliches und verständnisvolles Interesse für seine Schöpfung zeigten. Loibl und mir gegenüber war dies um so mehr der Fall, als wir durch Erscheinen auf seinem Versuchsplatze den Absichten unseres Obersten entgegengehandelt und uns der Gefahr ausgesetzt hatten, dessen Unwillen zu erregen und darunter zu leiden. Er beschäftigte sich viel mit uns, besonders mit mir, der ich mir in meiner jugendlichen Erregung weniger Zurückhaltung in den Äusserungen auferlegte, als mein älterer, vorsichtigerer Kamerad.

Beim Mittagsmahl, das Birago beim Kommandanten der Corpsschule, Hauptmann Valleregno, einnahm, und zu welchem auch Loibl und ich geladen waren, sprach man natürlich von nichts anderem, als dem neuen Brückensystem. Ich muss da unter den am Morgen auf dem Versuchsplatze empfangenen Eindrücken allzu unumwunden gesprochen haben, so dass mein gütiger ehemaliger Lehrer Valleregno sich bemüssigt sah, mir zuzuwinken, ich möchte mich vor den andern Anwesenden nicht zu sehr exponieren. Jenes vielleicht etwas unvorsichtige Benehmen hat mir aber nicht geschadet, meine Offenheit Birago gegenüber sogar genützt. Ohne dass ich ihn nach dieser ersten Begegnung wieder gesehen oder mich ihm irgendwie hätte empfehlen lassen, veranlasste er nach wenigen Monaten meine Zuteilung zum Generalstabe und Zuweisung in sein Bureau.

Es war im Februar 1841. Ich hatte mit Pionieren die damals am Petersplatze der innern Stadt Wien gelegene Hauptwache bezogen. Da kam mein Freund Van Crasbek, Infanterie-Leutnant und zugeteilt dem Generalstabe, zu mir und beglückwünschte mich. Da er, witzig und geistreich, oft zu scherzen pflegte, fragte ich etwas misstrauisch:

« Zu was denn »?

« Nun, verstelle dich nur nicht! »

« Ich verstelle mich nicht, wüsste aber nicht, wozu mir zu gratulieren wäre. »

« Ist dir wirklich nicht bekannt, was Dir bevorsteht? »

« Nein, wirklich nicht. »

« Nun also: Du kommst zu Birago! »

Ich vermochte meine grosse, freudige Erregung kaum zu beherrschen.

Crasbek, nun überzeugt, dass ich ihm nichts verheimlichen wollte, erzählte mir, dass er eben von Birago komme, den er gebeten habe, ihn an Stelle des ihm bisher zugeteilten, nun aber zur Mappierung nach Mittelitalien bestimmten Oberleutnants in seine Kanzlei zu nehmen. Birago aber erwiderte: « Es tut mir leid, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, denn ich habe diese Stelle dem Pionierleutnant Mollinary zugedacht. »

Mein heissester Wunsch sollte also in Erfüllung gehen, und in welcher Weise! Zum Generalstab, und zwar gleich unter die direkte Führung eines so bedeutenden, erfahrenen, vielseitig und gründlich unterrichteten Mannes zu gelangen, war ein unverhofftes Glück!

Einige Monate vor meiner Berufung zu Birago hatte ich, im Streben rascher vorwärts zu kommen als bei der Truppe möglich, Schritte getan, um eine besondere Verwendung, wenn auch ausserhalb der Monarchie zu erlangen.

Es war zur Zeit als der Vizekönig von Ägypten die letzten Anstrengungen machte, um, unterstützt von Frankreich, seine Unabhängigkeit von der Pforte und den Besitz von Syrien zu behaupten, England, Preussen, Österreich und Russland aber, jedes mit seinen eigenen Hintergedanken, eine Quadrupelallianz (Juli 1840) zugunsten der Türkei bildeten.

Nach der Beschiessung und Einnahme von Beirut und Saida (21. und 28. September), an welcher unser Geschwader teilnahm, und nach dem Sturme auf St. Jean d'Acre (4. November), bei welchem der jugendliche Erzherzog Friedrich sich als Linienschiffskapitän rühmlich hervorgetan hatte, wurde auch bei uns in Österreich von diesem «Kriege in Syrien» viel gesprochen und in militärischen Kreisen die wenigen Generalstabs-, Artillerie- und Genieoffiziere beneidet, welche der Kriegsmarine für die Expedition zugeteilt worden waren.

Da kam mir die Idee, dass auch ein Pionieroffizier sich nützlich erweisen und eine Entsendung nach dem Orient meinem künftigen Vorwärtskommen nur förderlich sein könnte.

Eine Generalswitwe, von Foith, die meinen Vater kannte und der ich von ihm empfohlen war, übernahm es, mein Anliegen dem Militärreferenten beim Hofkriegsrate vorzutragen und erhielt auch das Versprechen, dass man mich eventuell berücksichtigen würde. Es kam jedoch, und wohl zu meinem Glücke, nicht mehr zu einer Verstärkung der Expedition. Wie Ranke in seinem Werke «Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert» sagt, «hatten sich die zum Kriege wie noch nie gerüsteten europäischen Mächte, Frankreich ausgenommen, endlich vereint, um Mehemed Ali in seine Schranken zu weisen, den Sultan wieder zum Herrn in seinem Lande zu machen und Europa ein noch nicht dagewesenes Übergewicht in der Türkei zu verschaffen».

III. Periode
1841—1848

Im Generalquartiermeister-Stabe

A. Reorganisierung der Pioniere und Pontoniere (1841—1844).

Birago. — Kanzleileben. — Offiziersdeputationen fremder Armeen. — Hofkriegsrat. — Übersetzung in den Generalstab.

DER Name Birago wird in der Geschichte der österreich-ungarischen Armee rühmlich genannt, — in jener der Pioniere und der Pontoniere[1]) bezeichnet er einen wichtigen Abschnitt des Fortschrittes.

Als ich, wie oben erwähnt, im März 1841 zu Birago kam, war er kurz vorher aussertourlich zum Oberstleutnant befördert und in die neu errichtete lombardisch-venetianische adelige Leibgarde als Studiendirektor eingeteilt, gleichzeitig auch beauftragt worden, die zur weiteren Erprobung des von ihm projektierten Kriegsbrückensystems nötigen Anträge zu stellen.

Im Hofkriegsgebäude wurde ihm eine Kanzlei eingerichtet und ich zum Vorstande derselben bestimmt.

Während des Sommers fanden Versuchsbrückenschläge auf der grossen Donau im Prater in Gegenwart einer Kommission aus Generalen und Stabsoffizieren statt. Infolge der günstigen Ergebnisse dieser Versuche wurde schon im November die endgültige

[1]) Von Hauptmann Wilhelm Brinner verfasst und in den Jahren 1878—1881 ausgegeben.

und ausschliessliche Einführung der neuen Kriegsbrücke dekretiert; aber im nächsten Jahre die Vereinigung des Pioniercorps mit dem Pontonierbataillon angeordnet und am 1. Mai 1843 durchgeführt.[1])

Birago, mittlerweile (im November 1842) wieder ausser Tour zum Obersten befördert, wurde Brigadier des neuen Pionierkorps und mit der Verfassung der Reglements und Instruktionen, welche die Erzeugung und Verwendung des neuen Brückenmaterials betrafen, betraut.

Die drei Jahre, die ich an Biragos Seite zubrachte, waren für meine weitere Ausbildung von grösstem Nutzen. Die vielen und verschiedenen Arbeiten, die ich auszuführen hatte, konnten von einem jungen, in Geschäften noch wenig erfahrenen Offizier, wie ich es damals war, nur unter Leitung eines Mannes von Biragos Eigenschaften in befriedigender Weise bewältigt werden. Er lehrte mich die zu bearbeitenden Stoffe zweckmässig gruppieren, Wichtiges vom Unwesentlichen, Dringendes vom Verschiebbaren trennen, das zu Tuende früher gut durchdenken, alle nötigen Vorbereitungen rechtzeitig treffen, vor Hindernissen und Schwierigkeiten nicht gleich zurückweichen, sondern erwägen, ob und wie es möglich sei, sie zu beseitigen. Ergaben sich Zweifel, ob etwas in der Praxis sich bewähren würde, dann mussten Versuche angestellt, oder unbeteiligte Sachverständige zu Rate gezogen werden. Irgendwie beachtenswerte Einwendungen mussten ohne Rücksicht auf die Stellung dessen, der sie erhoben, einer Prüfung unterzogen werden.

Wie oft sagte er am Schlusse einer Beratung oder eines Experiments, wenn es nicht klappte: «Denken wir nur nach!» oder «Probieren wir es nochmals!».

Allerdings sind dies längst bewährte Grundsätze und Ansichten, die jeder gute Lehrer und Erzieher predigt; es kommt aber, damit sie unser Tun und Lassen richtig beeinflussen, darauf an, wann und wie sie uns beigebracht werden.

Biragos Bemühungen danke ich auch die Entwicklung des Sinnes für organisatorisches Arbeiten, ferner die Gewohnheit, höhere Standpunkte aufzusuchen, sowohl um Dinge, Zustände oder Ereignisse in ihrer Gesamtheit zu erfassen, als auch um den zum Ziele führenden Weg in seiner ganzen Ausdehnung zu überblicken. Auch in der

[1]) Eine Beschreibung der Biragoschen Brücke und wie und wann dieses System in anderen Armeen eingeführt wurde, enthält das Werk: «Die europäischen Kriegsbrücken-Systeme» von Hauptmann Ladislaus Müller, Wien 1874.

gleichzeitigen Behandlung von Gegenständen verschiedener Natur war er ein lehrreiches Vorbild. Neben den Arbeiten zur Erprobung des Brückenprojektes, zur Reorganisierung der Pionier- und Pontoniertruppen, beschäftigten ihn Memoiren über die Führung eines Schiffahrtkanales aus der Donau quer durch die Dobrudscha in das Schwarze Meer, von Cerna voda nach Kustendsche (Constanza); weitere über die Befestigung von Linz, von Brescello am Po, von Mailand, mittels bisher noch nicht angewandter vorgeschobener kleiner Werke, (maximilianischer Türme); ferner über die Sperrung der Zugänge aus dem mittelländischen Hafen la Spezzia über den Apennin ins Tal des Po, bei Pontremoli und Fivizzano; alles Arbeiten, die er mir zu lesen gab, oder bei deren Zusammenstellung er mich beschäftigte.

Birago hatte erst nach dem Übertritte aus der französisch-italienischen Armee in die österreichische im Jahre 1814 die deutsche Sprache zu lernen begonnen, doch mit geringem Erfolg. Seine meisten Konzepte mussten umgearbeitet werden. Da aber auch der Sprachunterricht in den von mir besuchten Schulen zu wünschen übriggelassen hatte, bewog Birago einen guten Stilisten, seinen Kameraden im Generalstab, Oberstleutnant Hermann, alle wichtigeren Schriftstücke, bevor sie ausgefertigt wurden, durchzusehen.

Dies tat jener denn auch in einer für mich lehrreichen Weise, indem er sich nicht darauf beschränkte, die Sprachfehler zu beseitigen, sondern auch der Mühe unterzog, jeden einzelnen Fehler, unter Berufung auf die Sprachregel, zu besprechen. Die bedeutendste der dann unter Biragos Leitung und Hermanns Zensur von mir verfassten Arbeiten war der zweite Teil des Pionierreglements «Truppenübergänge», welches 1844 ausgegebene Werk von den Franzosen als «un modèle de clarté et de logique» bezeichnet wurde.

Der Dienst in der Kanzlei und auf dem Versuchsplatze nahm mich sehr in Anspruch. Im Sommer, wenn Experimente oder Manöver stattfanden, musste ich zeitlich aufbrechen, denn sie begannen früh am Morgen und der Weg aus meiner Wohnung in der Alserkaserne bis zum Übungsplatze an der grossen Donau, wo sich jetzt die Militärschiessstätte befindet, betrug über sechs Kilometer. Omnibusse gab es auf dieser Linie noch nicht, und für einen Fiaker langte die Leutnantskasse nicht. Zulagen bezog ich nicht. Birago unterliess

es absichtlich, mir eine soche zu erwirken, um desto nachdrücklicher für eine aussertourliche Beförderung eintreten zu können. [1])

Nach den Versuchen, die meist bis Mittag dauerten, musste ich gleich in die Kanzlei gehen und daselbst häufig den Rest des Tages zubringen. Ein erstes und ein zweites Frühstück, Milchkaffe mit Semmeln, in irgend einem Kaffeehause am Wege in den Prater und aus demselben musste genügen, bis ich Abends eine ausgiebigere Mahlzeit, die ich mir aus der Kasernkantine in die Wohnung bringen liess, einnehmen konnte. Nach dem Essen nahm ich, bequem ausgestreckt, noch die «Allgemeine Augsburger Zeitung» zur Hand, kam aber selten weit in der Lektüre, denn von Müdigkeit übermannt, verfiel ich noch angekleidet meist in einen erquickenden Schlaf, so dass der Diener am nächsten Morgen, 4 Uhr früh, mich auf dem Sofa und das Bett unberührt fand.

Die Allgemeine Augsburger, damals die in Österreich verbreiteste Zeitung, war für Offiziere beim Portier des Kriegsgebäudes ohne Abonnement für einen Gulden monatlich erhältlich, doch mussten die Nummern unaufgeschnitten innerhalb 24 Stunden zurückgestellt werden. Das seither nach München verlegte Journal enthielt damals sowie auch jetzt das Wichtigste und Neueste aus dem staatlichen Leben der Völker, aus jenem der österreichischen aber nur dasjenige, was veröffentlichen zu lassen der höchst konservativen Regierung genehm war. Deshalb pflegten die jüngeren Elemente auch der Armee nebenbei noch die verbotenen «Grenzboten» Kurandas, zu lesen, während sie eine Wiener politische Zeitung nie zur Hand nahmen. Im Winter verliefen die Tage weniger anstrengend. In die Kanzlei musste ich zwar vor- und nachmittags gehen, um die Arbeiten rechtzeitig zu bewältigen, aber es blieb doch Zeit zu Studien, zu geselligem Verkehre und, last not least, zum Besuche des Burgtheaters.

Bei dem Umstande, dass die zur Beurteilung des Biragoschen Projektes zunächst berufenen Pioniere und Pontoniere demselben in der Mehrzahl mindestens nicht unbefangen gegenüberstanden, ja ihre Kommandanten ihm geradezu feindlich gesinnt waren, musste dem Hofkriegsrat das lebhafte Interesse sehr erwünscht kommen, welches in fremden Armeen dem neuen Brückensystem entgegen-

[1]) Die den Pionieroffizieren auf die Zeit der praktischen Übungen genehmigte Zulage trat zum erstenmal im Jahre 1844 mit 15 Gulden monatlich in Kraft.

gebracht wurde, besonders seitdem der günstige Verlauf der ersten Versuche am Po im Jahre 1839 bekannt geworden.

Mit Hintansetzung der sonst bei Erprobung neuer militärischer Einrichtungen üblichen Vorsicht wurde daher den Wünschen befreundeter Mächte, Offiziere zum Studium des Biragoschen Systems nach Österreich senden zu dürfen, auf das Bereitwilligste entsprochen. In den Jahren 1840—1844 trafen demzufolge von nicht weniger als fünfzehn fremden Armeen militärische Vertreter in Wien ein.

Das Urteil dieser wissenschaftlich gebildeten Praktiker im Kriegsbrückenfache war ein sehr günstiges und hatte auf die Entschliessungen unserer Armeebehörde nicht geringen Einfluss. Da sie bezüglich der Informationen hauptsächlich an mich gewiesen waren, so musste ich ihnen viel Zeit widmen, aber der Verkehr mit so intelligenten Herren war ebenso interessant wie angenehm.

Nur der Kommandant der preussischen Gardepioniere machte eine Ausnahme. Durchdrungen von der Unerreichtheit aller preussischen Einrichtungen, also auch der dortigen Kriegsbrücken, vermochte er sich zu einer unbefangenen Betrachtung des Biragoschen Systems nicht zu erheben und kam bei gemeinschaftlichen Besprechungen immer auf die eigene Heimat zurück: « Hören Sie, meine Herren, bei uns ist die Sache so gestaltet...., macht man es so »; und er erging sich dann in Schilderungen, die mit dem vorliegenden Thema manchmal gar nicht in direkter Verbindung standen und nur geeignet waren, die Geduld der Zuhörer auf die Probe zu stellen.

Birago wurde mit Orden überschüttet. Sein Adjutant und die bei den Versuchen verwendeten Pionieroffiziere erhielten vom damaligen 8. deutschen Bundesarmeecorps wertvolle goldene Uhren. Dem ehrgeizigen jungen Leutnant wäre freilich ein noch so kleiner Orden viel willkommener gewesen! In der Folge jedoch, als es mir auch an solchen nicht fehlte, wurde mir die Uhr immer teurer, und sie blieb meine treue Begleiterin auf allen meinen Wanderungen, im Frieden wie im Kriege.

Etwas aber, das mir ebenso wertvoll, wenn nicht noch wertvoller als ein Orden schien, war eine Äusserung Biragos über meine Person. Mit seinen Ideen und Plänen unter allen Pionieroffizieren am besten vertraut, hatte ich bei den Versuchen und Manövern eine führende Rolle. Als ich nun durch dringende Kanzleigeschäfte

einigemale verhindert gewesen, auf dem Versuchsplatze dabei zu sein und es dann nicht recht klappte, sagte einmal Birago wie entschuldigend zu den anwesenden fremden Offizieren: «Wenn der Mollinary fehlt, geht's halt nie so gut wie sonst.» Man kann sich denken, wie ich, als unsere Gäste mir dies mitteilten, meine Kräfte aufs äusserste in Anspruch nahm, um bei keinem Versuche mehr zu fehlen.

Auch den Organismus unserer obersten Militärbehörde, des weiland Hofkriegsrates, lernte ich während meiner Kommandierung bei Birago näher kennen. Ein Feldmarschall oder Feldzeugmeister an der Spitze desselben führte den Titel: « Hofkriegsrats-Präsident ». Ihm zur Seite standen zwei Feldmarschalleutnants als « Vize-Präsidenten ». Unter ihnen bildeten drei bis vier Feldmarschalleutnants oder Generalmajore als « Hofkriegsräte » das « militärische Gremium ». Die eigentlichen Geschäfte wurden in Departements besorgt, welche aus Beamten zusammengesetzt waren; ein Organismus, wesentlich noch identisch mit jenem, den vor mehr als einem halben Jahrhunderte Lascy ins Leben gerufen.

Nach dem Kriege von 1809 verordnete ein Handbillet des Kaisers, dass der Chef des Generalquartiermeister-Stabes dem Gremium des Hofkriegsrates angehören, « als Referent für alle Militaria gelten und die betreffenden Ausfertigungen durch Offiziere des ihm unterstehenden Corps besorgen lassen» solle. Diese Verfügung gefiel jedoch den sieben Hofräten nicht, welche, als Departementsvorstände und Referenten für den politisch-ökonomischen Teil gewohnt waren, sämtliche Armeeangelegenheiten zu leiten. Es gelang ihnen auch bald, die angeführte kaiserliche Verfügung rückgängig zu machen und dadurch den Einfluss des Generalquartiermeister-Stabes auf die wichtigsten Agenden der Armee während weiterer vierzig Jahre zu beseitigen. Nur die Behandlung der Personalien aktiver Offiziere wurde Offizieren zugestanden und aus solchen ein Militärdepartement errichtet. Der Vorstand durfte jedoch kein Höherer als ein Oberst sein, damit im Gremium den Hofräten, die Generalmajorsrang hatten, der Vorrang gewahrt bliebe. Die rein militärischen Interessen erhielten nur allmählich eine sachgemässe Vertretung: in den Dreissigerjahren durch Errichtung der « Militärsektion beim Staatsrate », später durch Aufstellung einer « Zentralmilitärkanzlei beim Hofkriegsrate », zu deren Vorständen Generale

berufen waren. In den Jahren 1841—1844 war die Zahl der Hofräte bis auf fünfzehn gestiegen, auch die der Sekretäre und Konzipisten bedeutend vermehrt worden, dagegen war der Status der Offiziere nahezu unverändert geblieben. Nur hie und da war ein Militär als Spezialist eingeteilt worden, so z. B. in dem Departement, welches die technischen Agenden der Kriegsmarine, der Pioniere und Pontoniere zu besorgen hatte, ein Offizier des Matrosencorps.

Die Hofräte, sowie ihr Konzeptspersonal waren auf Universitäten gebildete und durchschnittlich auch fähige Männer. Es fehlten ihnen aber jene militärischen Kenntnisse, die zur zweckmässigen Besorgung der Geschäfte nötig gewesen wären. Auch waren es zum Teil am Schreibtische ergraute Herren. Diese Umstände und das Streben, die Auslagen für das Heer möglichst einzuschränken, veranlassten nicht bloss nachteilige Verzögerungen bei Abwicklung der laufenden Geschäfte, sondern verhinderten selbst die Einführung dringend nötiger neuer Einrichtungen. Von einer Initiative, aus dem «Grauen Hause» selbst hervorgegangen, war natürlich nie etwas zu spüren. Reformvorschläge, die von aussen einlangten, wurden entweder gleich ad acta gelegt, oder nach zahllosen Erhebungen und Beratungen erledigt, sobald man die genügende Zahl Abweisungsgründe zusammengeklügelt hatte. Nur wenn hochgestellte Persönlichkeiten, die auch auf das Schicksal der Hofräte Einfluss ausüben konnten, sich einer Sache annahmen, war zu hoffen, dass ihr beim Hofkriegsrate die nötige Unterstützung zu teil werden würde. Hätte Birago nicht einen solchen mächtigen Protektor in seinem späteren Schwiegervater, dem General Schön, Referenten im Staatsrate, gehabt, so wäre es, trotz der ausserordentlich günstigen Resultate, welche die Experimente mit seiner Brücke im Jahre 1839 in Modena ergeben hatten, bei uns gewiss nicht schon im folgenden Jahre zu den grossen Versuchen mit derselben gekommen, und auch die Einführung des Systems, sowie die Vereinigung der Pioniere und Pontoniere würde kaum so rasch erfolgt sein.

Das grosse Wohlwollen, welches Birago mir zuwendete, äusserte sich bald, nachdem ich an seine Seite gekommen war, durch unausgesetzte Bemühungen um meine Carriere. Er empfahl mich wärmstens zur Übersetzung in den Generalquartiermeister-Stab und hatte die Absicht, mir dann eine Mission nach Konstantinopel zur Organisierung eines türkischen Pioniercorps zu verschaffen. Auch

eine diplomatische Verwendung hatte er in Aussicht genommen, die für mich, wie er sagte, noch vorteilhafter sein würde als der grüne Rock. Mir aber ging, diesen zu erhalten, über alles andere. Bei meiner Reiselust hätte die Aussicht auf einjährigen Aufenthalt in Konstantinopel gewiss viel Anziehendes gehabt. Es kam aber nicht dazu. Birago selbst war von seinem Plane abgekommen, weil ich in dergleichen besonderen Verwendungen keine Gelegenheit zu jener weiteren militärischen Ausbildung gehabt hätte, welche mir für meine Soldatenlaufbahn noch nötig war. Seiner unausgesetzten Verwendung für mich war es aber gelungen, im Herbst 1842 meine aussertourliche Beförderung vom achten Unterleutnant 2. Klasse, mit Übergehung der ersten Klasse, zum Oberleutnant im 9. Infanterieregimente, und bald darauf, anfangs 1843, die definitive Übersetzung in den Generalquartiermeister-Stab zu erwirken.

Sobald die wesentlichen Arbeiten, welche die Einführung des neuen Brückensystems bedingte, vollendet waren, beschloss Birago, mich nicht länger dem eigentlichen Dienste des Generalstabs zu entziehen. So rückte ich denn im April 1844 ein und wurde zunächst auf Mappierung gesandt.

Die Trennung von meinem väterlichen Freund und grössten Woltäter fiel mir überaus schwer. Es war mir, als sollte ich ihn im Leben nicht wieder sehen! Und so traf es leider auch ein. Gegen Ende 1845 erlag er in Wien einer akuten Krankheit.

B. Mappierung (1844—1845).

Zweck und Vorgang. — Sommerperiode. — Winterperiode.

Schnelle und richtige Auffassung der Terraingestalt mit ihren natürlichen und durch Kultur herbeigeführten Bekleidungen und Eigentümlichkeiten ist eine der notwendigsten Eigenschaften eines Truppenführers und seines nächsten Gehülfen, des Generalstabsoffiziers. Sie wird am besten auf Grundlage geognostischer Kenntnisse bei der sogenannten «à la vue Aufnahme» der Militärmappierung erlangt. Das zustande gekommene Material dient dann zur Herstellung verschiedener Kartenwerke.

Vor der ersten grossen Reform des Generalstabs nach den Kriegen von 1848—1849, hatte jeder Aspirant für das Corps mindestens zwei Jahre bei einer Mappierungs-Abteilung zu verbringen.

Mitte der Vierzigerjahre waren zwei solche Abteilungen aufgestellt, eine in Böhmen und eine in Ungarn. Vorausgegangene trigonometrische Triangulierungen lieferten für jede Aufnahmesektion von vier österreichischen Quadratmeilen (bei 230 Quadratkilometer) drei bis fünf Fixpunkte. Die Sektionen waren vollkommene Rechtecke, ihre Seiten noch nicht, wie jetzt, genaue Parallellen zu den Längen- und Breitengraden der Erde. Innerhalb der Fixpunkte hatte der Mappeur durch graphische Triangulierung mittelst einfacher Diopterlineale auf jeder Sektion möglichst viele Zwischenpunkte zu ermitteln und, von diesen ausgehend, das Einzeichnen des Details im Terrain nach Augen- und Schrittmass zu bewirken.

In den cisleithanischen Ländern, wo für die Grundsteuer Katasteraufnahmen bereits bestanden, wurden die im Masse von 1 zu 28,800 hergestellten Mappen auf ein Zehnteil, nämlich auf das Militärmass, reduziert und mit Hülfe der Fixpunkte auf die Sektionen in Blei übertragen.

Der Mappeur erhielt damit alle Gewässer, Wege, Kulturgrenzen und Bauwerke vorgezeichnet und hatte sonach bloss das Gerippe zu überprüfen und die Terrainformation einzuzeichnen. Es war dies eine um vieles leichtere und kürzere, dagegen für den Mappeur weniger lehrreiche Arbeit als die in Ungarn, wo staatliche Katasteraufnahmen noch nicht vorhanden waren.

Höhenmessungen wurden noch keine vorgenommen und die Erhebungen und Senkungen des Bodens bloss abgeschätzt und durch Schraffierung ausgedrückt.

Nach vollendeter Sommerarbeit versammelten sich die Mappeure jeder Abteilung in einer Stadt, um während des Winters die im Laufe des Sommers in Blei ausgeführte Arbeit mit Farben zu übergehen und dann ein zweites Exemplar herzustellen. Die Mappierung war in erster Linie eine Vorschule für den Generalstab, dann aber auch eine Leistung, durch welche ein Anspruch auf Einteilung in genanntes Corps erworben wurde. So gelangte mancher Zugeteilte nach sechs, acht oder noch mehr Mappierungsjahren in dasselbe, der seiner sonstigen Kenntnisse wegen es vielleicht nie erreicht hätte, jedenfalls aber es sich viel Zeit kosten lassen musste, um in anderen noch wichtigeren Diensten sich auszubilden.

Ich wurde der Abteilung in Ungarn zugewiesen und habe im im ersten Sommer sechs Quadratmeilen im Gran-Tal zwischen Neusohl

und Schemnitz, im zweiten ebenso viel an der Neutra bei Tapolcsan aufgenommen.

Mein Direktor war ein sehr gewandter Mappeur, er verstand es jedoch nicht, zweckmässig zu unterrichten. Ohne sich mit Erklärungen zu befassen, nahm er etwa einen Quadratkilometer als Beispiel in Gegenwart der Anfänger auf, und überliess es dann diesen, es ihm, so gut sie konnten, nachzumachen. Auch bei den Revisionen verbesserte er Fehler und Unvollkommenheiten, ohne darüber ein Wort zu verlieren. Mangels zweckmässiger Vorbereitung fiel mir die Arbeit anfangs etwas schwer; mit der Zeit erlangte ich aber so viel Fertigkeit, dass ich die erhaltene Aufgabe noch vor der Zeit beenden und einem zurückgebliebenen Kameraden aushelfen konnte.

Die Gegend war reizend, die Witterung meist günstig und der gesellige Verkehr mit den im Bereiche meines Rayons ansässigen adeligen Familien ein sehr angenehmer. Es wird nur wenige Mappeure gegeben haben, welche die bekannte ungarische Gastfreundschaft nicht genossen und sich dafür verpflichtet gefühlt hätten. Sie war in den kleinen Ortschaften, wo Wirtshäuser nicht bestanden, eine wahre Wohltat. Ich selbst war in dieser Beziehung unabhängiger, weil ich vor dem Abgehen zur Mappierung meinen Diener ein wenig im Kochen hatte unterrichten lassen.

Mit den autonomen Behörden des Landes gab es aber oft Anstände. Die Vornahme der Militäraufnahmen war durch ein besonderes Gesetz des ungarischen Reichstages genehmigt, und es wurden jedes Frühjahr vor Beginn der Arbeit die Komitatsbehörden durch die königliche Regierung verständigt. Dennoch gab es oft Schwierigkeiten, um Transportmittel und Quartiere für die Offiziere angewiesen zu erhalten, oder die Zustimmung zur Aufstellung der Triangulierungszeichen, sowie den behördlichen Schutz für dieselben zu erlangen. Bei der Willkürherrschaft in den Komitaten und der geringen Macht, welche die Ofner Regierung über die Komitatsbehörden besass, blieben Reklamationen meist erfolglos.

Man war eben erst am Beginn der grossen Bewegung auf dem Gebiete nationaler Kultur. Es herrschten im Lande noch ganz eigentümliche Zustände. Der Adel war von allen Lasten frei. Die Hörigen hatten, ausser der Abgabe des Neuntels der Produkte an ihre Herrschaft und des Zehntens an die Kirche, Robot (Hand- und Zugarbeit) zu leisten, alle Steuern zu tragen, Strassen zu bauen, Rekruten zu stellen und den Unterhalt der im Lande verteilten Truppen

zu bestreiten. Die erste Steuer, die der privilegierten Klasse auferlegt wurde, war die Entrichtung eines Brückengeldes beim Passieren der in den Jahren 1841—1849 erbauten Kettenbrücke über die Donau zwischen Pest und Ofen. Bei Verhandlung des bezüglichen Gesetzes 1840 im Reichstage hat, wie bekannt, ein Bannerherr ausgerufen: «dass er nie über eine Brücke gehen werde, wenn er als «Edelmann» für das Betreten derselben Zoll entrichten müsse.»

Einen günstigen Eindruck machte schon damals der Aufschwung, den die ungarische Hauptstadt genommen hatte, und der ihr eine ausserordentliche Zukunft in Aussicht stellte. Meine diesfälligen, nach einem Besuche in Pest-Ofen im Frühjahre 1845 den Kameraden mitgeteilten Ansichten wurden von diesen jedoch nicht geteilt, sondern belächelt und ich der Überspanntheit geziehen. Nun, wer recht hatte, hat die Folge gezeigt.

Die Ergänzung der ungarischen fünfzehn Infanterie- und elf Husaren-Regimenter wurde auf den gewöhnlich alle 4 bis 5 Jahre zusammentretenden Reichstagen, aber immer nur ohne jedes Präjudiz für die Zukunft bewilligt.

Die Aushebung der Rekruten erfolgte durch Werbung.

Sobald den Komitaten die Zahl der beizustellenden Rekruten bekannt gegeben worden, zogen in jedem Werbbezirke zehn bis zwölf phantastisch gekleidete Soldaten, Weinflaschen in den Händen und von Musikanten begleitet, singend und tanzend durch die Ortschaften, lockten die Menge herbei und machten unter dieser die kräftigsten Burschen zu Zielpunkten ihrer Bemühungen. Wenn auf solche Weise die nötige Anzahl Rekruten nicht aufgetrieben werden konnte, liess die Komitatsbehörde die noch fehlenden mit Gewalt ausheben, wo sie eben zu finden waren, und leerte zu diesem Zwecke mitunter auch die Gefängnisse.

Ende Oktober konzentrierte sich die Abteilung in Tyrnau. Während des Winters wurden die lichten Tagesstunden ohne Unterbrechung im Zeichensaale zugebracht, dann ging die Abteilung zu gemeinsamem Essen in den Gasthof, um hierauf meist noch den Abend in corpore bei einem oder dem andern Kameraden, bei Tee und Zigarren zu verbringen. Es herrschte das beste Einvernehmen. Mit einem meiner Mit-Mappeurs, dem Jägerleutnant Ferdinand Poschacher, schloss ich innige Freundschaft. Sein gerades, offenes, fröhliches Wesen, sein lebhafter Geist und biederer Charakter hatten

mich mächtig angezogen. Wir hielten auch in der Folge fest zusammen, bis zu seinem 1866 auf dem Schlachtfelde von Königgrätz als General und Brigadier erfolgten Tode.

Unser Direktor Major Schön wurde für seine Verdienste, und vielleicht auch als Neffe eines Generals im Staatsrate, anfangs 1845 ausser der Reihe zum Oberstleutnant bei der Infanterie befördert. An seine Stelle kam Hauptmann Bils. Beide waren intelligente, geachtete Männer, aber nicht glücklich, weder im Verkehr mit den Zivilbehörden, noch in der Behandlung der Untergebenen. Der erstere, etwas leberleidend, trat oft zu schroff auf; dem anderen, weil schüchtern, fehlte es wieder an Entschlossenheit. «Wenn ich den Leuten nur mehr imponieren könnte!» schrieb mir späterhin Bils, mit dem ich, längst aus seiner Abteilung geschieden, ein gutes freundschaftliches Verhältnis unterhielt. Er starb als pensionierter Feldmarschalleutnant, im hohen Alter von 85 Jahren, 1894 in Görz.

Da es mir gelungen war, auch die Winterarbeit ein paar Wochen vor dem Termin zu beenden, wurde mir für diese Zeit ein Urlaub bewilligt. Ich benützte ihn, um meine Lieben in der Heimat zu besuchen, die ich seit fünf Jahren nicht gesehen hatte.

C. Das Jahr nach der Mappierung (1846).

Landesbeschreibung. — Donauflottille. — Kavalleriemanöver. — Kavalleriebatterien. — Einverleibung Krakaus.

Nach den beiden auf Mappierung zugebrachten Jahren erhielt ich für ein Jahr die Einteilung bei der Landesbeschreibung von Slavonien und Sirmien. Auch diese Verwendung diente einem doppelten Zwecke: zur Belehrung der Generalstabsoffiziere, dann zur Feststellung und ausführlichen schriftlichen Schilderung der militärischen Bedeutung, sowie der Leistungsfähigkeit des Landes. Es war dies eine gute Gelegenheit, Wichtiges kennen zu lernen, wie es Truppenführern und ihren Gehülfen zu wissen nötig ist. Leider unterliess man es damals, die auf Landesbeschreibung gehenden Offiziere für die Lösung der erhaltenen Aufgabe zweckmässig vorzubereiten. Mir selbst war dazu nicht die kürzeste Zeit gegeben, denn ich musste, von der Mappierung eingerückt, gleich nach Slavonien abgehen und dort die Arbeit beginnen. Um wie viel nützlicher und wertvoller hätte diese ausfallen können, wäre ihr ein

eingehendes Studium der Geographie des Landes, der wichtigsten Kriegsereignisse, die in demselben stattgefunden, vorausgegangen! Auch das Gebiet zwischen Drave und Save ist ein eminent historisches. Da sind römische Legionen von der Adria an die Donaugrenze und nach Dazien auf von ihnen selbst kunstvoll erbauten Strassen gezogen; später fanden zwischen türkischen und kaiserlichen Heeren folgenschwere Schlachten statt. Von dem allem wussten die wenigsten. Ungenügend vorbereitet, wie die meisten auf Landesbeschreibung gingen, konnten sie kaum entsprechenden Nutzen aus derselben ziehen und zweckmässige Elaborate liefern. Die Mehrzahl der letzteren war von illusorischem Werte, und es wurde über dieselben in vertraulichen Zusammenkünften viel gespottet.

Das Aufsuchen und Beschreiben der vorhandenen taktischen Stellungen erschien fast als Hauptsache, das Studium der Bewegungen der Armee nur wie Nebensache, und so erinnerte die Methode stark an die Kriegführung im vorigen Jahrhundert. Deshalb hatte ich es auch nicht sehr zu bedauern, dass ich unmittelbar vor Antritt des Landesbeschreibungsdienstes von demselben abgerufen wurde.

Birago hatte kurz vor seinem Tode im Auftrag des Hofkriegsrates ein Projekt zur zeitgemässen Umgestaltung der Donaukriegsschiffe (Tschaiken) ausgearbeitet. Zur Durchführung dieses Projektes wurde eine Kommission von zwei Artillerie- und einem Marine-Offizier gebildet. Als ich mich nun zum Abgehen nach Slavonien meldete, erinnerte man sich an massgebender Stelle, dass ich, mit den Ideen Biragos vertraut, in der Kommission gute Dienste leisten könnte, und teilte mich derselben auch gleich zu.

Das Wesentliche am erwähnten Projekte war der Ersatz der alten Fortbewegungsmittel, nämlich Ruder, Segel und Ziehen vom Ufer aus, durch die neue Kraft, den Dampf. Die Anwendung des letzteren auf den Fluss-Kriegsschiffen selbst meinte man damals noch nicht wagen zu dürfen. Man wollte sich auf die Benützung von Dampfern zum Schleppen der armierten Boote beschränken, und die Bewegungen der letzteren im Gefechte wie bisher durch Ruder bewirken lassen. Übrigens sollte eine etwas stärkere Armierung platzgreifen, die Einpfünderkanonen durch kurze zwölfpfündige Haubitzen ersetzt, dann die Schiffskörper nicht mehr aus Holz, sondern aus Eisen erzeugt werden.

Die Aufgabe der Kommission bestand zunächst in der Zurstelleschaffung eines solchen neuartigen Kanonenbootes. Mit der Überwachung des Baues desselben, welcher auf der Altofner Werfte der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft vor sich ging, wurde ich betraut, so dass ich gezwungen war, wiederholt zwischen Wien und Ofen hin- und herzureisen.

Für den Herbst war mir eine ebenso nützliche als erwünschte Verwendung bei grösseren Waffenübungen, in der Nähe von Wien, in Aussicht gestellt. Es sollten daran fünf Infanterie- und zwei Kavalleriebrigaden, in drei Divisionen gruppiert, in der Zeit vom 31. August bis 24. September teilnehmen.

Sobald im Frühjahr das Programm festgesetzt war, wurden die beizuziehenden Truppen und Generalstabsoffiziere verständigt.

Die Oberleitung sollte der kommandierende General in Wien, Feldmarschalleutnant Erzherzog Albrecht, führen. Sein Generalstab bestand aus einem Major und vier zugeteilten Leutnants. Den drei Divisionen und sieben Brigaden waren aber nur für die Dauer der Manöver im Ganzen ein Major, ein Hauptmann und zwei Oberleutnants des Generalstabes, dann sechs zugeteilte Leutnants zugewiesen. Die jüngern, grossenteils noch unerfahrenen Offiziere für die ihnen bevorstehende Verwendung zweckmässig zu schulen, wurde leider unterlassen.

«Es möge ein jeder für seine bestmögliche Vorbereitung selbst sorgen, Zeit dazu sei genug vorhanden!» lautete meist die Antwort, wenn bezügliche Wünsche geäussert wurden.[1])

[1]) Als im Herbste 1895 zwei Armeecorps bei Pilsen Manöver ausführen sollten, unternahm schon im Monate Mai der Chef des Generalstabs mit 3 Generalen, 31 Stabs- und 7 Oberoffizieren seines Corps, die an jenen Übungen teilzunehmen hatten, einen Studienritt durch die Manövergegend.

Allerdings betrug im Jahre 1895 der Stand des Generalstabs 316 Offiziere (4 Generale, 30 Obersten, 50 Oberstleutnants, 55 Majore und 177 Hauptleute), während er im Jahre 1847 nur 59 Offiziere (1 Feldmarschalleutnant, 5 Obersten, 5 Oberstleutnants, 12 Majore, 24 Hauptleute und 12 Oberleutnants) zählte. Zugeteilte Offiziere im Jahre 1847 dürften bei 20 gewesen sein, 1895 waren es 153!

Und was die Aus- und Fortbildung der jungen Generalstabsoffiziere betrifft, so dürften Vergleiche, seit im Jahre 1852 die Kriegsschule errichtet, dann die Militär-Akademien und -Mittelschulen vermehrt worden und vorgeschrittene Lehrmethoden in Anwendung gekommen, fast ebenso grelle Unterschiede ergeben, wie sie aus dem Vergleiche der Standesziffern hervorgehen.

Ich hatte die Einteilung zu einer Kavalleriebrigade erhalten und machte mich auch gleich an das Studium des Exerzierreglements, sowie der Manövrierinstruktion der Kavallerie, übte mich fleissig im Reiten und rekognoszierte den Manöverrayon.

Die Manövrierinstruktion war ein inhaltreiches lithographiertes Werk von grossem Umfange, aber wenig logischer Zusammenstellung. Die Beschreibung und Erklärung der Aufstellung von Brigaden und Divisionen, sowie der Übergänge aus einer Aufstellung in die andere beschränkte sich nicht auf die notwendigen Formen und Arten, sondern zog fast alle erdenklichen Fälle in Betracht. Da auch die Reihenfolge nicht glücklich angeordnet war, so bedurfte es vieler Zeit und Mühe, um sich die Bestimmungen der Instruktion anzueignen. Ich kam dadurch zum Ziele, dass ich in einem Tableau alle vorgeschriebenen Aufstellungen und Übergänge graphisch und unter Beisetzung der Kommandoworte in übersichtlicher Weise zusammenstellte.

Die Brigade, bei der ich eingeteilt war, bestand aus den Regimentern Liechtenstein-Chevaulegers Nr. 5 und Nikolaus-Husaren Nr. 9, dann aus zwei Kavallerie-Batterien.

Während der ersten sechs Manövertage blieben die Truppen in ihren Kasernen in Wien, die restlichen neunzehn Tage kamen sie in ein Lager am linken Donauufer zwischen den Dörfern Kagran und Eipeldau.

Es fand an drei Tagen Regiments-, an vieren Brigade-, und an vieren Divisionsexerzieren statt; drei Tage waren durch Feldmanöver, einer durch eine grosse Revue ausgefüllt. Dazu kamen drei Tage für die Märsche in das Lager und aus demselben, und endlich sieben Rasttage. Die Witterung war günstig.

Vor dem Exerzieren der Brigade, der ich zugeteilt war, las der Kommandant, Generalmajor Fürst Edmund Schwarzenberg, den Stabsoffizieren und Batteriekommandanten den Exerzierzettel für den Tag vor.

Dieser Zettel enthielt die Aufstellungen der Truppe, dann kurze

---

Wenn nur nicht die weitgetriebene Erleichterung der Aneignung von Wissen die Entwicklung anderer, dem Offizier nötiger Eigenschaften beeinträchtigt!?

Dass dies zum Teile eingetreten sein muss, geht aus einer im Jahre 1898 verfügten Änderung der Vorschrift über die Prüfung der Hauptleute zu Majoren im Generalstabe hervor, derzufolge fernerhin die Überladung des Gedächtnisses vermieden, dagegen selbständiges Denken mehr als bisher angestrebt werden soll.

Suppositionen über den Gegner und die Kommandoworte oder Dispositionen des Brigadiers für die auszuführenden Bewegungen.

Der Vorgang wäre für die ersten Übungen zweckmässig und von Nutzen gewesen, wenn die Führer der Truppen mit den Bestimmungen der Manövrierinstruktion genügend vertraut gewesen wären. Dies war aber nur bei wenigen der Fall. Die Folge war, dass auf dem Exerzierplatze die Unterkommandanten nicht immer die der Disposition entsprechenden Bewegungen anzuordnen verstanden, die Marschrichtungen häufig gefehlt nahmen, die Distanzen nicht richtig einhielten, wodurch die Eskadronen durcheinander gerieten, die Regimenter, ja selbst die ganze Brigade oft einen wirren Haufen bildeten, und zum Sammeln geblasen werden musste, um die taktische Ordnung herzustellen.

Nach dem in solcher Weise missglückten ersten Exerzieren ritt der Brigadier betroffen nach Hause, sich unterwegs mit seinem Berater, einem Major des 9. Husarenregimentes,[1]) über die Ursachen des Misslingens den Kopf zerbrechend.

Der Exerzierzettel[2]) war von beiden, offenbar nach einem von der Armee Radetzkys überkommenen Muster, aber unvollkommen, weil ohne die den Text erläuternden Zeichnungen, zusammengestellt worden. Die Herren scheinen keine richtige Vorstellung vom Bilde, welches die Abteilungen in den einzelnen Momenten darzustellen, noch von den Raumverhältnissen sich gemacht zu haben, in welchen sie sich zu bewegen hatten; daher die Unmöglichkeit, die begangenen Fehler zu erkennen.

Bei Zusammenstellung des Exerzierzettels war ich nicht in Anspruch genommen, und überhaupt in meiner Eigenschaft als Generalquartiermeister-Stabsoffizier bisher nicht beachtet worden; wie man denn meistens, besonders bei der Kavallerie, den Generalstab fast als eine überflüssige Einrichtung betrachtete. Das Wort «Quartiermeister» im Titel schien ja anzudeuten, dass dessen wesentlichste Bestimmung die Ausmittlung der Quartiere, die Einrichtung der Lager wäre; nur dass nebenbei diese Offiziere als gute Landkartenleser auch als Kolonnenführer in unbekanntem Terrain Dienste leisten konnten! Aber hier im Lager, wo für die Unterkunft bereits gut gesorgt war und man sich auf der freien offenen Ebene des

[1]) Franz von Ritter, der sich in späteren Jahren als General-Gestütsinspektor sehr grosse Verdienste um die Hebung der Pferdezucht in der Monarchie erwarb.

[2]) Im Anhange zur III. Periode enthalten.

Marchfeldes ohne Landkarte zurechtfinden konnte: wozu da noch solch einen Generalquartiermeisterstabs-Offizier?

Ich hatte indessen noch vor dem missglückten Exerzieren vom Exerzierzettel eine Abschrift genommen und die beabsichtigten Aufstellungen und Übergangsbewegungen in Farben gezeichnet, wie ich dies auf den Radetzky-Hess'schen Manöverdispositionen gesehen hatte; auf diese Weise die zum Gelingen des Manövers notwendigen Bewegungen und die denselben entsprechenden Kommandoworte ermittelt und mich so in die Lage versetzt, die auf dem Exerzierplatze begangenen Fehler nachweisen zu können.

Nun konnte ich mich auf dem Heimritte nach dem misslungenen Exerzieren nicht enthalten, darüber mit dem Brigadeadjutanten zu sprechen. Fürst Schwarzenberg, der wenige Schritte vor uns ritt, hörte einige meiner Worte, rief mich an seine Seite und ersuchte mich, in seiner stets höflichen Art, das zu wiederholen, was ich soeben seinem Adjutanten gesagt hätte. Auf meine Antwort hin bestellte er mich zur weiteren Besprechung in seine Wohnung. Dort legte ich ihm den von mir illustrierten Exerzierzettel vor, erklärte mit Hülfe desselben die begangenen Fehler, und wie nach den Bestimmungen der Manövrierinstruktion vorzugehen gewesen wäre. Der General und sein Vertrauensmann, der Major, liessen sich überzeugen und zeigten sich nur darüber erstaunt, dass ein Nichtkavallerist sich als Sachverständiger erwiesen habe.

Mein Elaborat wurde nun auch bei der Besprechung mit den Unterkommandanten benützt; und als am nächsten Tage derselbe Exerzierzettel wiederholt wurde, zeigte sich allenthalben richtige Auffassung, und das Exerzieren ging ohne Störung vonstatten. Jetzt erhielt ich den Auftrag, auch den 2. und 3. Exerzierzettel durch Zeichnungen zu erläutern, und hatte die Genugtuung, zu sehen, dass meine kleinen Arbeiten sich von Nutzen erwiesen hatten.

Die Stimmung gegen den Generalquartiermeisterstabs-Offizier der Brigade hatte umgeschlagen. Die Höheren bezeigten ihm Vertrauen, die Kameraden holten sich seinen Rat, der Brigadier liess ihm — zur Schonung des eigenen Pferdes — ein Dienstpferd zuweisen. Der Eskadronskommandant, welcher letzteres beizustellen hatte, wählte es unter den besten, was in ähnlichen Fällen sonst nicht zu geschehen pflegte. Als nach Beendigung der Exerzitien in der Brigade jene in der Division darankamen, ging es wieder recht durcheinander. Der Divisionär, Feldmarschalleutnant

Ladislaus Graf Wrbna, war ein nervöser, etwas konfuser Herr, der weder die beabsichtigten Manöver in belehrender Weise zu besprechen vermochte, noch die nötige Ruhe besass, um die Bewegung der Abteilungen ungestört vor sich gehen zu lassen. Ein ritterlicher und allgemein gebildeter Mann, aber ohne militärwissenschaftliche Bildung, wie die meisten unserer damaligen Generäle, gestattete er auch dem ihm zugewiesenen Major des Generalstabs, Röszgen, keinen Einfluss, weder bei Einleitung noch bei Ausführung von Übungen. Röszgen würde sich sicherlich gut bewährt haben; aber von kühlem, skeptischem Wesen, wie er war, hielt er sich mehr zurück, als es im Interesse des Dienstes gelegen hätte, und beschränkte sich darauf, mir gegenüber das unzweckmässige Vorgehen seines Chefs auf dem Exerzierplatze zu glossieren.

Nachdem der erste Versuch mit dem Divisionsexerzierzettel No. 1 ungünstig ausgefallen war, wurde er erneuert, und obwohl auch die Wiederholung nicht befriedigte, gleich Exerzierzettel No. 2 vorgenommen und ebenfalls wiederholt, ohne ein besseres Resultat zu geben. Unsere spottsüchtigen jungen Kavalleristen nannten das eine Manöver «Hinkender Teufel» und das andere «Esmeralda» nach zwei im Repertoire des Wiener Operntheaters bis zum Überdruss oft wiederkehrenden Balletten. Zu einem Exerzieren ohne vorheriges Einstudieren und Einüben dessen, was zu geschehen hätte, kam es nicht.

Um jedoch der Kavallerie gegenüber nicht ungerecht zu sein, muss erwähnt werden, dass die elementare Ausbildung derselben: Pferdewartung, Zäumung, Sattelung, Reiten, Säbelgriffe, Lanzenschwingen und geschlossenes Exerzieren bis zur Eskadron — eine sehr gute war. Die ganze Tätigkeit und Aufmerksamkeit war bei der Kavallerie, wie bei der Infanterie, mit Ausnahme jener unter Radetzky, auf diese unerlässlichen, aber doch nur als Mittel zum Zwecke dienenden Dinge gerichtet. Es gab wenige Offiziere und noch weniger Generale, die über Bedeutung und Zweck dieser Mittel ernstlich nachgedacht, sich bemüht hätten, in den Geist der Vorschriften einzudringen und sich, wie ihre Truppen, für zweckmässige Verwendung vorzubereiten.

Bei der grossenteils eskadronweise auf dem Lande zerstreut dislozierten Kavallerie gelangten Unterabteilungen trotz alledem zu einer bessern, für ein selbständiges Auftreten geeigneteren taktischen Ausbildung, als die meist in grösseren Abteilungen in

Städten stationierte Infanterie. Teils weil durch den Dienst in der Garnison stark in Anspruch genommen, teils weil die Übungen auf beschränkten Exerzierplätzen und unter steter Aufsicht aller niedern und höheren Kommandanten vor sich gingen, vermochten auch gutbeanlagte Kompagnie- und Bataillonskommandanten ihr Wissen und Können nicht genügend zu verwerten. Wie vorteilhaft auf die Ausbildung der Truppe die Freiheit und Selbständigkeit ihrer Kommandanten wirken, konnte man aus dem Zustande unserer Jägerbataillone entnehmen, die, grossenteils in abgelegenen Orten einzeln stationiert, in obigen Beziehungen den meisten Infanteriebataillonen weit voraus waren.

Beim Exerzieren der Division konnten es die vier Batterien dem Divisionär nie recht machen. Bei den nachträglichen Besprechungen wurden «die Herren von der Artillerie» wie der Feldmarschalleutnant die Batteriekommandanten zu benennen pflegte, hart mitgenommen; aber wie sie es besser hätten machen können, das sagte er ihnen nicht.

Es waren zwar nur Ober- und Unterleutnants, aber für ihren Dienst gründlich theoretisch und praktisch geschulte Männer; unterstützt wohl auch nur von Unteroffizieren als Halbbatterie- und als Zugskommandanten, aber diese waren gleichfalls teils in der berühmten Bombardierschule, teils in den guten Artillerie-Regimentsschulen herangebildet, und den an sie zu stellenden Aufgaben durchaus gewachsen. Zug- und Reitpferde, Fahrsoldaten, einige Unteroffiziere und ein Leutnant, die «Batterie-Bespannungsabteilung» bildend, wurden vom Fuhrwesenscorps beigestellt. Die teilweise selbständige Stellung dieser Abteilung in der Batterie verursachte manche Unzukömmlichkeiten und erschwerte besonders den innern Dienst. Doch genügte die Ausbildung im Fahren und Reiten den Anforderungen, die damals an die Beweglichkeit der Batterien gestellt wurden. Die Geschütz-Bedienungsmannschaft der Kavallerie-Batterien wurde noch nicht, wie bei andern Armeen, auf Reitpferden fortgebracht, sonders teils fahrend (drei Mann auf einer «Wurst» über den Lafettenwänden, zwei Mann auf dem Munitionswagen), teils reitend auf den Handpferden (je ein Mann auf denen des Mittel- und des Vorauszuges). Dieses System beeinträchtigte die Manövrierfähigkeit auf ebenem Gefechtsfelde nur wenig, auf durchschnittenem und bedecktem Boden besass es sogar den Vorteil, dass die Bedienungsmannschaft beim Nehmen von

Hindernissen schnell bei der Hand war, um Hülfe zu leisten. Bei weitausgreifenden Bewegungen und auf forcierten Märschen aber waren die fahrenden Batterien natürlich im grossen Nachteile gegenüber den reitenden. Ein Übelstand, der sich sehr fühlbar machte, war das schmale Geleise von 43 Zoll (1,20 Meter) und eine zu geringe Wendbarkeit der Geschützfuhrwerke, ferner die unzweckmässige Verbindung der Lafette mit der Protze, des Hinter- mit dem Vordergestelle.[1])

Es geschah den «Herren von der Artillerie» ein grosses Unrecht, wenn ihnen eine Schuld am Nichtgelingen der erwähnten Exerzitien beigemessen wurde. Das Durcheinander, in welches die Eskadronen und Regimenter, infolge der Fehler ihrer Führer, gerieten, machte es den Batterien unmöglich, sich zweckmässig zu bewegen und rechtzeitig auf den ihnen durch die Disposition zugewiesenen Plätzen ins Feuer zu setzen.

Neue Erhebungsversuche der Polen im Februar 1846 waren bekanntlich in den preussischen und den russischen Gebieten alsbald vereitelt, in Galizien aber die aus der Republik Krakau eingebrochenen Insurgenten durch das schnelle Eingreifen österreichischer Truppen in den Gefechten bei Gdow und bei Bochnia vernichtet und zersprengt worden.

Es war Benedek, damals Oberstleutnant und Generalkommando-Adjutant in Lemberg, dem diese energische Aktion gelang. Mit den Garnisonen in Westgalizien, die er aufgeboten hatte, und den der österreichischen Regierung ergebenen Bauern, welche sich ihm anschlossen, war er schnell und kräftig dem Aufstande entgegengetreten. Nach Bewältigung desselben musste er wieder die adeligen Grundbesitzer gegen ihre Bauern schützen, die gegen die alten Bedrücker zu wüten begannen.

Sowohl um Ruhe und Ordnung herzustellen, als auch um im Vereine mit Russen und Preussen die Republik Krakau, wo sich der Hauptsitz des Aufstandes befand, zu besetzen, wurden unsere in Westgalizien stehenden Truppen mobilisiert.

Unter den dahin entsendeten Generalstabsoffizieren befand sich auch mein Freund, Oberleutnant Poschacher. Nach der am 16. No-

[1]) Die Erweiterung der Geleisweite auf die jetzt bestehende von 52 Zoll (1,44 Meter) erfolgte anfangs der Fünfzigerjahre. Bei Erprobung der damals eingeführten Artilleriefuhrwerke befand auch ich mich in der damit beauftragten Kommission.

vember 1846 erfolgten Einverleibung Krakaus infolge eines zwischen Österreich, Russland und Preussen getroffenen Übereinkommens, erhielt ich von Poschacher aus Krakau einen Brief, dem ich einige, vielleicht auch heute noch interessierende Stellen entnehme.

«Gestern ist Krakau ein Teil der Monarchie geworden. Ich war Zeuge dieser unbequemen Eroberung, die leider ein Akt der Notwendigkeit zu nennen ist. Die Formalitäten waren einfach. Um 9 Uhr früh vor dem Regierungsgebäude, in Gegenwart von Truppen, Vorlesung der Proklamation des Kaisers, dann eine kurze und bündige Rede des Hofkommissärs Grafen Deym, mit lebhaftem Nachdruck auf das Wort «gehorchen». Hierauf im feierlichem Zuge durch die Gassen des eigentlichen Krakaus, wo die Fenster der Häuser grösstenteils geschlossen, und nur wenige schwach besetzt waren, in die Kirche, in der einst die Könige Polens gekrönt wurden; Te Deum unter Kanonensalven und Generaldechargen, und zum Schlusse Defilierung der Garnison.

«Der letzten Truppenabteilung hatte sich ein schön geputzter Leichenwagen angeschlossen, obwohl der Weg nach dem Friedhof nicht hier vorbeiführte. Der Totenwagen wurde zwar rechtzeitig vor dem Defilierungsplatze zum Umkehren gezwungen, aber die boshafte patriotische Demonstration war nahezu gelungen und gab viel zu reden. Abends war die Stadt, d. h. waren die Fenster der Beamtenwohnungen und der Judenhäuser freiwillig beleuchtet, alle übrigen Fenster und Häuser sahen dunkel und finster in die kalte Nacht hinaus.

«Ich bin mit der Einverleibung zwar einverstanden, kann aber ein trübes Gefühl, wie wohl sehr natürlich, nicht unterdrücken. Dieser Tag bedeutet das politische Ende eines edlen Volkes. Vielleicht ersteht es einmal geläutert und gebessert, und bildet sich ein starker Staat an Stelle des früheren, dessen letztes Gebiet man gestern begrub, und dessen grosse Fehler Selbstsucht des vielen Adels und Schwäche des Königtums waren.

«Krakau hat für uns wohl einen militärischen Wert, wird aber viel Geld kosten, bevor eine gute Verwaltung eingerichtet sein wird. Die ruhigen Bürger sind froh, den unsicheren Zuständen entzogen zu sein, in welche eine ewig tätige Propaganda Eigentum und Leben setzte. In der letzten Februar-Revolution hat fast jeder Besitzende viel von seinem Vermögen verloren. Der Edelmann ist der einzige, der Zeter schreit, und im Auslande (Frankreich und Eng-

land) werden einige Minister, um sich populär zu machen, dergleichen tun, als ob ihnen dieser Schritt Österreichs ein Greuel wäre.[1]) Und doch konnte Österreich nicht zugemutet werden, ein Pulverfass an seiner Schwelle zu dulden, das leicht entzündbar und gefährlich für die Nachbarschaft war. Den Tag vor der Proklamation habe ich Kosziuszkos Grab besucht. Wer hätte je geglaubt, dass dieses gleich den Gräbern der alten Könige einst in Österreich liegen werde!»

Ein zweiter Brief Poschachers vom 21. Januar 1847 bespricht die Zustände, die er in Lemberg und auf der Reise dorthin gefunden.

«In Lemberg sieht es fürchterlich aus. Vor vierzehn Tagen ist ein armer Teufel mitten in der Stadt vor dem Polizeihause verhungert. Auf dem Lande herrscht überall ein Elend, von dem man nur durch Augenschein sich eine richtige Vorstellung machen kann.[2]) Als ich zu Weihnachten von Krakau nach Lemberg reiste, kamen in Sendiczow die Eilwagen von vier oder fünf Fahrten zusammen, weil sie wegen stellenweise klafterhohen Schnees nicht hatten weiter können. Im genannten Orte beschenkten ein Reisender und ich 49 Bettler, elende Gerippe von Greisen, Weibern und Kindern, in Lumpen gehüllt.

«Aber warum — fragte einer meiner Reisegefährten — beschäftigt man die Leute nicht zur Freimachung der Strasse? Da wäre ja gleich geholfen.

«Weil — erwiderte der Postmeister — niemand arbeiten will, nachdem man den Leuten noch aus frühern Jahren den Lohn für solche Arbeiten schuldet, und weil sie gezwungen sind, die endlich doch erhaltenen kreisämtlichen Anweisungen den Juden um ein Zehntel des Wertes zu verkaufen!

«Ich frage nun, ob der P. T. Herr Strassenbaukommissär seine Diäten auch in solchen Anweisungen bekömmt, und ob diese Diäten nicht hinreichen würden, Schneeschaufeln aus Silber anzuschaffen? Diese Menschen werden schuld sein, wenn das hungernde Volk zu Räubern wird; und ist es dann nicht grausam, gegen die Verzweifelten die ganze Strenge des Gesetzes anzuwenden? Ein Beamter macht hundert Bettler, aber nicht ein Bettler wird durch hundert Beamte zum Menschen gemacht!

[1]) Lord Palmerston sagte von der Tribune des Parlamentes herab: «Wenn Traktate bezüglich der Weichsel nicht gelten» (nach denjenigen vom Jahre 1815 war Krakau zur neutralen Republik erklärt), «dann können auch diejenigen bezüglich des Rheins und des Po zerrissen werden!»

[2]) 1846 war in einem grossen Teile Europas ein Jahr des Misswachses.

«Das neue Robot-Patent hat auch niemand beglückt. Der Bauer hat mehr erwartet. Der Adel benützt die Missstimmung zur Aufwiegelung der Bauern gegen die Behörde. In einigen Kreisen musste man gegen die Exzedierenden mit Waffen einschreiten. Bei Tarnow wollten die Bauern einen Dorfrichter totschlagen, weil er für Annahme eines Robotausgleiches gesprochen. Im Bochnier Kreise müssen ganze Kompagnien auf Assistenz entsendet werden, weil kleinere Abteilungen nichts durchsetzen würden. Ihr aber in der Backhändelstadt Wien tanzt und spielt und kümmert euch nicht um die arme Provinz im Norden der Karpathen, in der es wahrscheinlich mehr Unglückliche gibt, als Strauss seiner Geige Noten entlocken kann. In Tarnow gibt der Jude Luxemburg, eine Kaftan und Sammtmütze tragende Zelebrität, ein Mann der alles früher wusste als das Gubernium, die Polizei und die Kreisämter, glänzende Soireen im Pariser Stile,. zu denen Honoratioren, Offiziere und Beamte geladen werden. Ist das nicht Fortschritt?

«Sonderbar aber bleibt es, dass dieser Luxemburg, der sich aufopfernd patriotisch benommen hat, unter Gefährdung des eigenen Lebens die Bauern zu Ruhe und Ordnung ermahnte und so manchen allzu vorsichtigen Beamten beschämte, nicht auch eine offiziellere Belohnung erhalten hat, als es die Anerkennung eines Teiles der Gesellschaft und des Volkes ist.»

D. Reise im Auslande (1847).

Gelegenheit. — Von Wien nach London. — In England. — Von London nach Paris. — Zurück nach London. — Seereise an die Donaumündung. — Auf der Donau bis Wien.

Die Enthebung von der Landesbeschreibung und Zuteilung zur Kommission der Donauflottille sollte mir besonders nützlich werden. Zuerst durch die Verwendung bei der Kavalleriebrigade während der Waffenübung im Herbste 1846, und bald darauf durch die Gelegenheit, eine weite Reise im Auslande zu machen.

Der bereits erwähnte Bau eines Kanonenbootes für die Flottille brachte mich mit der Direktion der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in nähere Beziehungen, insbesondere mit dem Korvettenkapitän unserer Kriegsmarine, Kudriaffsky, welchen die Regierung, als einen intelligenten Seeoffizier, an die Spitze der Direktion für die Geschäfte des Schiffsparkes und die Leitung des Verkehrs gestellt hatte.

Die Gesellschaft war im Jahre 1830 gegründet worden. 1835 dehnte sie die Fahrten über die österreichische Grenze bis Galatz aus, und im darauffolgenden Jahre über das schwarze Meer bis Konstantinopel. Nun sollte auch die Strecke von der Donaumündung bis Odessa in die Kurse einbezogen werden, und es war hiefür ein für Strom- und Seefahrt geeigneter Dampfer in England bestellt worden.

Als das Schiff der Vollendung nahe war, begab sich Kudriaffsky zur Übernahme desselben nach London. Er kannte meine Reiselust, und da ich ihm eben durch Zusammenstellung eines Memoires für den Staatskanzler Fürsten Metternich, über die Hindernisse und Schwierigkeiten, die der Schiffahrt auf den Donaukatarakten beim eisernen Thor entgegenstanden, einen kleinen Dienst erwiesen hatte, bot er mir einen Freiplatz auf dem Schiffe für die Fahrt von England in die Donau, und von da auf andern Schiffen der Gesellschaft bis Wien an.

Vor einem halben Jahrhundert waren grössere Reisen, dieses bewährte Bildungsmittel, zu dem sich in der Gegenwart so viele Gelegenheit bietet, nur selten erreichbar. Der Antrag Kudriaffskys, welcher mir plötzlich die Aussicht auf Verwirklichung einer lange gehegten Sehnsucht eröffnete, erfüllte mich mit unbeschreiblicher Freude. Ich sollte durch Deutschland und Belgien nach England gelangen, von dort dann zur See um das westliche, südliche und südöstliche Europa herum, viele grosse Häfen berührend, bis in die Donau segeln!

Eine Rundreise von ungefähr 10,000 Kilometern, für die ich besonders durch Heilbronners «Morgen- und Abendland» sowie Fallmerayers «Fragmente aus dem Orient», dann durch meine Kenntnis der englischen und französischen Sprache gut vorbereitet war.

Auch Baedeker leistete mir mit seinen damals eben erschienenen Reisehandbüchern: Rheinland, Belgien und Österreich, zur Orientierung in den auf der Strecke von Wien bis an den Kanal zu berührenden Orten, gute Dienste.

Der nötige Urlaub war mir gleich bewilligt worden, da man es beim Generalstabe und auch beim Hofkriegsrate gerne sah, wenn Offiziere Reisen unternahmen, die zu ihrer Ausbildung dienen konnten. Ja man stellte mir sogar einen teilweisen Ersatz der Auslagen nach der Rückkehr in Aussicht. Indessen blieb es bei der Aussicht, wohl durch meine Schuld, weil ich es unterliess, an die Erfüllung

des Versprechens zu erinnern. Die fünfmonatliche Reise war so interessant und befriedigend ausgefallen, dass ich mich gerne dem dafür gebrachten Geldopfer unterzog. Dabei kam mir der Umstand zu Hülfe, dass ich vor Antritt der Reise die Hauptmannscharge erlangte und im nächsten Jahre Kriegsgebühren bezog.

Den Notizen, die ich auf dieser Tour machte, ist das Nachfolgende entnommen, das jedoch die Fahrt nur in ihren Hauptzügen skizzieren, auch Interessanteres bloss *andeuten* soll. Nach meiner Rückkehr und in den darauf folgenden Jahren war ich durch den Dienst sehr stark in Anspruch genommen, und so blieb mir keine Zeit, mein Tagebuch für eine Veröffentlichung zu bearbeiten. Bloss jener Teil, der fremde militärische Einrichtungen betraf, wurde von einem Freunde zusammengestellt und im «Österreichischen Soldatenfreund» 1849 veröffentlicht.

Auf der kürzesten Route von Wien nach England standen erst von Frankfurt an Eisenbahnen und Dampfboote zu Gebote. Bis Frankfurt musste ich mich mit dem Postwagen begnügen, weil auch die Schiffahrt von Wien bis Linz am 15. Februar, an welchem Tage ich die Reise antrat, noch nicht eröffnet war.

In allen grösseren Orten blieb ich einen oder zwei Tage, um mir die Sehenswürdigkeiten anzuschauen. So besuchte ich von Regensburg aus die fünf Jahre früher vollendete Walhalla, das Parthenon Deutschlands, die hervorragendste Schöpfung des kunstliebenden Königs Ludwig I. von Bayern. In Passau, Regensburg, Nürnberg und Würzburg erschöpften sich bayrische Offiziere, die ich in Kaffeehäusern und auf der Gasse angesprochen hatte, in kameradschaftlichen Aufmerksamkeiten. Sie führten mich zu den interessantesten Punkten der Städte und in ihre Kasernen. Mängel in den Einrichtungen der letzteren und in der Ausrüstung der Truppe gaben Anlass zu Klagen über den König, welcher alle Mittel, über die er verfügen konnte, den Künsten und Wissenschaften, dem griechischen Staate und der Lola Montez zuwende und daher für die Armee nur wenig erübrige. Seine mitunter höchst originelle Schreibweise ist aus der von ihm verfassten Aufschrift an dem Hause Palms in Nürnberg zu entnehmen:

JOHANN PALM
BUCHHÄNDLER
WOHNTE HIER
DER
EIN OPFER FIEL
NAPOLEONISCHER TYRANNEI
IM JAHRE 1806.

In Frankfurt und in Mainz waren es österreichische Kameraden, die mir den Aufenthalt angenehm machten. In ersterer Stadt hatte die selige Militär-Zentralkommission am deutschen Bundestage ihren Sitz. In der Bundesfestung Mainz lagen als österreichischer Teil der Garnison ein Infanterie-Regiment,[1]) eine Eskadron Kavallerie und kleine Abteilungen Artillerie, Mineur-, Sappeur- und Pioniertruppen.

Die Rheinfahrt, obwohl von gutem Wetter begünstigt, konnte, da die Vegetation noch nicht entwickelt war, nicht jenen Reiz bieten, der in der warmen Jahreszeit das Entzücken der Reisenden bildet.

Von den vielen geschichtlichen Erinnerungen, die da auftauchten, interessierten mich besonders jene an die beiden Rheinübergänge Julius Cäsars 55 und 53 v. Ch., (wie angenommen wird, zwischen Koblenz und Neuwied). Gar zu gerne hätte ich mir als ehemaliger Pionier die Stellen genauer angesehen, wo der grosse Heerführer innerhalb zehn Tagen eine Brücke über den Strom bauen liess, auf Jochen, mit denen die zweifüssigen Böcke der Biragoschen Kriegsbrücke eine merkwürdige Ähnlichkeit aufweisen.[2])

In Brüssel drängte es mich, einer Sitzung der Landtagsdeputierten beizuwohnen. Wären mir wohl die Gefühle, die mich damals in idealer optimistischer Weltanschauung beim ersten Anblick einer Versammlung von Volksvertretern bewegten, auch heutzutage noch möglich, wenn ich den Verhandlungen in unsern Parlamenten in Wien und Budapest folge?

Von Brüssel aus machte ich einen Ausflug nach Antwerpen. Damals war die nach Vaubans System erbaute Zitadelle berühmt durch die Verteidigung der holländischen Besatzung gegen den Angriff der Franzosen 1832; auch seither wurde sie viel genannt wegen der in den Fünfzigerjahren von Brialmont begonnenen und allmählich in grossem Stile ausgeführten neuen Befestigungen.

Die Überfahrt von Ostende nach Dover nahm fünf Stunden in Anspruch. Der Dampfer schlug zuerst eine westliche Richtung der Küste entlang ein, um den Kanal auf der schmälsten, 34 Kilometer breiten Stelle, dem Pas de Calais, zu übersetzen, dort, wo 1875 der Bau eines Tunnels beabsichtigt war, und wo auch Julius Cäsar seine beiden Überfahrten — 55 und 54 v. Ch. — ausgeführt haben soll.

---

[1]) Nr. 11 unter Oberst Graf Degenfeld, dem spätern Kriegsminister der Sechzigerjahre.

[2]) «Cäsars gallischer Krieg», von Freiherrn v. Göler, Stuttgart 1858, enthält auf Tafel VIII eine Zeichnung der Joche, welche obige Behauptung bekräftigt.

Auch die Fahrt von Dover mittelst Bahn nach London nahm fünf Stunden in Anspruch. Es war Sonntag nachmittag und nur ein Lasttrain zur Verfügung. Bis zum nächsten Schnellzug, der erst am folgenden Tage abging, wollte ich nicht warten, denn es drängte mich, auf welche Weise immer, aber nur rasch in die Weltstadt zu gelangen. Hatte ich doch volle fünfzehn Tage auf der Reise zugebracht und sollte doch der Aufenthalt nur kurze Zeit dauern.

Als ich am 1. März in London eintraf, fand ich Major Kudriaffsky und den Stab für die Bemannung des neuen Dampfers schon anwesend. Das Schiff jedoch, das vertragsmässig in den ersten Tagen März fahrbereit sein sollte, war im Bau noch so weit zurück, dass der Antritt der Reise erst in einigen Wochen in Aussicht stand. Darüber war Kudriaffsky sehr ungehalten; mir aber konnte diese unerwartete Verlängerung des Aufenthaltes in London nur erwünscht sein. So war ich denn auch ausserordentlich erfreut, als noch volle zwei Monate vergingen, bevor wir Anker lichten konnten.

Der erste Eindruck, den ich von London empfing, als ich am Morgen nach meiner Ankunft durch die Gassen fuhr, bereitete mir eine Enttäuschung. Trotz allem, was ich über die feuchte, trübe, nebelige, den Ausblick in die Ferne nicht gestattende Luft, die engen Strassen, die vielen schmalen, niedrigen, rauchgeschwärzten Häuser gelesen, hatte ich mir das alles nicht so arg vorgestellt. Bald jedoch setzte mich der gegen Mittag rasch zunehmende Verkehr in Staunen. Eine Menschenmenge, wie sie hier an einem gewöhnlichen Wochentage die Gassen füllte, war in Wien nur an besonderen Festtagen denkbar, so am Karfreitag in der innern Stadt, am 1. Mai im Prater, an einigen speziellen Tagen in der Brigittenau. — Die mächtigen Omnibusse, die zweirädrigen Cabs und sonstigen Wagen bildeten eine fast ununterbrochene Doppelreihe, welcher beiderseits in schwarzem Gewimmel die Fussgänger ihren Geschäften nachliefen. Auf der Themse starrte ein Wald von Masten, und eine Menge kleiner Dampfer besorgte den Lokalverkehr — ein mir ganz neuer Anblick.

Auf der österreichischen Gesandtschaft kam mir Sekretär Adolf Freiherr Brenner (der nachmalige Gesandte in Athen und in Kopenhagen) besonders freundlich entgegen. Der erste von vielen Freundesdiensten, die er mir erwies, bestand darin, dass er mir eine angemessene Unterkunft ausfindig machte; denn das Gasthaus, in das ich,

auf Anempfehlung eines Kameraden, geraten, war eine wirkliche Spelunke.

Viele Aufmerksamkeiten erfuhr ich auch von einem Kollegienrate der russischen Botschaft, einem Bruder unseres Kudriaffsky. Mein häufigster Begleiter aber auf den Touren durch London und in der Umgebung war ein österreichischer Kamerad, Artillerieleutnant Karl Redl. Er hatte einen optischen Signalapparat für Kriegsschiffe erfunden und hoffte, denselben der englischen Admiralität zu verkaufen. Seit längerer Zeit in London beurlaubt, war er daselbst gut orientiert und auch stets freundlich bemüht, die Zwecke zu fördern, die ich in England zu erreichen strebte,

Diesen drei Herren habe ich es hauptsächlich zu danken, dass die Tagesprogramme gründlich und zweckmässig ausgeführt werden konnten, die Besuche der verschiedenen Anstalten und Institute ungewöhnlich lehrreich ausfielen, endlich dass ich Gelegenheit erhielt, das englische Familien- und Gesellschaftsleben kennen zu lernen.

Was zunächst meine Aufmerksamkeit erregte, waren die vielen Statuen britischer Helden, Staatsmänner, Dichter, Gelehrter, Künstler, mit denen die Plätze und öffentlichen Gebäude der Stadt geschmückt sind. Bei uns war damals diese Art der Ehrung nationaler Verdienste ziemlich unbekannt.

Dann waren es die grossartige Entwicklung des Handels und Verkehrs, sowie der Industrie, die überall zu Tage tretende Achtung vor dem Gesetze, die weitgehende Selbstverwaltung, die vorgeschrittenen liberalen politischen Einrichtungen und die freie Presse, die mich mit Bewunderung für das mächtige Inselreich erfüllten.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in London unternahm ich, in Kudriaffskys Gesellschaft, einen Ausflug nach Paris, wo wir zwei Wochen verweilten. Von London gab es bereits einen Expresszug nach Folkestone (82 englische Meilen in 2 Stunden). Die Überfahrt nach Boulogne dauerte 2 1/2 Stunden. Von hier ging es noch in einem Messageriewagen bis Abbeville (1/3 des Weges), und erst das letzte Stück bis Paris mit der Eisenbahn.

In Boulogne hatten wir Zeit, die dem Andenken Napoleons I, anlässlich des im Jahre 1804 beabsichtigten Einfalles in England, errichtete hohe Säule zu besichtigen, und auch das Phänomen zu beobachten, welches der ungewöhnlich grosse Unterschied zwischen Ebbe und Flut an der normännischen Küste verursacht. Bei Hochwasser ragten die Schiffe weit über die Uferquais hinauf, während

sie bei Niederwasser 14 Meter tiefer auf schlammigem, wasserlosem Grunde, wie auf einem Stapel lagen.[1])

Damals blieb diese Ebbe- und Flutbewegung industriell unausgenützt; heutzutage wird sie als treibende Kraft verwendet.

Paris war noch das alte, vor der Umgestaltung unter Napoleon III. nach Hausmanns Plänen. Neben breiten Boulevards, glänzenden Plätzen und prachtvollen Palästen viele enge, unreinliche Gassen und schmale, bis zu sieben Stockwerken hohe Häuser.

Ausser den selbstverständlichen Besuchen der Sehenswürdigkeiten, der öffentlichen Institute, der Theater — im Français feierte eben die Rachel ihre grössten Triumphe — dann dem obligaten Ausflug nach Versailles machte ich natürlich auch einige Spaziergänge nach dem «Champs de Mars», um die Truppen zu sehen. Ich traf einmal eine Infanterie-Brigade — zwei Regimenter zu drei Bataillonen, jedes zu sechs Kompagnien von etwa 100 Mann — die in Gegenwart mehrerer Generale, darunter die königlichen Prinzen v. Nemours und Orleans, taktische Bewegungen ausführte.

Die erste Aufstellung und die meisten Evolutionen geschahen in der Brigadekolonne, nur einige wenige in entwickelter Linie. Die Übergangsbewegungen wurden sehr schnell, im Laufschritte, und meist in geschlossener Bataillonskolonne ausgeführt; Front- und Staffelstellungen, dann Obliquen waren wie bei uns. Auffallend waren grosse Carrés, aus allen sechs Bataillons der Brigade formiert. Das Exerzieren dauerte drei Stunden, von 12 bis 3; es war am 20. März. Während der Übung wurden 15 Formationen ausgeführt; eine Rast von 30 Minuten teilte das Exercitium in zwei ziemlich gleiche Hälften. Dabei waren die Gewehre in Pyramiden gestellt, die Leute durften aus Reih und Glied treten, die Musiken spielten. Den Schluss bildete, wie überall so auch hier, das obligate Defilieren, nur geschah es in geschlossenen Bataillonskolonnen. Das Ganze war ein Manövrieren hauptsächlich mit Massen.

Bei uns würde damals in derselben Zeit kaum die Hälfte der Einzelmanöver ausgeführt worden sein; Ursache das zeitraubende, häufige Ausrichten der Fronten, und nicht minder das bedächtige Benehmen der Kommandanten.

Die Haltung der Mannschaft war sehr leger. In der Abteilung

---

[1]) Im Kanal von Bristol beträgt die Flut 18, zuweilen 22, in der Fundy-Bai, an der Nordostküste von Amerika, 19 Meter.

herrschte Unruhe und Lärm. Die Offiziere bewegten sich viel vor- und rückwärts der Fronten.

Die Gewehre galten zwar als sehr gut; in Vincennes geschahen aber eben Versuche mit einem neuartigen zylinderförmigen, spitz zulaufenden Geschosse, mit welchem bei vermindertem Spielraume im Rohre Tragweiten bis 800 und 1000 Meter erreicht worden sein sollten, während jene mit der bisher üblichen Kugel 300 Meter nicht überstiegen.

Beim Besuche einer Kaserne, zu welchem die Erlaubnis durch unsere Gesandtschaft erwirkt werden musste, regte sich in mir der Wunsch, dass auch unsere Soldaten täglich 375 Gramm Fleisch und zweimal warmes Essen, ferner Fusssocken und gut passende Schuhe erhalten — dass auch sie, wie die französischen, einzeln in Eisenbetten und nicht, wie es bei uns leider noch der Fall war, zu zweien in Holzbetten schlafen möchten.

Von der kürzlich vollendeten Befestigung der Hauptstadt Frankreichs besichtigte ich, ausser der über 30 Kilometer sich ausdehnenden bastionierten Umwallung mit ihren 60 Toren, von den vorgeschobenen 16 grössern Werken das nahe bei Vincennes gelegene Fort Charenton. Das Fort enthielt viele bombensichere Räume für Besatzung und Material. Mit seinen fünf Bastionen bildete es einen starken Gegensatz zu unseren kleinen maximilianischen Türmen bei Linz, denen wieder die modernen Eisenpanzertürme ähnlich sahen.

Die Befestigung von Paris war von Thiers 1840 angeregt worden, als während des Krieges in Syrien die Quadrupelallianz ohne Zuziehung Frankreichs sich gebildet hatte und dieses sich veranlasst sah, für einen Krieg in Europa zu rüsten. Ausgeführt wurde sie in den nächsten fünf Jahren von Ludwig Philipp in der eigentlichen Absicht, seine Herrschaft im Lande zu sichern; eine Absicht, die ihm bekanntlich nur für eine sehr kurze Zeit gelang.

Im nächsten Kriege, der auf Frankreichs Boden geführt wurde, (1870—71), dienten diese Befestigungen wohl nur dazu, die Bildung und Erstarkung der Kommune, also eines inneren Feindes der republikanischen Regierung, zu begünstigen, und die siegreichen deutschen Armeen im Lande länger festzuhalten, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Was über die damaligen innern Zustände der französischen Armee verlautete, berechtigte zu der Ansicht, dass ihr Wert seit der napoleonischen Ära bedeutend abgenommen habe. Die politische

und industrielle Laufbahn boten dem Ehrgeize viel mehr Aussichten als die Armee, zogen daher die meisten fähigen und unabhängigen jungen Männer an; und da überdies die Nationalgarde bequeme Gelegenheit bot, die allgemeine Vorliebe für den Soldatenrock durch Tragen desselben bei Paraden und auf Ehrenwachen befriedigen zu können, war der Soldatenberuf wenig gesucht. Auch war die Armee, wie das Land, in Parteien gespalten, und wie in diesem fehlte es auch in jener nicht an Korruption.

Nach dem Beförderungsgesetze waren zwei Offiziersstellen nach der Rangtour und eine jede dritte durch das Ministerium zu besetzen. Die Wahl für diese dritte Stelle fiel aber meist auf solche Offiziere, welche politische Zwecke der Regierung zu fördern vermochten. Dass bei einem solchen Vorgehen viele Offiziere in ihren berechtigten Ansprüchen auf aussertourliches Vorrücken geschädigt würden, und dass dies auch nachteilig auf den Geist in der Armee wirken müsse, scheint der Regierung Louis Philipps keine Sorgen verursacht zu haben. Aus der Sicherheit, in der sie sich wähnte, wurde sie durch die Revolution im Februar des nächsten Jahres, 1848, unsanft genug gerissen.

Einen mächtigen Eindruck empfing in Paris der Fremde, selbst der aus London kommende, von der überreichen Ausstattung der Museen und Kunstsammlungen. Man hatte in dieser Richtung kein Opfer gescheut, in der Absicht, mit dem persönlichen Ehrgeiz zugleich das Nationalgefühl zu heben.

Das, was ich da sah, erfüllte mich mit feurigster Bewunderung. Eine Ernüchterung trat jedoch bald ein. Ruhiges Nachdenken führte mich zur Überzeugung, dass solche Überschwänglichkeit in der rühmenden Zurschautragung eigener Leistungen weniger edlen Ehrgeiz hervorrufen, als vielmehr eine übermässige Steigerung der Eitelkeit, einen gefährlichen Chauvinismus, erzeugen müsse.

Von wesentlich verschiedener, aber gleichfalls nachteiliger moralischer Wirkung waren in England die übergrosse Entwicklung der Industrien, des Welthandels, die Erwerbung ausgedehnter Kolonien. Die Engländer wurden dadurch stolz abgeschlossen, strebten eine Welt für sich zu bilden, blieben dadurch, bei allen sonstigen vorzüglichen Eigenschaften, einseitig und wurden rücksichtlos gegen Fremde.

Dem Aufenthalte in Paris war eine Grenze gesetzt, weil am 27. März ein Drawing Room beim englischen Hofe angesagt war

und bei diesem unser Botschafter, Moritz Graf Dietrichstein, auch uns drei: Major Kudriaffsky, Marinekapitän Wissiak (der den im Bau begriffenen Dampfer kommandieren sollte) — und mich der Königin Viktoria vorstellen wollte.

Man versammelte sich im St. James Palaste in einem Vorzimmer. Um 2 Uhr betraten die Botschafter und Gesandten, gefolgt von den Vorzustellenden, den königlichen Empfangsaal, traten bis an die Königin heran, die vor einem Thronsessel stand, verneigten sich, nannten die Namen ihrer Schützlinge, und stellten sich der Monarchin gegenüber auf.

Nach der Diplomatie defilierten die übrigen Personen.

Die Königin, damals 29 Jahre alt und eine schlanke Erscheinung, hatte die stattliche Gestalt des Prinzgemahls zur Seite und war von ihrem Hofstaate umgeben. Sie grüsste jeden mit einem Kopfnicken, richtete an einzelne ein paar Worte, Damen reichte sie die Hand, die von jüngern geküsst wurde.

Der Saal war nicht gross, und konnte alle der Königin Huldigenden gleichzeitig nicht aufnehmen. Es blieben daher in demselben nur die Diplomaten und was zu ihnen gehörte, während die andern nach kurzem Aufenthalte den Saal wieder verlassen mussten. Ausser der Enge des Raumes, in dem die Zeremonie vor sich ging, fiel mir die wenig luxuriöse Einrichtung auf, mit der ich die grossen prachtvollen Empfangsräume der Wiener Hofburg verglich. Befremdend wirkte die auffallend steife Haltung der Herren beim Stehen und Gehen, wie man sie bei uns in keinem der höhern Gesellschaftskreise sah, wo man sich natürlich und ungezwungen gehen liess.

Ende März war unser Dampfer so weit vollendet, dass mit ihm eine erste Probefahrt unternommen werden konnte. Dieselbe gab bezüglich Stabilität, Fahrgeschwindigkeit und Lenkbarkeit ein befriedigendes Resultat, fiel aber insofern unglücklich aus, als wir mit einem entgegenkommenden grossen Dampfer und dem von diesem geschleppten Schiffe zusammenstiessen. Unserem Schiff wurde das Geländer einer Seite abgestreift und der Radkasten nebst den daneben angebrachten Kabinen beschädigt.

Die notwendigen Reparaturen verzögerten abermals den Antritt der Reise, worüber die Herren der Donaugesellschaft sich sehr ungehalten zeigten, ich aber wieder eine grosse Freude empfand.

Ich machte einen vom Wetter begünstigten Ausflug nach Brighton. Am Anfange des Jahrhunderts war es noch ein unbedeutendes Dorf. Georg IV. — von einem Fischermädchen angezogen — gab durch den Bau eines Palastes im byzantinischen Stile den Anstoss zum Entstehen der Stadt, die nunmehr ein luxuriöser, des guten Klimas wegen im Winter viel besuchter Kurort geworden ist.

Von Brighton fuhr ich die Küste entlang bis nach Hastings, einem kleinen Städtchen, das wegen der Landung Wilhelms des Eroberers 1066 und seines daselbst über den angelsächsischen König Harold errungenen glänzenden Sieges interessant ist.

In Paris war ich mit dem Feldmarschalleutnant Grafen Schlik — Divisionär in Brünn — zusammengetroffen. Auch er befand sich auf einer Urlaubsreise und hätte dieselbe gerne auf England ausgedehnt, wenn er nur der Sprache mächtig gewesen wäre. Auf seinen diesfalls angedeuteten Wunsch hin erklärte ich mich gerne bereit, ihm als Dolmetsch zu dienen, und so traf er denn in den ersten Tagen des April in London ein. In der Gesellschaft des hochgestellten Herrn hatte ich Gelegenheit, noch manches Wichtige und Interessante zu sehen, zu dem ich als einfacher Hauptmann nicht leicht gelangt wäre. So das grosse prachtvolle Etablissement der Feldartillerie in Woolwich. Kaum hatte Leutnant Redl einem ihm bekannten Artillerieoffizier mitgeteilt, welcher österreichische General Woolwich zu besuchen und einem Batterie-Exerzieren beizuwohnen wünsche, als man uns auch schon Tag und Stunde bekannt gab. Zugleich erfuhren wir, dass drei Pferde für uns bereit stehen, und ein deutsch sprechender Offizier die Ehre haben werde, Seine Exzellenz zu begleiten.

Wir sahen da eine reitende und eine Fuss-Batterie. Vorzügliches Material, sehr gute elementare Ausbildung, aber mehr auf Effekt Laien gegenüber berechnete, als praktischen Soldaten imponierende Manöver.

Nach dem Exerzieren wurde ein reiches Frühstück in den prachtvollen Räumen der Offiziersmesse aufgetragen.

Um das Exerzieren eines Gardebataillons zu sehen, gingen wir eines Morgens nach dem Hydepark. Mit der Truppe war einzig der im Tagesdienste stehende Offizier gekommen. Befehligt wurde das Bataillon durch Unteroffiziere, die ein Stäbchen in der Hand hielten. *Wie* diese vorgingen, schien den Inspektionsoffizier gar nicht zu interessieren.

Ein Herr in Zivil, welcher die Aufmerksamkeit bemerkte, mit

der wir dem Exerzieren folgten, und wohl auch durch Schliks hohe stramme Gestalt mit der Binde über einem Auge (er hatte es bei Leipzig verloren) angezogen wurde, trat an uns heran, grüsste und frug höflich, ob wir Offiziere wären?

Nachdem er Schliks Namen und Rang erfahren, stellte er sich als Oberst Bentink, Kommandant der ausgerückten Truppe, vor und überbot sich in Aufmerksamkeiten. Er liess die Truppe vor Schlick defilieren, führte uns in seine Kaserne und verschaffte uns einige Tage später eine Einladung zum Speisen auf der Palastwache. Der Luxus, mit welchem Speisezimmer und Speisetisch ausgestattet waren, überbot bedeutend den in Woolwich. Danach zu schliessen, schienen die 4000 Pfund Sterling, die, wie man sagte, jährlich für das Diner der Offiziere und ihrer Gäste auf der königlichen Wache verausgabt wurden, keine übertriebene Summe.

Vor dem Verlassen Englands erhielt ich noch eine Einladung zu einem Balle, den die Offiziere in Woolwich gaben. Auch da war viel Pracht zu sehen. Mir wurde mit grosser Aufmerksamkeit begegnet. Es war die Zeit vor 1848, und die Engländer zeigten für Österreich noch viele Sympathien, welche sie ihm im Sturmjahre zugunsten des aufständischen Italiens, sowie Ungarns, entzogen. Auch der Umstand, dass damals nicht wenige Engländer, besonders Irländer, in der österreichischen Armee dienten, trug dazu bei, dass österreichische Offiziere in England ein freundliches Entgegenkommen fanden.

Wie die Stimmung bald darauf umschlug, beweist die Misshandlung, der unser Feldzeugmeister Haynau für seine Strenge nach dem ungarischen Kriege zum Opfer fiel, als er im Herbste 1850 die grosse Brauerei Barclay & Perkins in London besuchte.

Waren die von Haynau verfügten Hinrichtungen auch nicht zu rechtfertigen, so stand es doch gerade den Engländern am wenigsten zu, als Richter und Rächer aufzutreten. Ihr Vorgehen gegen die Aufständischen in Ostindien war noch um vieles grausamer; siehe 1857 das bekannte Wegblasen der aufständischen Sepoys.

Die englische Armee war im Mannschaftsstande ein Söldnerheer; übrigens materiell sehr gut gehalten, auch gut diszipliniert. Die Offiziersstellen bei der Garde, Infanterie und Kavallerie, welche durch freiwilligen Austritt oder Verzichtleistung auf Pension vakant wurden, konnten nur durch Kauf erworben werden; jene, die durch das Vorrücken der Obersten zu Generalen, durch Versetzung in den Ruhestand,

durch Todesfälle und Standesvermehrungen sich ergaben, wurden durch Nachrücken aus den untern Chargen und Beförderung von Unteroffizieren besetzt. Die Ergänzung der Offiziere im Geniecorps und in der Artillerie — ein Generalstabscorps bestand nicht — erfolgte gleichfalls unentgeltlich, indem Zöglinge der technischen Militärschule in Woolwich zu Leutnants avancierten. Die Preise für Offfziersstellen waren so festgesetzt, dass sie eine ungefähr 8-prozentige Verzinsung der Jahresgage ergaben. So erreichte die Summe für alle Chargen bis zum Obersten bei der Linie 4500 Pfund Sterling, bei der Garde das Doppelte; in den meisten Fällen wurde aber mehr gezahlt. Das Recht, eine höhere Charge zu kaufen, war dem Nachmanne des Austretenden vorbehalten und ging, wenn dieser darauf verzichtete, auf den nächsten über. Um eine erste Offiziersstelle zu erwerben, bedurfte es bloss der Empfehlung eines Generals. Die Aspiranten waren jüngere Söhne adeliger oder reicher Familien. Ausländer wurden in die Armee nicht aufgenommen. Die Abschaffung des Stellenverkaufes erfolgte erst im Jahre 1872 und zwar im Verordnungswege, weil diese vom Kriegsminister beantragte und auch vom Unterhause angenommene Reform damals vom Oberhause verworfen wurde.

Auch in der österreichischen Armee kam noch im vorigen Jahrhunderte der Kauf und Verkauf von Offiziersstellen vor, obwohl schon Prinz Eugen im Jahre 1703 vom Kaiser Leopold ein Dekret erwirkte, welches diesen Missbrauch untersagte. (Rtt. v. Arneth's «Prinz Eugen», 3. B., S. 82.) Beispielsweise sei erwähnt, dass selbst die Stelle eines Karlstädter Generalobersten um das Jahr 1740 von einem Grafen Herberstein an einen Fürsten Porcia verkauft wurde. Zu den Nachteilen in militärischer Beziehung kamen im Grenzlande auch Missbräuche, indem sich manche Käufer für die ausgelegten Beträge durch Erpressungen bei dem Grenzvolke schadlos zu halten suchten. Dies veranlasste seitens des Hofkriegsrates eine Einschränkung und Regelung der Stellenverkäufe, welcher bald darauf, 1768, die gänzliche Unterdrückung durch die Kaiserin Maria Theresia folgte. Die letzten Chargenkonventionen, die im bestandenen 5. und 6. Grenzregimente stattfanden, betrafen:

Eine Oberstenstelle um	16,000	Gulden
Sechs Hauptmannsstellen um . . .	2400—4000	»
Vier Kapitänsstellen um	2100—3000	»
Fünf Oberleutnantsstellen um . .	1000—1200	»

ihre Lage neben der Nadel auf empirischem Wege ermittelt werden, was natürlich viel Zeit forderte.

Der Seeweg bis an die Donaumündung betrug über 3600 Seemeilen.

Bei der Probefahrt mit unserem Schiffe wurden in der Stunde 15 Seemeilen (27,75 Kilometer) zurückgelegt.[1]) Wenn diese Geschwindigkeit auf der ganzen Reise hätte eingehalten werden können, würden bis ans Ziel 10 Tage Fahrzeit nötig gewesen sein. Tatsächlich benötigten wir annähernd 16 Tage. Zeitweise ungünstiges Wetter, minderwertige Kohlen, auch ungenügende Übung des Maschinenpersonals veranlassten Verzögerungen. Zur Erneuerung des Kohlenvorrates wären fünf bis sechs Häfen anzulaufen gewesen. Wir berührten jedoch die doppelte Zahl und verbrachten in denselben anstatt 10 bis 12, nicht weniger als 45 Tage. Mir kam das selbstverständlich nicht ungelegen. Was konnte mir erwünschter sein, als Gelegenheit und Zeit zu erhalten, um mich in Portsmouth, Plymouth, auf der Insel Whight, in Brest, Lissabon, Gibraltar, Algesiras, auf Sardinien, in Malta, Piräus-Athen, Gallippoli und Konstantinopel ein wenig umzusehen!

Die Bauart des « Metternich », halb Fluss-, halb Seeschiff, machte wohl Vorsicht nötig, rechtfertigte aber nicht den übergrossen Zeitaufwand.

Die Fahrt auf der Themse, einer fast geschlossenen Reihe Segelschiffe entlang, welche die abgehende Ebbe benützten, um in den Kanal zu gelangen, ging gut vonstatten. Hier aber trat an Stelle der bisherigen leichten Brise ein heftiger Westwind ein. Der Lotse machte ein bedenkliches Gesicht. Kaum hatte der Schiffskommandant — Fregattenleutnant Alfons Wissiak — dies bemerkt, so liess er wenden und auf der Rhede von Margate an der Themsemündung vor Anker gehen.

Die Gesellschaft an Bord war wenig zahlreich: Ein zweiter Kapitän, ein Dalmatiner, erprobter Schiffsführer, nur in seinem dienstlichen Auftreten etwas zu schüchtern; ein erster und ein zweiter Leutnant, anständige aber unbedeutende Leute. In näheren Verkehr trat ich nur mit dem Agenten der Donau-Dampfschiffahrts-

[1]) 15 Seemeilen in der Stunde entsprachen der damals höchsten Geschwindigkeit der grossen Seedampfer. Seither hat man mit Schiffsungeheuern die nach fachmännischen Ansichten technisch zulässige Grenze von 26 Seemeilen (48,8 *km*) nahezu erreicht.

Gesellschaft, einem Herrn Jurenak aus Pressburg, der während der Reise die finanziellen Geschäfte besorgte. Gebildet und wissbegierig, nahm er mit Verständnis an den touristischen Entdeckungsfahrten teil, die ich in den angelaufenen Hafenorten ausführte.

An Passagieren gab es ausser mir nur eine junge Engländerin, welcher man ausnahmsweise die Benützung des Schiffes bis Konstantinopel zugestanden hatte. Von da wollte sie weiter nach Taganrog, um dort eine Stelle als Erzieherin anzutreten. Die bescheidene Miss hielt sich meist zurückgezogen in ihrer Kabine, vielleicht um unserem, Frauen gegenüber sehr galanten und unternehmenden Kommandanten möglichst ferne zu bleiben.

Eine unangenehme Überraschung wurde uns zu teil, als wir uns das erste Mal zu Tische setzten. Der Mann, der als Koch aufgenommen worden, ohne dass irgendwer sich von seiner Eignung überzeugt hätte, erwies sich als ein ganz gewöhnlicher Matrose, der höchstens das Essen für seine Dalmatiner Kameraden zu bereiten verstand. Auf lukullische Genüsse hiess es somit verzichten!

Nach Mitternacht wurde das Wetter günstiger, und die Fahrt wurde wieder angetreten. Mit anbrechendem Morgen erhob sich abermals ein Wind, der immer stärker wurde. Die Wellen stiegen höher und höher, das Gebälk des Verdeckes ächzte und krachte. Als um 8 Uhr das Frühstück serviert wurde, lagen, ausser den beiden Kommandanten und mir, alle andern vom Stabe auf ihren Betten, die Seereise verwünschend. Da ich mich vollkommen seefest fühlte, konnte ich von der Kommandantenbrücke aus das ungewohnte, anziehende Schauspiel ganz geniessen, welches das stark bewegte Meer und die auf das seitwärts geneigte Schiff einfallenden gewöhnlichen, besonders aber die zeitweisen Sturzwellen boten. Da die Heftigkeit des Windes immer noch zunahm, dem linken Radkasten die Gefahr drohte, weggerissen zu werden, und in die neben demselben angebrachte Küche Wasser eindrang, welches den Herd umstürzte und die Geräte durcheinander warf, wurde die Weiterfahrt aufgegeben und im nahen Hafen von Portsmouth Schutz gesucht.

Nach viertägigem Aufenthalte ging es wieder in See, doch wurde die Reise, vielleicht mehr aus Vorsicht, als durch Unwetter gezwungen, in Plymouth neuerdings unterbrochen.

Die grosse Zahl der in beiden Kriegshäfen zur Ausrüstung bereitstehenden Schiffskolosse — es waren darunter über 60 Dreidecker —, die ausgedehnten Arsenale und grossartigen, teilweise

befestigten Hafenbauten, gaben einen in die Augen springenden Beweis von der gewaltigen Stärke der britischen Seemacht. Im Gegensatze zur riesigen Grösse der Flotte musste es aber auffallen, dass England damals eine einzige, in Portsmouth auf dem Linienschiffe «Excellent» eingerichtete Bildungsanstalt hatte, in der junge Leute für den höheren Marinedienst unterrichtet und erzogen wurden.

In beiden Häfen wurden uns von den Marinebehörden Aufmerksamkeiten erwiesen.

Von Portsmouth machte ich einen Ausflug nach der Insel Wight, dem «Capri» Englands und damaligen Lieblingsaufenthalte der Königin.

Am 5. Mai abends verliessen wir bei günstigem Wetter Plymouth in der Absicht, direkt gegen die iberische Halbinsel zu steuern und erst bei Lissabon anzulegen. Während der Nacht regnete es stark, dann trat heftiger Wind ein. Die Wellen schlugen über Bord, der Kommandant besorgte, seine Radkästen zu verlieren, was eine Beschädigung der Maschine zur Folge haben und die Fahrt durch die berüchtigte Bai von Biscaya sehr gefährlich gestalten konnte. Er beschloss daher, die Reise abermals zu unterbrechen und im nahen Hafen von Brest den Eintritt besseren Wetters abzuwarten. Nun zeigte es sich aber, dass nicht bloss bei Aufnahme des Schiffskoches, sondern auch bei der Wahl des Piloten nicht mit der notwendigen Vorsicht vorgegangen worden war. Mr. Carter, so hiess der Mann, der unser Schiff bis Gibraltar lotsen sollte und die Vormerkungen über den zurückgelegten Weg zu führen hatte, behauptete, dass wir die Höhe von Brest bereits passiert hätten, während, nach der Rechnung des zweiten Kommandanten, wir noch bei 15 Meilen von derselben entfernt gewesen wären.

Es gab eine unangenehme Szene.

Bei der Autorität, die dem Lotsen gebührte, musste seine Ansicht berücksichtigt werden, und sonach das Schiff, um nach Brest zu gelangen, in nördlicher Richtung zurückfahren.

Zu unserem Glücke erschien bald am westlichen Horizonte ein grosser Segler. Es wurde sogleich auf ihn losgefahren und er um Angabe der Orientierung ersucht. Diese wurde durch einen Matrosen bekannt gegeben, welcher, durch ein Tau gehalten, auf die Leeseite der Schiffswand mit Kreide die Zeichen hinmalte: 48° 50′ (nämlich Breite) und 5° (Länge) G. (Greenwich).

Die Angabe des Ostindienfahrers, der, wie wir später erfuhren, seit dem Südkap keinen Hafen angelaufen hatte, bewährte sich als richtig und stellte die Unzuverlässigkeit unseres englischen Lotsen fest.

Bei der Einfahrt in Brest waren wir längeren Sanitäts- und Polizeiplackereien ausgesetzt, dann aber bemühte sich die französische Courtoisie, dem österreichischen « Kriegsschiffe » den 17-tägigen Aufenthalt in dem damals nach Toulon grössten der fünf französischen Kriegshäfen möglichst angenehm zu gestalten.

Es war der Wimpel auf dem Hauptmaste, den jedes von einem Offizier der Kriegsmarine befehligte, wenn auch nicht für den Kampf bestimmte Schiff führen durfte, welchem wir die empfangenen Aufmerksamkeiten verdankten.

Auch der Name « Metternich » trug anfänglich dazu bei, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, ein Prinz dieses auch in Frankreich viel genannten Namens befinde sich auf dem Schiffe. Als Wissiak und ich in Uniform ans Land gingen, um uns dem Seepräfekten vorzustellen, trat die Arsenalwache unters Gewehr, der Trompeter blies eine Fanfare. Als dann auch noch ein Soldat mich mit « mon prince » anredete, war uns das Missverständnis klar. Trotz lebhafter Proteste und Vorzeigen meiner Reisedokumente musste ich anfangs mehrmals in der Gesellschaft hören: « nous respectons votre incognito ».

Der Marinepräfekt, ein Vizeadmiral, teilte uns einen Offizier zu, der sich uns zur Verfügung stellte und uns oft ganze Tage beim Besuch der Marineanstalten begleitete.

Im Hafen lagen bei 40 zur Ausrüstung bereite Kriegsschiffe, meist Fregatten; viele grosse Depots enthielten massenhaftes Material. Alles machte den günstigsten Eindruck. Die wissenschaftliche Bildung der Offiziere liess nichts zu wünschen übrig. Und doch vermochten in den letzten Kriegen, wie die Geschichte zeigt, die französischen Flotten gegen die englischen nie aufzukommen! Dabei stand am Ende des vorigen Jahrhunderts auch die Schiffsbaukunst in Frankreich höher als in England. Wie von glaubwürdiger Seite erzählt wurde, haben den besten Linienschiffen, die damals in England gebaut wurden, jene sechs französischen zum Muster gedient, die in der Schlacht auf der Rhede von Brest 1794 vom englischen Admiral Howe den Franzosen abgenommen worden waren.[1])

[1]) In den Jahren 1870—1871 kam die aus 50 Panzer- und 100 hölzernen Schlachtschiffen, dann 100 Transportdampfern zusammengesetze französische Flotte zu keiner

Endlich legte sich der uns so lange festhaltende Südwest, und die Weiterreise konnte angetreten werden. Die See hatte sich beruhigt, das Schiff wurde bloss von jenen langen Wellen sanft geschaukelt, welche sich in jenen Meeren selbst bei Windstille nie legen. Die lange entbehrten Sonnenstrahlen erzeugten eine angenehme Temperatur; die müssig auf dem Verdecke Ruhenden fühlten sich in jene beschauliche Stimmung versetzt, die auf den Orientalen so beseligend wirkt, aber auch von uns Westländern nicht verschmäht wird.

In 60 Stunden war die 700 Seemeilen lange Strecke Brest-Lissabon zurückgelegt, und wir konnten an der Tajomündung vor Anker gehen.

Das bekannte, reizende Panorama, das sich uns bei der Ankunft in günstigster Beleuchtung präsentierte, stand leider im grellen Gegensatze zu den damaligen politischen Zuständen Portugals. Seit den französischen Kriegen gärte es beständig in diesem schönen Lande. Konservative und Freisinnige, die einander bekämpften, um zur Herrschaft zu gelangen, und ein Oheim (Dom Miguel) der Königin Maria da Gloria, der sich als Thronprätendent den Konservativen angeschlossen, liessen das Land nicht zur Ruhe kommen. Kürzlich erst, im Oktober 1846, hatten sich die Liberalen wieder erhoben. Da die portugiesischen Truppen unter Saldanha den Aufstand nicht niederzuschlagen vermochten, war der alte Bundesgenosse und Ausbeuter Portugals, England, mit einer Flotte herbeigeeilt, und hatte eben, im Mai 1847, einen Teil der Insurgenten gefangen genommen, die sich in Oporto eingeschifft hatten, um auf Lissabon loszugehen. Im Juni waren auch aus Spanien, das seine alten Gelüste auf Portugal nicht aufgegeben hatte, Truppen gekommen, um zur Herstellung der alten Ordnung mitzuhelfen.

---

grössern Tätigkeit. Die bei Beginn des Krieges gegen die deutschen Küsten entsendeten 15 Panzerturm- und acht andern Schiffe hatten anfänglich unter der Ungunst des Wetters zu leiden und wurden noch im September, gleich nach Sedan, bevor noch die für sie bestimmten Landungstruppen eingetroffen waren, aus der Ostsee ganz, aus der Nordsee zum grössten Teile zurückgezogen, die Schiffsmannschaften aber der Besatzung von Paris und den Feldarmeen zugeteilt.

Die maritimen Streitkräfte, über welche Preussen verfügte, bestanden aus 47 Schiffen und Kanonenbooten. Seegefecht fand nur eines, in den westindischen Gewässern im November 1870, zwischen einem deutschen Kanonenboote und einem französischen Aviso statt.

Um unsere Reise ein wenig zu beschleunigen, wurde der Aufenthalt in Lissabon auf zwei Tage beschränkt. Einer davon wurde einem Ausfluge nach Cintra, dem «Eden» Portugals, gewidmet. Sowohl die Fahrt durch die in südlicher Vegetation prangende hügelige Landschaft, als das schöne Cintra selbst, mit seinen gut erhaltenen Bauten aus der Maurenzeit, rechtfertigen diese Bezeichnung.

Auf der Fahrt nach Gibraltar erinnerte Cap St. Vincent an den Sieg Charles Napier's über Dom Miguels Flotte im Jahre 1833, und Cap Trafalgar an Nelsons klassisches Flaggensignal: «England expects that every man will do his duty» vor Beginn seines weltberühmten, letzten, sieggekrönten Kampfes.

Beim Passieren der Meerenge hielten wir uns nahe der europäischen Küste, und sahen von der afrikanischen nur die Umrisse der Höhen von Tanger und von Ceuta.

In Gibraltar befand sich als Gouverneur der Festung General Robert Wilson. Während der Feldzüge 1813/14 war er Militärbevollmächtiger beim österreichischen Hauptquartier gewesen. Er sprach gerne von jener Zeit und behandelte mich, den österreichischen Generalstabsoffizier, mit grosser Auszeichnung. Er bestimmte Offiziere, die mich auf die interessantesten Punkte und zu den sehenswürdigsten Einrichtungen zu führen hatten, liess mich an seiner Seite an Ritten durch den neutralen Grund zu den spanischen Linien teilnehmen und lud mich täglich zu Tische. Wie die Engländer den berühmten, vier Kilometer langen und einen Kilometer breiten, aus dem Mittelmeer 400 Meter senkrecht sich erhebenden, gegen Westen terrassenförmig abfallenden und nördlich mit dem Festlande durch einen schmalen, flachen Isthmus verbundenen Felsenberg befestigt und zum Schlüssel des Mittelmeeres gemacht haben, ist ein militärisch hochinteressanter Studien-Vorwurf.

Von Gibraltar sollte direkt bis Malta gefahren werden. Ein starker Ostwind, der sich erhoben, veranlasste jedoch den Kommandanten, zuerst auf der Rhede von Almeira eine Nacht zu halten, dann aber, weil zu besorgen war, dass die Kohlen bis Malta nicht ausreichen würden, gegen Sardinien zu steuern, um in Cagliari den Vorrat zu ergänzen. Diesem Umstande verdanke ich es, drei Tage auf dieser merkwürdigen Insel zugebracht zu haben, wo noch ein halbes Jahrhundert später das Banditenwesen eine soziale Einrichtung bildete. Von Sizilien sahen wir nur auf der Vorbeifahrt die Südwestecke des Cap Passero.

In Malta fanden wir die sonst mit ihrem Schicksale ziemlich zufriedene semitische Bevölkerung in einiger Aufregung, als wir zu viertägigem Aufenthalte eintrafen.

Der englische Gouverneur, ein Mann von wenig Ansehen, hatte durch Schwäche Ausschreitungen seiner Offiziere ermöglicht, die zu Konflikten zwischen diesen und der Bevölkerung führten. Die Folge war das Verbot der bei den Maltesern sehr beliebten Karnevals-Maskenzüge. Kurz vor unserer Ankunft hatte es auch im Theater böse Szenen gegeben, die das Einstellen weiterer Aufführungen veranlassten.

Wie es in Italien früher üblich gewesen, waren auch hier die vordersten Sitzreihen des Parterres den Offizieren der Garnison reserviert. Einem dieser Herren gefiel es, während der Vorstellung seine Füsse auf die Barriere zu legen, welche die Sitze vom Orchester trennt. Das nicht englische Publikum wollte diese herausfordernde Unart nicht dulden und begann zu zischen und zu pfeifen. Der Offizier beachtete jedoch diese Zurechtweisung nicht. Er nahm zwar auf die Aufforderung des englischen Polizeimanns hin eine angemessenere Stellung an; kaum hatte sich jedoch dieser entfernt, waren die Füsse schon wieder oben. Nun begann ein grosses Lärmen und Schreien, welches aber nur den Erfolg hatte, dass auch die andern Offiziere es ihrem Kameraden gleichtaten.

Da sich am nächsten Tage die gleiche Szene wiederholte, kam es nach der Vorstellung zu tätlichen Angriffen gegen die Engländer, so dass zu ihrem Schutze die Polizei mit Waffen einschreiten musste. Wenige Wochen vorher war ich in London Zeuge, wie die Farbe des Gilets Ursache sein konnte, dass einem vornehmen Fremden der Eintritt in eine Theaterloge verweigert wurde; und hier in Malta erlaubten sich Söhne eben jenes England, das auf äussere Form so grossen Wert legte, ein Benehmen wie das oben geschilderte! Freilich geschah dies gegen «natives», simple Eingeborene einer Kolonie, Leute, die man nicht als «gentlemen» ansah.

Eine mächtige Erregung ergriff mich, als ich, nach dem Verlassen Maltas durch den griechischen Archipel dampfend, im Hintergrunde der Bucht von Athen den Felsen der Akropolis sich erheben sah. Ungeduldig erwartete ich das Einlaufen in den Piräus, um sofort in die griechische Hauptstadt zu eilen. Hier war es unser bevollmächtigter Minister, General Prokesch, der während der drei Tage meines

Aufenthaltes sich meiner mit grosser Güte annahm, und mir als Kenner altgriechischer Kunst und altgriechischen Lebens bei den hervorragendsten Altertümern den Mentor machte.

Wie herrlich mag diese Stadt gewesen sein, bevor Römer, Franken, Venetianer, Türken, Engländer und einheimische Griechen selbst, bald als Angreifer, bald als Verteidiger darin gewütet und geplündert!

Und wie wenig erinnerte jetzt die Zeit der Wiedererstehung Griechenlands an die glorreiche klassische Vergangenheit!

Die politischen Zustände des vor kaum drei Lustern geschaffenen Königreiches waren die beklagenswertesten. Im Innern Unzufriedenheit, beständige Unruhen, durch Parteiumtriebe veranlasst; nach aussen Zwistigkeiten mit England, Zerwürfnisse mit der Türkei und Intriguen mit den Russen. Auch im Aussehen fand ich das moderne Athen wenig glücklich entwickelt. Dem Soldaten dann fiel die gutgemeinte, aber unglückliche Bevormundung durch Bayern gleich beim Anblicke der Truppen auf. Statt einer dem Nationalkostüm und dem Klima angepassten leichten und weiten Bekleidung, trug das Militär eng anschliessende, über der Brust gepolsterte Röcke aus dickem Tuche, mit hohen Krägen und über das Kinn reichenden Krawatten, dann den schweren bayrischen Helm. Die taktische Ausbildung soll auch eine ganz verfehlte gewesen sein, weil sie in einer zu gelehrten, dem Volke wenig verständlichen Weise angestrebt wurde.

Bei unserem Gesandten traf ich den Ministerpräsidenten und Helden des Tages Joannis Kolettis; eine mittelgrosse, kräftige Gestalt, mit einem Löwengesichte, in dem der griechische Charakter durch einen misstrauisch prüfenden Blick zum Ausdruck kam. Prokesch sagte: «Es gibt nur *einen* redlichen Griechen, und dieser ist Kolettis». Von England und von Russland wegen seiner frankophilen Richtung angefeindet, vermochte auch Kolettis nicht, der Anarchie im Lande zu steuern. Er starb schon im September 1847.

Vom Piräus weiter fuhren wir am Cap Kolon mit seinen Ruinen eines Minervatempels und an der Insel Longa (Makronesion) vorbei nach der Ilias, Helenas Geburtsstätte, dann zwischen Negropont und Andros ins freie Meer hinaus, das spiegelglatt vor uns lag. Am nächsten Morgen lag die asiatische Küste vor unseren Augen, vor der Einfahrt in die Dardarnellen noch den Anblick der fernen Berge Troias gestattend.

Wer dächte nicht beim Passieren der zwei Weltteile trennenden und einem grossen Strome gleichenden Wasserstrasse des Hellespont an die weltgeschichtlichen Übergänge der Perser, Griechen, Kreuzfahrer und Türken!

Jetzt sperrten dreizehn mit 600 Kanonen und Mörsern ausgerüstete Forts die Durchfahrt. Die Instandsetzung dieser Befestigungen war erst kürzlich unter Leitung eines preussischen Obersten — Kopken — bewirkt worden.

Bei Gallipoli, am Eingange in das Marmarameer, wurde ein paar Stunden gehalten, um erst bei voller Tageshelle vor Konstantinopel anzukommen. Das reizende, wechselvolle, farbenreiche Bild, das sich da den Blicken bot, übertraf unsere höchstgespannten Erwartungen.

Ein Mahnbrief von Kudriaffsky an unseren Schiffskommandanten, die Reise zu beschleunigen, beschränkte leider den Aufenthalt in Konstantiopel auf zwei Tage. Dank den Bemühungen eines Dragomans unserer Botschaft, v. Steindl, dem ich von Wien aus empfohlen war, wurde die kurze Zeit auf das zweckmässigste ausgenützt. Ein türkischer Oberst, Rustem, mir von Wien her bekannt, wo er seine militärische Ausbildung erhalten hatte, verschaffte mir die Möglichkeit, einige militärische Einrichtungen zu sehen.

Man pflegte damals so viel Truppen als nur möglich, und immer auf mehrere Jahre nach Konstantinopel zu verlegen, um sie dort von im Auslande erzogenen türkischen, sowie einigen fremden, meist preussischen Offizieren, europäisch drillen zu lassen.

Unter letzteren befand sich auch der nachmalige Feldmarschall Hellmuth Graf Moltke. Er hatte als Hauptmann des preussischen Generalstabs im Oktober 1835 zu seiner Belehrung eine Orientreise unternommen. In Konstantinopel wurde die türkische Regierung auf den in allen Zweigen der Kriegswissenschaften hochausgebildeten Offizier aufmerksam. Da der Sultan schon lange den Wunsch hegte, fremde Instruktoren für die Armee zu erhalten, erbat er sich Moltke von der preussischen Regierung. Vier Jahre lang widmete der junge militärische Gelehrte der Pforte seine Dienste, sowohl in der Hauptstadt, als auf Reisen in den europäischen Provinzen und bei der Taurus-Armee in Klein-Asien. Nach der Schlacht von Nisib im

Juni 1839 kehrte er in die Heimat zurück.[1]) Gleichzeitig mit ihm waren noch einige preussische Offiziere bei der türkischen Armee in Verwendung.

Beim Besuche einer Infanterie-Kaserne in Scutari gelangte ich auch in eine Offizierswohnung. Ein einziges geräumiges Zimmer diente allen vier Offizieren einer Kompagnie als gemeinschaftliche Behausung. Die Einrichtung bestand aus einer Anzahl Diwans die Wände entlang, an denen auf einfachen Rechen Kleider und Waffen hingen. Bücher oder Schriften waren keine zu sehen. Anwesend war ein Leutnant, der mit untergeschlagenen Beinen auf einem Diwan hockte und ein Kleidungsstück ausbesserte.

Die Soldaten sahen gut aus, hatten eine militärische Haltung und entwickelten in der Handhabung der Waffen, sowie beim geschlossenen Exerzieren viel Präzision.

Auch an den Ufern des Bosporus bestanden Batterien, Schlösser und Forts, vierundzwanzig an der Zahl, mit einer Armierung von mehr als 600 Geschützen grossen Kalibers, aber in einem weniger guten Zustande als die Befestigung der Dardanellen.

Auf der Fahrt durch den Bosporus wurde in Bujukdere gehalten, um unserm dort weilenden Botschafter, Baron Stürmer, den schuldigen Besuch abzustatten. Nach dem, was in Konstantinopel sich aufhaltende Österreicher über ihn äusserten, scheint es seine letzte Sorge gewesen zu sein, die Interessen der österreichischen Staatsangehörigen in pflichtmässiger Weise zu vertreten. Solche Geschäfte langweilten ihn. Vielleicht liess ihm seine stete Sorge, jeden Wunsch Russlands zu erfüllen, keine Zeit zu anderem.

Nicht ohne einige Aufregung sah ich der Fahrt auf der lieben Donau entgegen. Bei ihrer ausserordentlichen Wichtigkeit für unsern Handel nach und aus dem Oriente, sowie dem grossen Interesse, das wir Österreicher an den Zuständen der Länder an der untern Donau haben, war von der militärisch wichtigen, grossen Wasserstrasse mit ihrer Barriere, und von den vielen Hindernissen, die einem regelmässigen Verkehre auf derselben entgegenstanden, auch in

[1]) Seine Korrespondenz mit Verwandten in der Heimat während dieser vier Jahre hat Moltke in: «Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839» bereits im Jahre 1841 veröffentlicht. Das Werk erlangte indes trotz seines eminenten Interesses erst dreissig Jahre später, als der Verfasser ein berühmter Mann geworden, die verdiente Verbreitung.

militärischen Kreisen oft die Rede. Bei unserer Annäherung konnten wir das Donauwasser schon zehn Meilen von den Mündungen erkennen. Starker Regen in den letzten Tagen hatte ein Austreten des Stromes über die schlammigen Ufer veranlasst und die «schöne blaue Donau» schmutzig gelb gefärbt.

Unser Dampfer lief in den mittleren «Sulina-Arm» ein, der damals fast ausschliesslich befahren wurde, weil er in einem vereinten Bette fliesst, während der linke (nördliche) «Kilia-Arm», vielfach verzweigt, volle sieben Mündungen hat, der rechte (südliche) «Georgs-Arm» aber stärkere Krümmungen bildet und an der Mündung gespalten ist, abgesehen davon, dass derselben eine bedeutende Untiefe vorliegt.

Vor der Sulina war das Fahrwasser zwar auch nicht sehr tief und nur bei 100 Meter breit, aber doch der Schiffahrt günstiger als das vor den beiden andern Armen; auch war es durch zwei Bojen und zwei Pfahlgruppen bezeichnet, und auf der rechten Uferspitze stand ein kleiner Leuchtturm; was alles den unheimlichen Eindruck nicht verminderte, den das Hervorragen der Masten dreier gestrandeter Schiffe aus dem Wasser in nächser Nähe der Einfahrt hervorrief. Die Gefahr zu scheitern zwang bei ungünstigem Wetter selbst mittelgrosse Segelschiffe, für die Fahrt über die Barre ihren Tiefgang zu vermindern. Zu diesem Zweck wurde ein Teil der Ladung auf Lichterboote übertragen und durch diese über die Barre in den Stromarm geschafft. Dies war aber mit bedeutenden Kosten verbunden. Bei einem Schiffe von 200 Tonnen sollen diese 300, 400 und bei drohendem Unwetter selbst 1000 spanische Taler betragen haben. Seit Russland 1828 die Herrschaft über die Donaumündungen sich angeeignet, sollte, wie man behauptete, die Summe der bezahlten Lichtergebühren auf mehr als 5 Millionen Gulden gestiegen, und das daraus den russischen Beamten und ihrem Anhange zufliessende Einkommen die Ursache sein, dass zur Beseitigung der Schiffahrtshindernisse, trotz vielfacher Versprechungen, noch immer nichts geschehen.

Durch die Eroberung Bessarabiens im Jahre 1812 gelangten die Russen an die Donau, von der Pruthmündung bis zur Küste, die Türken aber wurden auf das rechte Ufer des Stromes zurückgedrängt. Das Delta zwischen den beiden äussersten Armen wurde als neutrales Gebiet erklärt. Der Militärcordon, welchen Russland an der neuen Donaugrenze aufgestellt, wurde willkürlich, wenn

ich nicht irre, nach dem Kriege von 1828—29, über den Kiliabis an den Sulina-Arm, also über die nördliche Hälfte des neutralen Gebietes vorgeschoben. Ja selbst an der Mündung des südlichsten, des Georgs-Armes, wurden russische Strandwachen aufgestellt und strenge darauf gesehen, dass türkische Kriegsschiffe sich auf diesen einen Arm beschränkten. Selbst einige Häuschen, welche die Türken auf dem rechten Ufer der Georgsmündung, also auf eigenem Gebiete erbaut hatten, musste im Dezember 1844 der türkische Ajan von Tultscha auf Verlangen der Russen niederbrennen lassen.

Als ich am 24. Juni 1847 von Sulina bis Reni am russischen Cordon vorüberkam, war derselbe aus 110 Kosakenposten und 6 Segelkanonenbooten gebildet, in drei Divisionen geteilt und der Quarantänedirektion in Ismail unterstellt. Der Ort Sulina bestand aus wenigen kleinen Häusern auf beiden Ufern zunächst der Küste.

Das ganze Delta war eine sumpfige, mit Schilf und Rohr bedeckte Wildnis und bei Hochwasser grossenteils überflutet.

In der Nähe der Spaltung des Stromes in drei Hauptarme erhebt sich das rechte Ufer zu mässiger Höhe. Auf derselben liegen zwei türkische Orte: Tulcea, 58 Seemeilen von Sulina, mit lebhaftem Schiffbau, und 15 Meilen weiter Isakča, in der Kriegsgeschichte als Donauübergang öfters genannt. Zwischen diesen beiden Orten dürfte Darius auf seinem Zuge gegen die Skythen den Strom überschritten haben; wenigstens meldet Herodot, Buch 4, die von Darius über den Pontus in den Ister entsendete Flotte der Jonier habe nach einer Fahrt von zwei Tagen vom Meere stromaufwärts an der schmalen Stelle des Flusses, unterhalb welcher er sich in Mündungen spaltet, die Brücke geschlagen.

Die Fahrt von Sulina bis Galatz, 100 Seemeilen, dauerte mit dem Metternich zehn Stunden. Während der Zeit zählten wir 280 Seeschiffe, die sich teils berg-, teils talwärts bewegten, die letzteren meist mit Getreide beladen. Die Luft war ruhig, Segelkraft nicht anwendbar, und da Dampfremorqueure noch nicht bestanden, konnten die stromaufwärts bestimmten Schiffe nur durch das barbarische Mittel des Schleppens durch Menschen vom Ufer aus bewegt werden.

Die mitunter starken Wendungen des Sulina-Armes im Verein mit seiner geringen Breite erschwerten die Fahrt unseres grossen Dampfers nicht wenig; zweimal rannten wir sogar am Ufer an. Zum

Glück war dieses schlammig und konnte das Schiff, ohne Schaden genommen zu haben, bald wieder flott gemacht werden. Bei einer dritten, engen Wendung erfolgte ein Zusammenstoss mit einem türkischen Kauffahrer. Diesem wurde ein Loch in den Stern gedrückt, dem Metternich aber die neben dem Radkasten angebrachte Küche beschädigt.

Da mir bekannt war, dass unser Generalstab noch keine Aufnahme des Sulina-Armes besass, machte ich als geübter Mappeur eine solche während der Fahrt, wobei die Zahl der Radumdrehungen als Längenmass diente. Die Arbeit wurde später vom Direktor unseres militärisch-geographischen Institutes, General Fligely, gerne übernommen und bei Zusammenstellung der Schedaischen Karte von Mitteleuropa auch benützt.

In Galaz, beim Überschreiten der Moldaugrenze, mussten vier Tage Kontumaz gehalten werden. An der russischen und an der türkischen Grenze war eine noch längere eingeführt. Hätten wir die Donaureise von der Mündung bis zur österreichischen Grenze machen können, ohne am linken Ufer anzulegen, so wäre uns eine solche Gefangenschaft erspart geblieben. Aber Galaz war der letzte und wichtigste Hafen unserer Dampfschiffahrts-Gesellschaft, und der Metternich hatte Auftrag, von dort angefangen stromaufwärts den Verkehrsdienst zu besorgen.

Bei dieser Kontumaz-Plackerei war abermals Russland im Spiel. Es zwang die beiden Donau-Fürstentümer zur Aufrechterhaltung der Kontumaz, auch in Zeiten, in denen Pestgefahr nicht drohte, und zwar zu dem einzigen Zweck, den Verkehr zwischen diesen Ländern und der Türkei möglichst zu erschweren.

Galaz und die bei drei Seemeilen weiter stromaufwärts gelegene Stadt Braila waren schon damals die bedeutendsten Handelshäfen an der untern Donau. Die beiden Städte wiesen erst wenige solid gebaute Häuser auf; sie bestanden grossenteils aus elenden Hütten; in den Häfen jedoch ging es sehr lebhaft zu, und viele See- und grosse Flussschiffe lagen vor Anker.

Als wir am fünften Tage ans Land gehen durften, hatte ich Gelegenheit, mit unserm dortigen Konsul Huber bekannt zu werden. Intelligent, gebildet, über alles, was seinen Beruf betraf, sehr gut informiert und in demselben unermüdlich tätig, machte er mir viele und interessante Mitteilungen über Handel und Verkehr, und was zur Hebung desselben im österreichischen Interesse zu geschehen

hätte. Seine vielen Bemühungen um den heimischen Handel hatten übrigens leider keinen Erfolg. Es wurden ihm zwar Belobungen zu teil, auch erhielt er mehr als eine Zusage, dass «das Möglichste» geschehen werde; aber das war ein Wort, das einen weiten Spielraum liess. Tatsächlich geschah so viel wie nichts. Huber hat auch wertvolle handelspolitische Studien über die untere Donau und ihre Mündungen veröffentlicht, und es würde ihm die Bildung einer Aktiengesellschaft zur Aufstellung eines Dampfbaggers, um das Fahrwasser an der Strommündung zu vertiefen und zu erweitern, gelungen sein, wäre das Zustandekommen dieses Projektes nicht wieder durch Russland einfach dadurch vereitelt worden, dass es sich anheischig machte, die betreffenden Arbeiten selbst auszuführen. Wie dieses Versprechen gelöst wurde, zeigt der Zustand, in welchem die Donaumündungen noch durch viele Jahre hindurch, bis nach dem Krimkriege, sich befanden.

Die Annehmlichkeit, die wir seit nunmehr zwei Monaten genossen, unter uns allein zu sein und die bequemen Schiffsräume ungestört benützen zu können, hörte in Galaz auf, wo die ersten Passagiere eingenommen wurden.

Oberhalb Braila fliesst die Donau, vielfach verzweigt und in starken Krümmungen, in einer mehr oder weniger versumpften, bis zu 20 Kilometern breiten Talniederung dahin, der Hauptarm meist unmittelbar am rechten, höheren Ufer. Auf dem linken sah man die Csardaken des wallachischen Grenzcordons: ähnlich wie an unserer türkischen Grenze auf Piloten gestellte hölzerne Wachhäuschen, die an die Pfahlbauten der Vorzeit erinnerten.

Heftiger Regen hielt uns viel unter Deck und verhinderte uns, die Ufer zu sehen, die übrigens weniger durch ihr Aussehen interessieren konnten, als durch die geschichtlichen Namen der an denselben gelegenen grösseren Orte. Alle hatten sie eine mehr oder weniger grosse Rolle in den vielen, vielen Kriegen gespielt, die von den ältesten Zeiten an bis zu den allerjüngsten im untern Donautale gewütet.

Cernavoda passierten wir gegen 9 Uhr abends. Die Mondbeleuchtung war gerade hinreichend, damit wir die Bucht sehen konnten, in welche die Karasu-Seen münden. Dieselbe war als Hafen für einen Kanal in Aussicht genommen, welchen unser Oberst Birago durch die Talsenkung der Dobrudscha als kürzeste Verbindung der

Donau mit dem Schwarzen Meere bei Kustendsche (Constanza) plante, seitdem die Russen 1828/29 sich der Donaumündungen bemächtigt hatten.

Der Kanal kam bisher nicht zustande; dafür aber im Jahre 1861 eine Eisenbahn, die die Wälle entlang zieht, welche einst die Römer gegen die Barbaren im Norden errichteten, und von denen Spuren noch vorhanden sind. [1])

Auf der Route von Braila zur österreichischen Grenze berührten wir nur Giurgjevo und Turn-Severin. In Giurgjevo blieben wir über Nacht und etwas länger als die Geschäfte der Gesellschaft es erfordert hätten, um das sehr angestrengte Maschinenpersonal ausruhen zu lassen.

Der Ort sah besser aus als Galaz; die Hauptgasse war sogar mit einem Pflaster aus grossen unregelmässigen Steinen versehen, wie es unter der Bezeichnung Kaldrum in der Türkei üblich ist.

Hübsch nahmen sich die auf dem rechten hohen Donauufer liegenden und befestigten Orte Rustschuk, Sistov, Nikopoli und Widdin aus, aber landen durften wir, der Kontumaz wegen, an keiner Stelle des türkischen Ufers.

In Turn-Severin nahmen wir Abschied von dem «Metternich», welchen seine Grösse zur Überwindung der Hindernisse am Eisernen Tore ungeeignet machte. Wir schifften uns auf einem, für diese schwierige Strecke eigens gebauten, kleinen, mit einer verhältnismässig sehr starken Maschine versehenen Boote ein.

In Orsova, im Bureau der Gesellschaft, gaben Pläne und Beschreibungen eine Idee von der Menge der im Strombette vorhandenen Felsenriffe, Untiefen, Wasserstürze und Stromschnellen, welche die Schiffahrt sowohl tal- als bergwärts unendlich erschwerten, ja bei niedrigem Wasserstand sehr gefährlich machten. Ungenügende Trieb- oder Zugkraft, oder auch irgend ein Versehen des Steuermanns konnten leicht das Zerschellen des Schiffes am ersten besten Felsenriffe zur Folge haben.

---

[1]) Nach dem russisch-türkischen Kriege 1877/78, als die Dobrudscha an Rumänien fiel, wurde diese Bahn in westlicher Richtung verlängert und mit den Hauptbahnen des Kontinentes verbunden. Die Brücken und Dämme, die zwischen Cernavoda und Fetischte über die Donau und ihr Inundationsgebiet in einer Länge von 28 Kilometern erbaut wurden, zählen zu den grössten und gelungensten in Europa ausgeführten derartigen Werken.

Schon die Römer hatten, um den Verkehr aus Pannonien durch diese Donau-Engen nach Dazien zu erleichtern, am rechten Ufer in der steilen Felswand eine Strasse ausgesprengt, im Flussbette einen Kanal ausgehoben, endlich unterhalb der Katarakte, bei Turn-Severin, eine Brücke auf Steinpfeilern über den Strom gebaut, wie die bekannten noch vorhandenen Trajans-Tafeln und andere Überreste es bezeugen.

In neuerer Zeit, vom Jahre 1816 an, hatte die ungarische Statthalterei Aufnahmen der Strecke machen lassen, aber zur Regulierung des Stromes kam es noch lange nicht. Auch vom Tschaikisten-Grenzbataillon, das mit seinen kleinen Kriegsschiffen jährlich Übungsfahrten auf der Donau machte, so weit diese die Grenze der Monarchie bildete, und die Schwierigkeiten, die daselbst der Schiffahrt entgegenstanden, genau kennen lernte, gelangten hierüber wertvolle Berichte an den Hofkriegsrat. In einem der ersten wurde die Herstellung eines Treppelweges auf dem linken Ufer als ein Mittel bezeichnet, um durch Täuen die schwierigen Stellen zu überwinden, oder aber, bei unmöglicher Schiffahrt, den Landtransport an ihre Stelle zu setzen, ähnlich wie es die Römer durch die auf dem rechten Ufer erbaute Strasse getan hatten.

Die erste zweckmässige Arbeit, die zustande kam, ist dem Grafen Stephan Szeczeny zu danken, der in der zweiten Hälfte der Dreissigerjahre am linken Ufer eine bei 80 Kilometer lange Strasse erbaute, und so zur Hebung des Verkehrs zwischen der mittleren und der unteren Donau viel beitrug.

In den Projekten, die bis zum Jahre 1847 vorlagen, waren die Ansichten über die Art der Stromregulierung sehr verschieden. Nach einigen sollten Kanäle im Uferterrain, nach andern im Flussbette ausgesprengt werden. Gegen eine zu starke Erweiterung des Strombettes walteten Bedenken ob, weil der beschleunigte Wasserabfluss ein zu starkes Sinken der Wasserniveaus weiter oben in der Donau und der Theiss verursachen könnte.

Man beriet und debattierte, begnügte sich aber während eines halben Jahrhunderts mit Palliativen, bis endlich in den Jahren 1888 bis 1896 das Unternehmen in grossartiger und, wie es heisst, auch vollkommener Weise durch die ungarische Regierung ausgeführt wurde.

Nach glücklicher Fahrt über die Katarakte ging es mit einem gewöhnlichen Passagierdampfer weiter Donau aufwärts. An der

Da hatte ich Gelegenheit, mir in Pest die Aufregung der Ungarn in unmittelbarer Nähe anzusehen. Nachdem ich auch in einigen Volksversammlungen Ludwig Kossuth in seiner wilden, hinreissenden Beredtsamkeit gehört, begann mir's, trotz meiner grossen Sympathien für freiheitliche Einrichtungen, doch unheimlich zu Mute zu werden. Ich erkannte den Ernst der Situation, *ahnte* wenigstens die Gefahren, die aus derselben drohten, und glaubte mich verpflichtet, darüber an den Generalstab in Wien zu berichten, zugleich aber meine Abberufung von Ofen zu beantragen, weil die Zustände daselbst eine Fortsetzung der kommissionellen Versuche mit den neuen Kriegsschiffen ohnehin ausschlossen.

Es vergingen mehrere Tage, ohne dass eine Erledigung meines Berichtes und Antrages erfolgt wäre. Da aber die Aufregung in der Bevölkerung zunahm, entschloss ich mich, eigenmächtig nach Wien zu fahren, um dort die Verhältnisse zu schildern. Feldmarschallleutnant Hess billigte mein Kommen, hörte mich mit Interesse an und befahl mir, in Wien zu bleiben.

Mittlerweile war auch in Italien die zunächst auf Beseitigung der österreichischen Herrschaft gerichtete Bewegung ausgebrochen. Die k. k. Armee im lombardisch-venetianischen Königreiche erwies sich als zu schwach zur Unterdrückung eines Aufstandes, welcher durch die sardinische Armee aus Westen, durch päpstliche und toskanische Truppen aus Süden und durch Freischaren, die von allen Seiten zuströmten, Nahrung und Unterstützung erhielt. Radetzky zog seine Truppen in das Festungsviereck am Mincio und an der Etsch zurück, um daselbst Verstärkungen aus dem Innern der Monarchie zu erwarten und dann die Offensive zu ergreifen.

Fast mehr als an genügenden Truppen fehlte es ihm an einem guten Chef des Generalstabes. In einem Briefe an den Kriegsminister erbat er sich als solchen Feldmarschalleutnant Hess, seinen einstigen, vertrauten, vielbewährten Generalstabschef von den Jahren 1831—1834 her. Dem Ansuchen wurde sofort entsprochen, und Hess beauftragt, unverweilt abzugehen.

Ich wusste weder von Radetzkys Ansuchen noch von Hess' Kommandierung ein Wort, als um die Mittagsstunde des 8. Mai der Personaladjutant des letzteren mir den Befehl überbrachte: ich solle mich reisefertig machen, um noch am selben Abend mit dem Feldmarschalleutnant die Fahrt nach Verona anzutreten.

Welch ungeahnte, freudige Überraschung!

Ich fühlte mich namenlos glücklich.

Zur Armee in Italien, an die Seite des verehrten Hess und sogar in den Stab Radetzkys zu kommen, war mehr, als ich je zu hoffen gewagt hätte.

Und nie ist eine Freude berechtigter gewesen, denn es begann mit dem Tage die ausschlaggebende Periode meines Lebens.

* * *

Anhang.

Der Exerzierzettel hatte folgende Fassung:

Kavalleriebrigade des Generalmajors Fürsten Edmund Schwarzenberg.

Taktischer Brigade-Exerzierzettel Nr. 1 für den 10. Sept. 1846.

1. Die Brigade ist in einem Treffen formiert, das Chevauxlegers-Regiment Nr. 5 steht rechts, das Husaren-Regiment Nr. 9 links, die Batterie Nr. 31 hinter dem rechten, Nr. 32 hinter dem linken Flügel. Die Regimenter rücken mit 8 Escadronen in 4 Divisionen formiert, die Batterien zu 6 Geschützen aus.

2. Es wird supponiert, dass die Brigade am rechten Flügel eines grösseren Corps steht und von da einer, die rechte Flanke bedrohenden, feindlichen Abteilung entgegenrückt.

   Hierzu: Frontveränderung rechts in 2 Treffen, das 2. Regiment in Divisionskolonnen auf gleicher Höhe, die Batterie Nr. 31 am rechten Flügel des ersten Treffens, Nr. 32 hinter der Mitte des zweiten Treffens. Hierauf: Frontmarsch.

3. Der Feind lässt von der Vorrückung in unsere rechte Flanke ab und erscheint mehr in der Front.

   Die Brigade übergeht in Divisionsstaffeln links rückwärts und bildet mit der Oberstleutnantsdivision des 1. Regimentes eine Plänklerkette.

4. Die feindliche Abteilung zieht sich immer mehr vor die Front, die Brigade erhält Befehl, offensiv gegen jene vorzugehen.

   Hierzu marschiert das 2. Regiment in der linken Flanke auf, das 1. Regiment bildet Divisionskolonnen mit Staffeln rechts. Batterie Nr. 31 marschiert in gleicher Höhe mit dem letzten Staffel, Nr. 32 aber am linken Flügel des 1. Regimentes. Vorrückung in dieser Formation.

5. Der Feind hat sich von dieser Seite ganz zurückgezogen, die Brigade soll sich wieder an das Corps anschliessen.

   Sonach: Abmarsch links in einfacher Brigadekolonne, die Batterien hinter der Mitte, dann: Aufmarsch in die rechte Flanke, die Batterien hinter die Flügel.

6. Die Brigade soll in die Flanke des dem Corps gegenüberliegenden Feindes vorrücken. Hierzu: Oblique links, Batterie Nr. 31 feuert vom linken Flügel, Nr. 32 fährt vor, um auf dem rechten Flügel den Aufmarsch zu protegieren. Frontmarsch, die Batterien chargieren im Avancieren.

7. Defilieren.

IV. Periode
1848—1850

Bei der Armee in Italien

A. Feldzug 1848.

Von Wien nach Verona. — Ankunft im Hauptquartiere Radetzkys. — Generalquartiermeister-Stab. — Adjutantur. — Radetzky mit seinen Untergebenen. — Volontärs. — Honveds. — Vor der ersten Offensive. — Offensive von Verona über Mantua. — Von Mantua auf Vicenza. Streifkommando. Brückensprengung. — Einnahme von Vicenza. — Ereignisse bei Verona. Rückkehr unserer Hauptmacht. — Batterie Monte Pastello. — Offensive über Sommacampagna und Sona. — Schlacht bei Custoza. — Nach der Schlacht. — Episode aus derselben. — Gefecht bei Rivoli. — Verwendung der Kavallerie. — Alarm im Hauptquartiere. — Waffenstillstands-Verhandlungen. — Jubel der Truppen. Gewagte Fahrt. — Einzug in Mailand. Waffenstillstand. — Auszeichnungen.

VON den zwei Hauptrouten Wien-Verona bestanden erst auf jener durch Steiermark Eisenbahnen, und auch hier nur streckenweise, von Wien bis Gloggnitz, dann von Mürzzuschlag bis Cilli und von Venedig bis Vicenza.

Da sich aber die venetianischen Provinzen in vollem Aufstande befanden, die Städte Venedig, Treviso und Udine die Republik ausgerufen hatten und unser vom Isonzo vorgerücktes Corps die frühere Ordnung erst im östlichen Teile der Provinz Udine hatte herstellen können, war diese kürzere Route nicht zu benützen, und Hess gezwungen, die längere durch Tirol einzuschlagen.

Mit Extrapostpferden brauchten wir für diese Strecke von 730 Kilometern genau vier Tage, obwohl nur in Salzburg, Innsbruck und Trient ein paar Stunden gerastet wurde.

In Innsbruck kreuzten wir uns mit dem Kurier, der Radetzkys Bericht über das Gefecht von Santa Lucia nach Wien überbrachte. Es war dies der erste bedeutende Sieg. Unsere Truppen hatten die Piemontesen, welche mit überlegenen Kräften einen Angriff auf unsere Stellung am Rideau vor Verona unternommen, nach langem, heissem Kampfe glänzend zurückgeschlagen.

In Trient hatte Hess mit dem neu ernannten Landes-Verteidigungs-Oberkommandanten von Tirol, Generalmajor Rossbach, eine eingehende Besprechung über die Art der Besetzung und Verteidigung der Eingangspässe Tirols.

Unmittelbar vor Verona, in Tantibalconi, wurde abermals gehalten, um von Generalmajor Wohlgemuth einige Auskünfte zu bekommen. Die Brigade Wohlgemuth stand an der Etsch, von Verona bis zum Engpass bei Rivoli, und hatte am 28., 29. und 30. April bei Pastrengo blutige Kämpfe bestanden. Unsere, etwas zu exponierten Truppen mussten vor der Übermacht des Gegners weichen und auf das linke Etschufer zurückgehen; aber den Aufgang auf das Plateau von Rivoli konnte der Gegner nicht erzwingen.

Wir blieben bei Wohlgemuth bis zum Einbruche der Dunkelheit, um unbemerkt ins Hauptquartier, und zu einer Stunde zum Feldmarschall zu gelangen, in der er bereits zurückgezogen und allein sein würde. Radetzky hatte nämlich keiner Seele mitgeteilt, dass er sich vom Kriegsminister «seinen Hess», seine «rechte Hand», erbeten, und dessen Eintreffen jeden Augenblick erwarte.

Das Hauptquartier war in Casa Peccana, einem unansehnlichen aber geräumigen Hause in der Veronetta — (dem Stadtteile am linken Etschufer) — untergebracht. Bei unserm Eintreffen war Radetzky schon zu Bette gegangen, doch Hess wurde allsogleich vorgelassen.

Seit ich in die Armee getreten, hatte ich vom Feldmarschall Radetzky oft und mit wärmster Bewunderung reden gehört, diese grösste Hoffnung aller Österreicher aber noch nie gesehen. Als am folgenden Tage der von mir heissersehnte Augenblick eintrat und ich dem gefeierten Manne gegenüberstand, befreite mich sein freundliches, leutseliges Wesen und sein natürliches Benehmen alsbald von der Befangenheit, die sich meiner bemächtigt hatte. An ihm war nichts von jener steifen oder vornehmen Zurückkaltung, wie sie vielen höheren Generalen, besonders jungen, unbekannten Offizieren gegen-

über, eigen war. Die wenigen Worte, die er, nachdem Hess mich vorgestellt, an mich richtete: « Es freut mich, lieber Alter, Dich kennen zu lernen », wirkten, obwohl damals eine allgemein gebräuchliche Redeweise, durch ihren Ton wohltuender als irgend eine längere Ansprache.

Wesentlich davon verschieden war der Eindruck, den ich nach der Ankunft im Hauptquartiere von jenem Teile desselben erhielt, mit dem ich zuerst in Berührung kam.

Hess hatte befohlen, ich sollte mich, während er bei Radetzky verweilen würde, in der Kanzlei des Generalquartiermeisterstabes bekannt machen.

Eine Ordonnanz geleitete mich aus Radetzkys Vorzimmer über eine schmale, steile, unbeleuchtete Wendeltreppe in den zweiten Stock und öffnete am Ende desselben eine Türe. Diese führte in ein schwach beleuchtetes, von Tabakqualm erfülltes Zimmer, in dem eine zahlreiche, lebhaft durcheinandersprechende Gesellschaft bei Bier und Wein um mehrere Schreibtische versammelt war.

Bevor ich mich noch zurechtfinden konnte, hatte einer der Herren mich erkannt, war auf-, und mir mit der hastigen Frage: « Wie kommst Du hierher? » entgegengesprungen. Es war mein Freund, Generalstabsoberleutnant John (der spätere Kriegsminister), das Zimmer aber die « Operationskanzlei des Armeekommandos » !

Auf meine, unter plötzlich eingetretener Stille und allgemeiner Aufmerksamkeit erfolgte Antwort: « Mit Feldmarschallleutnant Hess aus Wien! » schnellten alle Anwesenden von ihren Sitzen auf. Der grössere Teil ergriff Säbel und Mütze und eilte davon; die übrigen gruppierten sich um mich.

Die die Flucht ergriffen hatten, waren Generale und Offiziere verschiedener Truppenkörper, die sich allabendlich in diesem allerwichtigsten und möglichst abgeschlossen zu haltenden Bureau zu gemütlicher Besprechung der Ereignisse einzufinden pflegten. Die Zurückgebliebenen aber gehörten der Generalstabsabteilung an. Der Chef der letzteren, Oberst Graf Wratislaw, bei dem ich mich nunmehr meldete, war ein gutmütiger Herr, der nicht die Energie hatte, um diese ungehörigen Versammlungen abzustellen, ja vielleicht selbst an der lebhaften Causerie Gefallen fand.

Dieser übergrossen Gemütlichkeit machte das Eintreffen des Feldmarschalleutenant Hess ein plötzliches Ende.

Zur Zeit des Ausbruchs der Revolution bestand die Armee in Italien aus 61 Bataillons, 31 Escadrons und 108 Geschützen. Alles in allem, mit Einschluss der technischen Truppen, bei 70,000 Mann, formiert in 16 Brigaden, 9 Divisionen und 2 Armeecorps. Dieser ganzen Heeresmacht waren 11, sage: Elf Generalstabsoffiziere (1 Oberst, 2 Majore, 6 Hauptleute und 2 Oberleutnants) nebst einigen zugeteilten Subalternen zugewiesen. Von diesen befanden sich beim Armeekommando und bildeten die Operationskanzlei: 4 wirkliche Generalstabsoffiziere (1 Oberst, 1 Major, 1 Hauptmann und 1 Oberleutnant), dann 1 zugeteilter Leutnant.

Durch Auflösung einer Landesbeschreibungs-Abteilung, die infolge der Ereignisse im Frühjahre 1848 ihre Tätigkeit in Südtirol einstellen musste, wurden 10 Offiziere (1 General, 1 Oberst, 1 Oberstleutnant, 6 Hauptleute und 1 Oberleutnant) disponibel und mit denselben der Bedarf bei den neu zusammengestellten höheren Truppenkörpern gedeckt.

Die Frage, wie mit einer so geringen Zahl Generalstabsoffiziere bei einer Armee auf insurgiertem Kriegsschauplatze das Auslangen gefunden werden konnte, lässt sich teilweise durch den Hinweis auf den damaligen, einfacheren Organismus der Armee beantworten. Dann gab es, ausser die Eisenbahnen entlang, noch keinen Telegraphen, selbst keinen optischen. Auch Eisenbahnen waren, wie bereits erwähnt, erst streckenweise vorhanden. Die Zeit drängte also um vieles weniger als später, nach der Verbreitung dieser modernen Verständigungs- und Transportmittel. Alle Geschäfte wickelten sich langsamer ab. Trotz alledem genügten die Arbeitskräfte lange nicht. Es wurde zwar meist angestrengt genug gearbeitet und nicht wenige ins operative Fach einschlagende Geschäfte von der Adjutantur besorgt, aber an Verspätungen und Versäumnissen, ja selbst Unterlassungen fehlte es nicht. Sie traten nur weniger hervor, weil wir es mit Gegnern zu tun hatten, denen wir, bis auf die Zahl, in allen andern Beziehungen überlegen waren.[1])

Ein Krebsschaden der damaligen Heeresführung war die Rivalität zwischen Generalstab und Adjutantur. Letztere spielte die wichtigste Rolle bei allen Armeebehörden und Kommanden. An der Spitze

[1]) Das Bedürfnis nach Vermehrung des Generalstabs war zu Beginn des Krieges so fühlbar geworden, dass demselben, trotz vielfacher Opposition, an entscheidender Stelle noch während des Krieges Rechnung getragen werden musste. Der Stand der Offiziere wurde mehr als verdoppelt, nämlich von 59 auf 128 gebracht.

des Militärdepartements der Generalkommanden standen Adjutanten, meist fähige, geschickte, geschäftskundige und tätige Offiziere, die aber nur ausnahmsweise dem Generalstabe entnommen waren und eigentlicher militär-wissenschaftlicher Ausbildung ermangelten.

Unter den Generalkommando-Adjutanten wurden gewöhnlich die Vorstände des Militärdepartements des Hofkriegsrates, dann die Generaladjutanten des Kaisers und der Kommandanten mobiler Armeen ausgewählt.

Erste Vertrauenspersonen der höheren Chefs sowie des obersten Kriegsherrn, vereinigten sie in ihren Kanzleien sämtliche wichtigen Agenden. Dort wurden nicht bloss alle Personalangelegenheiten sowie alles, was die Ergänzung der Truppen und den innern Dienst betraf, sondern häufig auch Geschäfte besorgt, die auf die Schlagfertigkeit der Truppen und ihre Verwendung im Felde Bezug hatten, also in den Bereich der betreffenden Generalstabsoffiziere gefallen wären. Selbst nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten in Italien mussten alle beim Armeekommando einlangenden Berichte und Meldungen aus den Gefechten, von den Vorposten und Streifkommanden in der Generaladjutantur abgegeben werden, von wo sie erst, nachdem man daselbst vom Inhalte Kenntnis genommen, in die Operationskanzlei gelangten. Manches Stück kam gar nicht, oder verspätet der letzteren zuhanden, und die dadurch veranlassten Verzögerungen und Unterlassungen blieben nicht ohne böse Folgen.

In den Armeebefehlen, Bulletins und Berichten wurden auch Stellen rein taktischer oder strategischer Natur von der Generaladjutantur redigiert und dem Generalstabe nach erfolgter Ausfertigung bloss zur « Einsichtnahme » zugestellt; zu Ergänzungen oder Änderungen durch letzteren wurde die Bewilligung nur ausnahmsweise erteilt.

Nachdem Hess die Geschäfte als Generalquartiermeister der Armee in Italien — am 14. Mai 1848 — übernommen hatte, besserten sich die Verhältnisse insofern, als von Seite der Adjutantur auf den Generalstab etwas mehr Rücksicht als bisher genommen, und diesem eine selbständigere Stellung eingeräumt wurde; aber immer noch lag die Adjutantur wie ein Alp auf dem Generalstabe, umsomehr als deren Spitzen dem neuen Chef noch aus früheren Zeiten feindlich gesinnt waren. Diese Gesinnung nahm leider in dem Masse zu, als Hess sich mehr und mehr als Stratege bewährte; je glänzender seine Erfolge, destoweniger wurden sie ihm verziehen.

Radetzkys langjähriger Generaladjutant, Feldmarschalleutnant v. Schönhals, ein sehr intelligenter, geistreicher, durchaus gebildeter und humaner Mann, zeichnete sich besonders als vorzüglicher Stilist aus. Seine hinreissenden Proklamationen waren in den Kriegen 1848 und 1849 von grösster Wirkung auf den Geist der Armee. Welcher Österreicher hat sich in jenen Zeiten nicht bewegt gefühlt beim Lesen der Manifeste Radetzkys? Vom ersten, im Januar noch in Mailand erlassenen an, in welchem der 81 jährige Held den Feinden drohend zuruft: «Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich durch 65 Jahre mit Ehre auf so manchem Schlachtfelde geführt . . . .» bis zum letzten, vom 25. März 1849, nach der Schlacht von Novara, waren sie alle von Schönhals verfasst.

Aber dieser sonst edel denkende und feinfühlende Mann konnte sich mit Hess nicht vertragen. Er hasste ihn förmlich und liess sich durch seine, Hess feindlich gesinnte Umgebung immer mehr gegen ihn aufreizen. Selbst Radetzky, ein ebenso grosser Kenner, als geschickter Lenker der Menschen, vermochte ihn kaum zu annähernder Wahrung der äusseren Rücksichten dem Generalstabchef gegenüber zu veranlassen. Dagegen verstand er es vorzüglich, die besonderen Eigenschaften eines jeden dieser beiden für den Dienst zu verwerten.

Die Art, wie Radetzky mit seinen Untergebenen umzugehen, sie stets eifrig, tätig und in bester Stimmung zu erhalten wusste, machte einen mächtigen Eindruck auf mich. Seinem Stabe angehörend, war ich in der Lage, ihn unter den verschiedensten Verhältnissen im Frieden und im Kriege zu beobachten, und meine Bewunderung blieb immer die gleiche. Jeder, der in seine Nähe kam, musste sich durch die freundliche, teilnehmende Behandlung, die ihm zu teil wurde, wohltätigst berührt fühlen. Selbst in Augenblicken grösster Erregung trat er nie verletzend, geschweige denn roh auf.

Den Offizieren des Hauptquartiers waren, wo es der Raum nur zuliess, an seinem Frühstücks- und Mittagstische Plätze angewiesen. Für diejenigen seiner näheren Umgebung, welche besonders angestrengt zu arbeiten hatten, entwickelte er eine geradezu rührende Aufmerksamkeit. Er sorgte persönlich dafür, dass für die im Dienste Abwesenden das Essen aufbewahrt werde. Wenn während der Tafel jemand mit dringenden, unaufschieblichen Berichten eintraf, so musste für ihn gleich neben dem Marschall Platz gemacht werden. Auch mir geschah das einmal, und meine freudige Aufregung kann

man sich denken. Ein anderes Mal, es war am Tage nach der Einnahme von Vicenza, hatten Major Rossbacher, Sous-Chef des Generalstabes, und ich dringender Arbeiten wegen nicht beim Frühstück erscheinen können. Da kam der Feldmarschall selbst in unsere Kanzlei, in jeder Hand eine Schale Milchkaffee und Brot, stellte sie vor uns hin und sagte: «Jetzt pausiert und stärkt euch!» Dann zu mir gewendet: «Der Kaffee ist gut gezuckert, wie Du ihn liebst.»

Die Gemütlichkeit des alten Herrn übertraf noch seine Leutseligkeit. Gewinnende Güte, stete Sorge für andere, unermüdliche Tätigkeit waren der Kern seines Wesens und erklärten die von ihm erlangte Herrschaft über die Gemüter, welche so ausserordentliche Leistungen einzelner sowohl als der Gesamtheit zur Folge hatte. Hier ein paar Beispiele.

Bald nach Beendigung des Feldzuges 1848 war Radetzky über den Gardasee nach Riva gekommen. Zum Empfang war auch eine Kompagnie Tiroler Landesschützen ausgerückt. Beim Abschreiten der Front blieb der Feldmarschall vor einzelnen Leuten stehen und richtete ein paar Worte an sie:

«Brav, dass Ihr gekommen seid's! Wo seid's her?»

«Aus dem Psaier (Passeiertal), Ex'lenz!»

«Ah! Wo der Hofer her war! Grüss mir die Leut zu Haus!»

«Will i g'wiss than, Ex'lenz!» brachte der Angesprochene mit Rührung hervor.

Unter all den Hünengestalten waren die ehemaligen Soldaten durch ihre strammere Haltung erkennbar. Einen solchen fragte der Feldmarschall:

«Kaiserjäger gewesen?»

«Ja, 'x'lenz, Patrouilleführer.»

«Ausser Land gekommen?»

«Ja, 'x'lenz, war in Italien, hab' auch im Einundreissigerjahr die Manöver bei Montechiari mitgemacht.»

«So! Das waren meine Allerersten. Ihr Tiroler habt's mir damals besonders viel Freud' g'macht. Na, grüss Gott, und sagt's Eueren Buben zu Haus, dass sie so brav sein sollen, wie Ihr es immer wart.»

Ein alter, weissbärtiger aber noch rüstig aussehender Schütze erregte seine besondere Aufmerksamkeit.

«Was seh ich da auf Deiner Brust? Das Kanonenkreuz! Gib mir die Hand, alter Kriegskamerad!»

Dieser tat es zitternd vor Bewegung und brachte auf weitere Fragen nur schluchzend sein «Nationale» hervor:

«Fenner ... Schneider ...»

Wie diese Tiroler ihre Schuldigkeit getan hätten, wären sie noch in ein Gefecht gekommen!

Während der zweiundeinhalb Jahre, in denen ich dem Stabe Radetzkys angehörte, sah ich ihn nur einmal in Zorn geraten. Es war am zweiten Tage nach der Schlacht bei Custoza. Das Hauptquartier befand sich in Alzarea, einem Landhause ungefähr fünf Kilometer vom Schlachtfelde. In der Kanzlei am Schreibtisch beschäftigt, höre ich plötzlich den Feldmarschall im Vorhofe erregt sprechen. Schnell ans Fenster tretend, sehe ich ihn, die Hand drohend erhoben, mit dem Fusse stampfen und höre, wie er einem Ordonnanzoffizier zuruft: «Wenn er sich nicht allsogleich in Marsch setzt, lass' ich ihn hängen!»

Diese furchtbare Drohung galt dem Kommandanten einer Verpflegskolonne des zweiten Corps, welches in der vorhergehenden Nacht — vom 26. auf den 27. Juli 1848 — den heissen Kampf bei Volta geführt hatte. Der Feldmarschall hatte jene Kolonne schon vor einer halben Stunde unnötig auf der Strasse halten sehen und den Befehl zur augenblicklichen Fortsetzung des Marsches gegeben, weil die Truppen in Volta ohne Lebensmittel waren.

Die Aufstände in Wien, Prag und Ungarn hatten vielen hohen Herren, insbesonders Erzherzogen, den Aufenthalt verleidet. Wer von ihnen nur konnte, begab sich zur Armee nach Italien, weil Österreich nur dort, im Lager Radetzkys, noch zu bestehen schien. Von Erzherzogen waren gekommen: der kaum siebzehnjährige Franz Joseph; Albrecht, bisher kommandierender General in Wien; Karl Ferdinand, Divisionär in Prag; Leopold, beim Geniehauptamte verwendet; Wilhelm, Artilleriebrigadier in Wien. Von früher her befanden sich in Italien die Söhne des Vizekönigs, Ernst und Sigismund, dann Rainer und Heinrich.

Von andern Höheren waren teils mit Urlaub als Volontärs gekommen, teils über ihr Ansuchen zur italienischen Armee versetzt worden: drei Generalmajore Fürsten Schwarzenberg, Karl, Felix, Edmund; Graf Edmund Clam, Brigadier in Prag, ferner die Oberste Eduard Fürst Lichtenstein, Graf Stadion, Graf Paar, und viele Stabsoffiziere von

ungarischen Regimentern, die, in Ungarn stationiert, gegen ihren Willen der ungarischen Honvedarmee einverleibt worden waren.

Das Vertrauen, welches so viele kaiserliche Prinzen durch ihren freiwilligen Eintritt der Armee Radetzkys bewiesen, und ihr tapferes Benehmen auf den Schlachtfeldern übten natürlich den besten Einfluss auf die Stimmung der Offiziere und der Mannschaften aus.

Zuerst zeichnete sich Erzherzog Franz Joseph bei Santa Lucia aus. Während des sechsstündigen, heissen Kampfes hielt er sich freiwillig im heftigsten Feuer auf. Der Kommandant des 2. Corps, Feldmarschalleutnant D'Aspre, verfiel, als kein Zureden half, auf ein letztes Mittel, um den Erzherzog der Gefahr zu entziehen: er ersuchte ihn, mit einer Kavalleriedivision eine rückwärtige Stellung zu beziehen, um andern Truppen bei dem bevorstehenden Rückzuge Luft zu machen.

Nach dem Tage von Curtatone wurde Erzherzog Franz Joseph an das kaiserliche Hoflager in Innsbruck berufen.

Auch Erzherzog Wilhelm verliess bald die Armee, da er nach Wien zum Artilleriehauptzeugamte versetzt worden war. Die übrigen Erzherzoge blieben, erhielten Divisions- oder Brigadekommanden, und machten auch den Feldzug 1849 noch mit.

Bevor Erzherzog Franz Joseph die Armee verliess, zeichnete er mich das erste Mal durch eine spontane Ansprache aus, die mir unvergesslich geblieben ist. Es war auf dem Marsche von Verona nach Mantua, in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai, vor dem früher erwähnten Angriffe auf Curtatone. Vom langen Ritte etwas ermüdet, war ich vom Pferde gestiegen und ging, dieses am Zügel führend, in Gedanken versunken am Strassenrande dahin. Plötzlich erblickte ich eine hohe schlanke Gestalt neben mir, erkannte den Erzherzog und verkürzte den Schritt, um ihm Raum zum Vorbeikommen zu lassen.

« Nein, nein, bleiben Sie neben mir, » rief er mit seiner bekanntlich überaus wohlklingenden Stimme, und stellte zunächst eine Frage über mein Befinden, dann einige über die an die Truppen ausgegebenen Dispositionen. In genauer Kenntnis der letzteren, sowie des ihnen zugrunde liegenden Operationsplanes, vermochte ich die gewünschte Auskunft zu geben, und hatte im Laufe des Gesprächs Gelegenheit, mich am militärischen Verständnis, dem tiefen Ernste, der raschen Auffassung des jungen Prinzen herzlich zu erfreuen.

Ich hatte damals, als ich in der Nacht an seiner Seite dahinschritt, keine Ahnung davon, wie bald der leutselige junge Erzherzog mein Kaiser sein würde!

Dem Geiste, welchen Radetzky bei seinen Truppen grossgezogen, war es zu danken, dass Emissäre, die aus dem insurgierten Ungarn kamen, um Soldaten ungarischer Sprache durch nationale Aufhetzung zur Desertion zu verleiten, sehr geringe Erfolge hatten. Auch von den vielen Ungarn unter den Offizieren haben, trotz ihres ausgesprochenen Nationalgefühles, nur sehr wenige Radetzky's Heer verlassen, um in die neu errichtete ungarische Armee einzutreten.

Unter diesen Wenigen befand sich Lazar von Mészáros, Oberst und Kommandant des 5. Husaren-Regiments, den der König im Mai 1848 zum ungarischen Kriegsminister ernannte.

Als er sich beim Armeekommando in Verona zum Abgehen meldete, kam er auch in die Operationskanzlei, um Abschied zu nehmen. « Er verkenne nicht, so sagte er uns, den Ernst und die Schwierigkeit seiner zukünftigen Lage; er werde natürlich alles aufbieten, was er vermöge, um Ungarn der habsburgischen Krone zu erhalten; sollte aber Cisleithanien die alten Rechte und neuen gesetzlichen Einrichtungen Ungarns nicht annerkennen wollen, dann wäre er vor allem Magyare und als solcher verpflichtet, die Rechte und Interessen seines Vaterlandes mit allen Mitteln aufrecht zu halten. »

Ob diese Worte besonders mir galten, der unter den Anwesenden der einzige nach Ungarn Zuständige war, weiss ich nicht; jedenfalls erhielt ich einige Wochen darauf von ihm aus Ofen die offizielle Aufforderung, einen Entwurf zur Organisierung eines Generalstabs für die Honvedarmee auszuarbeiten und zu übersenden.

Ich legte das Schriftstück meinem Chef, FML. Hess, vor und bat um Rat, was ich zu tun hätte.

Dieser lautete: « Nach dem Wirkungskreise, den Seine Majestät dem ungarischen Kriegsminister eingeräumt hat, dürfen Sie das Schreiben nicht ignorieren, und müssen der Aufforderung entsprechen. »

Die Zuschrift Mészáros war im Grunde nichts als eine indirekte Aufforderung, zu den Honveds überzutreten. Derartiges lag mir jedoch, abgesehen von den Wahrnehmungen, die ich im April gemacht, auch deshalb ferne, weil meine Gefühle und Gesinnungen « kaiserlich-königliche » und nicht bloss « königliche » waren.

Mein Elaborat scheint kaum benützt worden zu sein, denn es lag unversehrt unter den Akten des ungarischen Kriegsministeriums, als letzteres im Herbste 1849 aufgehoben wurde. Ein Freund, der besorgte, dass es von Personen, welche die Umstände seiner Ent stehung nicht kannten, zur Verdächtigung meiner politischen Gesinnungen benützt werden könnte, stellte es mir zurück.[1])

Ein zweiter, der von der kaiserlichen Armee in Italien zu den Honveds übertrat und dort bald in höhere Stellungen gelangte, war Hauptmann Johann Damjanich vom 61. Infanterie-Regimente. Er bewährte sich als Truppenführer besser, denn Mészáros als Kriegsminister und endete bekanntlich mit noch 12 anderen Heerführern am 6. Oktober 1849 auf dem Richtplatze in Arad. Mészáros war es wie dem Diktator Kossuth gelungen, in die Türkei zu entkommen.

Die Nachricht von der Ankunft des Feldmarschalleutnants Hess in Verona wurde von der Armee mit grosser Freude aufgenommen, da sein Wirken als Generalstabschef in den Dreissigerjahren noch in bester Erinnerung stand.

Am Tage unseres Eintreffens (12. Mai) befanden sich in und um Verona das I. und II. Armeecorps, und im Anmarsche das I. Reservecorps. Dieses bei Görz neu gebildete Corps hatte Udine unterworfen, die römischen Truppen und Freischaren unter General Durando, welche ihm den Weg versperrten, nach Vicenza gedrängt, und rückte endlich, nach einem vergeblichen Versuche diese Stadt zu nehmen, am 25. Mai in Verona ein.[2])

---

[1]) Nach mehr als einem halben Jahrhundert, im Februar 1900, ging die Absicht des ungarischen Kriegsministers in Erfüllung und erhielt die seit dem Jahre 1867 bestehende ungarische Landwehr (Honved) einen eigenen Generalstab. Die Offiziere für denselben werden in der Kriegsschule in Wien und im gemeinsamen Heere herangebildet, bleiben auch in Verbindung mit dem k. und k. Generalstabscorps, müssen aber ungarische Staatsbürger sein.

[2]) Eine vom Generalstabe Radetzkys unter Hess' Leitung verfasste Geschichte: «Der Feldzug in Italien im Jahre 1848» wurde teilweise noch im selben Jahre in Mailand herausgegeben, erschien aber bald darauf vervollständigt in der Staatsdruckerei in Wien. Ein zweites, gleichfalls nach amtlichen Quellen zusammengestelltes, aber umfassenderes und mit eingehenden kritischen Bemerkungen versehenes Werk über diesen Krieg: «Der Feldzug in Oberitalien im Jahre 1848» vom Generalstabs-Hauptmann Hildeprandt veröffentlichte im Jahre 1865 die «Österr. Mititär. Zeitschrift».

Über die Streitkräfte Italiens, ihre Führer und Begebenheiten im Kriege 1848 findet sich viel Interessantes in den Werken: «Charles Albert» par Beauregard, Paris, Plon, 1890, und «Autobiografia del Generale Della Rocca», Bologna, Zanichelli, 1897.

Letztere Festung war mittlerweile durch am rechten Etschufer vorgeschobene Werke zu einem Manövrierplatz erweitert worden.

Von den Gegnern standen: die Piemontesen, Parmesanen und die lombardischen Freischaren, 56,000 Mann, in 10 Infanterie- und 3 Kavalleriebrigaden formiert, im Hügellande westlich von Verona; ein Teil davon belagerte die Festung Peschiera. Toskanische und modenesische Truppen, 7000 Mann stark, hatten westlich der Festung Mantua ein verschanztes Lager am Curtatone bezogen; endlich war Vicenza von 15,000 Mann der bereits erwähnten päpstlichen Truppen besetzt.

Auf dem Gardasee waren zwei Privatdampfer, die den Verkehr besorgten, dem Feinde in die Hände gefallen und dienten ihm, armiert mit ein paar kleinen Kanonen und von Marineinfanterie besetzt, zur Beherrschung des südlichen Teiles des Sees und zur Zernierung von Peschiera.

Unsere Armee im Festungsviereck war somit auf drei Seiten vom Feinde umschlossen, und bezüglich der Verbindung mit dem Innern der Monarchie auf eine einzige Route, die durch das Etschtal, beschränkt.

Zum Schutze der nördlichen Ufer des Gardasees wurde die Errichtung einer kleinen Flottille beschlossen. Ich erhielt den Auftrag, in Riva geeignete Segelboote aufzubringen, zu armieren und durch Schiffleute aus der Infanterietruppe zu bemannen.

Bei der geringen Beweglichkeit dieser plump gebauten, mit einfachen, bloss vor dem Winde brauchbaren Segeln versehenen und keine grössere Ruderzahl gestattenden Fahrzeuge, war an eine offensive Verwendung derselben gegen die Dampfer des Gegners nicht zu denken. Sie konnten bloss zur Verteidigung der Uferstrecke Riva-Torbole, deren Häfen durch Batterien geschützt wurden, dienen. Indessen imponierten sie dem Gegner doch durch ihre Armierung mit 6- und 12-pfündigen eisernen Kanonen, die aus der Franzenfeste bei Brixen herbeigeschafft worden waren, so sehr, dass er keine Unternehmung gegen die bezeichnete Uferstrecke wagte. Somit war unser Zweck, das Sarca-Tal, sowie den Übergang über den Ponale zu sichern, erreicht.

Nach dem Eintreffen des I. Reservecorps in Verona hielten Radetzky und Hess die Armee für stark genug, um im Vertrauen

auf die Güte der Truppen einen Offensivstoss gegen die, wenn auch an Zahl noch überlegene feindliche Hauptmacht zu unternehmen.

Der Stoss sollte über Mantua gegen die rechte Flanke und gegen die Hauptverbindungslinien der Piemontesen geführt werden.

Am 27. Mai, abends, wurden unsere drei Corps (46,000 Mann in 11 Infanterie- und 2 Kavalleriebrigaden, dann 150 Geschütze) in drei Kolonnen von Verona aus in Marsch gesetzt. Auf drei südöstlich ausbiegenden Strassen gelangten sie in ausgesprochenem Flankenmarsche die Front des Feindes entlang, unbemerkt und unbelästigt im Laufe des 28. nach Mantua. Am nächsten Tage erfolgte der Angriff auf die westlich der Festung gelegene, von Toskanern und Neapolitanern besetzte Stellung von Curtatone, und nach Erstürmung derselben, am 30. eine Rechtsschwenkung und Vorrückung am rechten Mincioufer gegen Goito. Letzteres Manöver misslang jedoch. Man hatte am Morgen viel Zeit mit Nebensächlichkeiten verloren, dann verzögerten die schmalen, teilweise auf Umwegen führenden Feldwege die Vorrückung; endlich fand diese letztere auch nicht unter dem nötigen Zusammenwirken der Corps vorderer Linie statt. Dadurch war es dem Gegner möglich geworden, 22,000 Mann bei Goito zu sammeln und die mit bedeutend geringeren Kräften ausgeführten Angriffe unseres rechten Flügels abzuweisen.

Anhaltender Regen verhinderte an den folgenden Tagen den beabsichtigten allgemeinen Angriff auf die Stellung des Gegners. Als dann am 2. Juni die Kapitulation der Festung Peschiera bekannt wurde, deren Entsatz mit ein Hauptzweck unserer Operation gewesen war, und überdies Nachrichten über die bedrohliche Situation im Innern der Monarchie eintrafen, die zur tunlichsten Schonung der Streitkräfte in Italien mahnten, entschloss sich der Feldmarschall (3. Juni), die Armee auf Mantua zurückzuziehen und von da aus eine andere Operation zu versuchen: über Legnago auf Vicenza zu marschieren und durch Unterwerfung dieser Stadt die nötige zweite Verbindung mit der Monarchie herzustellen.

Dieses Unternehmen gelang vollkommen. Nach blutigen Kämpfen am 10. Juni, die sich hauptsächlich um den Besitz des Monte Berico drehten, kapitulierte die Besatzung der Stadt und kehrte in den Kirchenstaat zurück.

Die Folge der Unterwerfung von Vicenza war, dass Padua und Treviso bei Annäherung unserer dahin detachierten Truppen von ihren Garnisonen geräumt wurden, die sich über den Po zurückzogen.

Nun war das venetianische Festland wieder unterworfen, die Verbindung in östlicher Richtung mit dem Innern des Reiches hergestellt, und konnte Venedig von der Landseite zerniert werden.

Mitte Juni war die ganze, am 27. Mai ausmarschierte Heeresmacht wieder in Verona vereinigt.

Der kühne Zug gegen die rechte Flanke und die Rückzugslinie der feindlichen Hauptmacht war, wie allgemein anerkannt wird, ein meisterhaft ausgedachtes, und in seinem ersten Teile gleich vorzüglich ausgeführtes Manöver.

Ebenso wird mit Recht auch der rasche Entschluss gerühmt, welcher nach Misslingen des zweiten Teiles sofort eine andere, wichtige Operation in entgegengesetzter Richtung ins Werk setzte und glänzend durchführte.

Die Idee dieser Operation gegen Vicenza war, wie alle anderen strategischen Ideen dieses und des folgenden Feldzuges, von Hess ausgegangen, sein ausschliessliches geistiges Eigentum.

Bei der Armee war allgemein erwartet worden, dass nach dem Eintreffen des Reserve-Armeecorps offensiv vorgegangen werden würde. Man wusste auch, dass der Feldmarschall dem Augenblick mit Ungeduld entgegensah; aber *was* geschehen würde, davon hatte niemand eine Ahnung.

Hess, obwohl immer bereit, den höheren Führern, die sich ihm vertrauensvoll näherten, über die Lösung der ihren Truppen gestellten Aufgaben in zuvorkommender Weise Auskünfte zu geben, war dagegen in Bezug auf seine eigenen Pläne als Operationsleiter gegen jedermann von schweigsamster Zurückhaltung; ja selbst der Armeekommandant erfuhr meist erst dann davon, wenn zur Ausführung geschritten werden sollte und seine Genehmigung nötig geworden war. Auch die ihm zunächst stehenden Offiziere der Operationskanzlei wurden erst ins Vertrauen gezogen, sobald er ihre Mitwirkung nicht länger entbehren konnte.

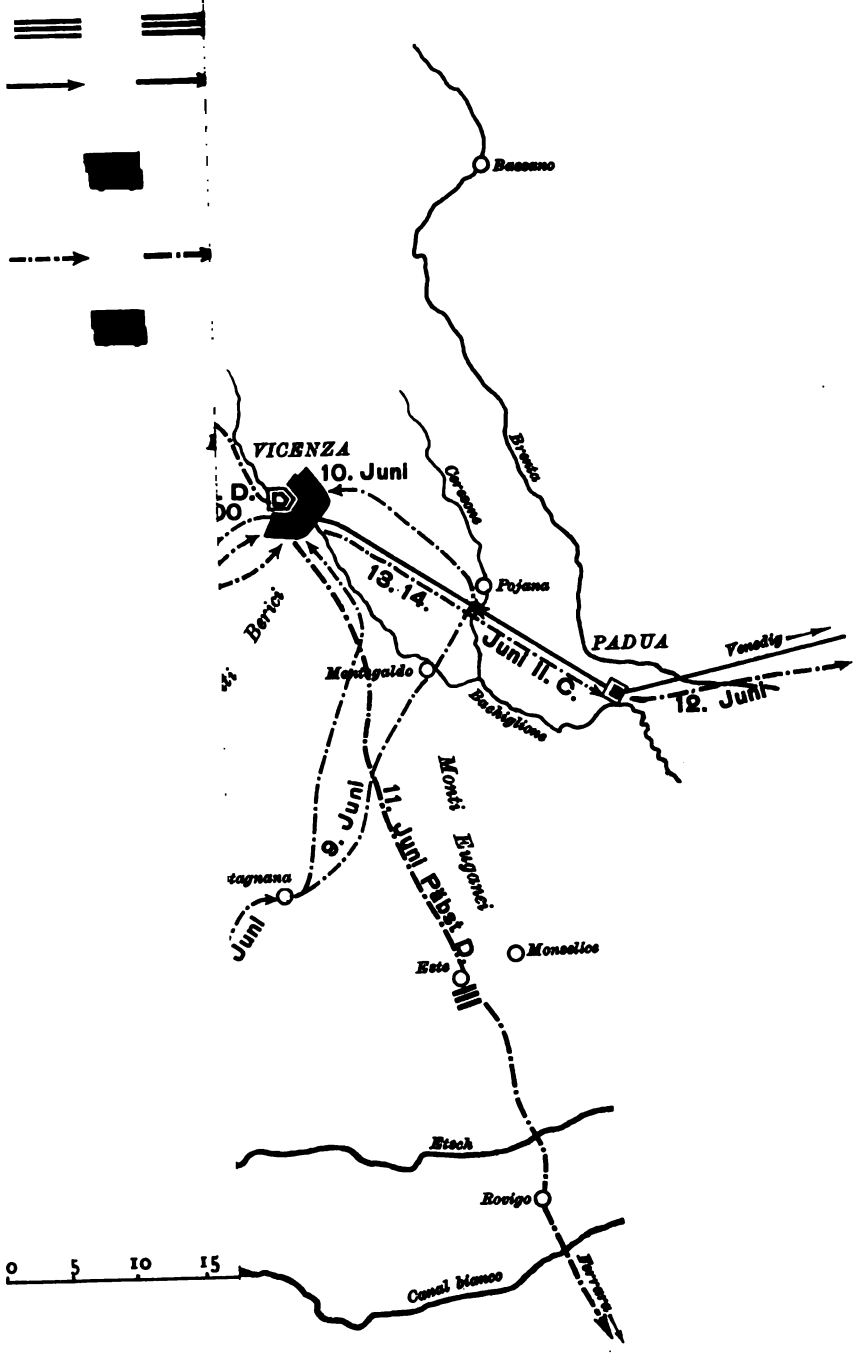
Bezeichnend für ihn war das Folgende, welches mich einen höchst interessanten Einblick in seinen Charakter tun liess.

Am 26. Mai, dem Tage nach dem Einlangen des Reservecorps in Verona, befahl mir Hess, nach Rivoli zu fahren und den Kommandanten der dort stehenden Brigade, Oberst Baron Zobel, aufzufordern, er solle am 28. und den nächstfolgenden Tagen gegen den linken Flügel der Piemontesen angriffsweise vorgehen und trachten, wenn

Karte No. 2.

Feldzug 1848 in

Österreicher, Italien



ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI - ZÜRICH.

möglich mit Peschiera in Verbindung zu treten und Lebensmittel in die Mangel leidende Festung zu schaffen, jedenfalls aber die Aufmerksamkeit des Gegners auf sich lenken und ihn beschäftigen, während unsere Armee die — (ihm des Näheren auseinanderzusetzende) — Flankenbewegung nach Mantua ausführe.

Das lautete klar und bestimmt. Ich hatte in grossen Zügen die bevorstehende Operation vorgezeichnet erhalten, konnte einen Zweifel bezüglich der Ausführung des Auftrages nicht haben, und war im Abgehen schon an der Türe, als Hess wie zufällig mir nachrief: «Ich werde dem Feldmarschall die Sache erst morgen (27.) früh in Antrag bringen.»

Auch das war klar und deutlich, und blieb mir unvergessen.

Als ich am 27. früh von Rivoli zurückkam und Hess den Vollzug des erhaltenen Befehls meldete, hiess er mich an seinem Schreibtisch Platz nehmen und nach seinem Diktate eine Disposition schreiben. Vorher jedoch sagte er wie zu meiner Instruierung: «Der Feldmarschall hat befohlen, dass die Armee heute Abend in grösster Stille aufbreche . . . .» und so weiter, alles, was er mir gestern mitgeteilt, wiederholend, aber in einer Weise, als ob er bloss einen Befehl des Armeekommandanten vollzöge!

Ein Vorgehen, das mir gegenüber wohl nur darauf berechnet war, dem jungen Generalstabsoffizier als Beispiel zu dienen, wie er sich in ähnlicher Lage zu benehmen hätte.

Vor Beginn des Feldzuges 1849 gab mir Hess eine ähnliche Lehre, die an entsprechender Stelle angeführt werden wird.

Militärisch nicht uninteressant dürfte es sein, eine der ersten Ursachen zu erfahren, die das Misslingen des kühnen Unternehmens gegen Flanke und Rückzugslinie der feindlichen Hauptmacht herbeiführten.

Bei der Disponierung unserer Truppen zum Angriffe auf die toskanischen und neapolitanischen Truppen (6000 Mann) in der verschanzten Stellung westlich Mantuas war ein Versehen unterlaufen. Zwei Brigaden waren gegen den linken Flügel, welcher auf den am See gelegenen Ort Curtatone sich stützte, zwei Brigaden gegen den rechten Flügel dirigiert worden, der bis zum Orte Montanara reichte, eine Brigade aber, zur Umgehung eben dieses rechten Flügels, gegen Flanke und Rücken des Gegners. Die beiden ersten Abteilungen hatten eine Strecke von 5 bis 6 Kilometern, die dritte, zur Umgehung bestimmte Abteilung, wegen der vielen Umwege, zu denen

Wassergräben und tief eingeschnittene Rinnsale (avalli di sopra) zwangen, bei 12 Kilometer zurückzulegen. Statt nun dieser Kolonne durch eine frühere Aufbruchsstunde einen entsprechenden Vorsprung vor den beiden andern zu verschaffen, wurde sie als letzte in Marsch gesetzt. Zur Zeit, wo sie ihre Bewegung begann, standen die gegen den linken Flügel des Gegners bestimmten zwei Brigaden bereits am Ziele und im Gefechte. Infolgedessen trat die Entscheidung viel später, erst nach fünfstündigem Kampfe, ein und forderte bedeutend grössere Opfer. Der dadurch entstandene Zeitverlust verschuldete auch, dass nach dem siegreichen Gefechte unser rechter Flügel nur bis Rivalta, 5 Kilometer vom Kampffelde, und nicht noch 8 Kilometer weiter bis zu dem wichtigen Punkte Goito gelangen und desselben sich bemächtigen konnte, wie es sonst leicht möglich gewesen wäre. Denn Goito war an jenem Tage nur schwach besetzt und ausser Lage, sich zu halten. Am nächsten Tage aber war es zu spät, die Gelegenheit versäumt. Der Feind hatte seinen Fehler gutgemacht und den wichtigen Schlüsselpunkt durch seine Bereitschaftstruppen ausgiebig verstärkt. So zog eines das andere nach sich, und jener Fehler in der Disposition hatte sich schwer gerächt.

Und was hatte ihn verschuldet? Es klingt lächerlich, aber ist darum nicht weniger wahr: einfach der Umstand, dass die Operationskanzlei die alte Regel unbeachtet gelassen, erst nach vollbrachter Tagesarbeit eine ausgiebige Mahlzeit einzunehmen. Der Stab Radetzkys, auch der 87jährige Feldmarschall selbst, hatten den Marsch von Verona nach Mantua mit der Truppe gemacht und waren bei 20 Stunden zu Pferde gewesen. Nach der Ankunft in Mantua wurde seitens der Ermüdeten und Ausgehungerten, statt dass sie gleich an die Dispositionen für den nächsten Tag gegangen wären, einer gastfreundlichen Einladung des Festungskommandanten, G. d. K. Gorzkowsky, entsprochen. Dadurch gingen nicht nur kostbare Stunden verloren, sondern es befanden sich nach dem Diner selbst die, welche den Tafelfreuden nicht übermässig zugesprochen hatten, in einer zu rascher und richtiger Geistestätigkeit wenig geeigneten Verfassung. Hess diktierte die Disposition dem Major Rossbacher und mir. Trotz grösster Anstrengung wollte es mir nicht gelingen, meiner grossen, durch die Verdauung geförderten Müdigkeit ganz Herr zu werden. So kam es, dass mir der verhängnisvolle Fehler nicht auffiel, wie es sonst gewiss der Fall ge-

wesen wäre. Als ich ihn am nächsten Morgen gewahr wurde, waren die Truppen bereits in Bewegung, und zu einem Widerruf war es zu spät.

Bei reiflicherer Überlegung würde die Disposition auch wohl so getroffen worden sein, dass der Feind in der Front nur beschäftigt und eine grössere Kraft auf den Weg dirigiert worden wäre, welcher der Umgehungsbrigade vorgeschrieben war. Es ist klar, dass dann der Erfolg, wie Willisen [1]) sagt, ein noch viel grösserer gewesen wäre.

Während die Armee sich auf dem Vormasch gegen Vicenza befand, wurde ein Streifkommando zur Unterbrechung der Eisenbahnlinie Venedig-Vicenza entsendet, auf welcher der Besatzung letzteren Platzes möglicherweise Verstärkungen hätten zukommen können.

Das Detachement bestand aus zwei Kompagnien Tiroler Jäger, zwei Escadronen des 7. Husarenregiments, zwei 6 pfündigen Feld- und zwei Raketengeschützen, dann einer halben Pionierkompagnie mit Brückenequipage und einem Wagen mit Sprengstoffen.

Die geeignetste Art der Unterbrechung der Bahn schien das Sprengen der Brücke, die zwischen Vicenza und Padua über den Ceresone-Bach führt.

Das Detachement schlug demnach von Montagnana aus den kürzesten Weg dahin ein. Kommandant war der Husarenoberstleutnant Friedrich Hennikstein, doch überliess er mir, dem die generalstäblerische Leitung des Unternehmens übertragen war, seine Rechte auch in bezug auf die Bewegung und Verpflegung der Truppe.

Der Marsch, am 7. nachmittags angetreten, ging, nur durch ein paar Halte unterbrochen, um im Requisitionswege Lebensmittel — Brod, Salami, Speck, Käse, Wein — und Fourrage aufzubringen, sowie Mann und Pferd die notwendigste Rast zu gönnen, bis Montegaldo, 35 Kilometer, wo wir am 8. um Mitternacht eintrafen. Die hier über den Bachiglione führende Brücke war in den letzten Tagen durch Hochwasser zerstört worden.

Die Pioniere machten sich alsogleich an das Schlagen einer Kriegsbrücke, weil nicht bloss unser Streifkommando, sondern auch

[1]) W. v. Willisen. Der Italienische Feldzug im Jahre 1848 als Erläuterung der Theorie des grossen Krieges. Berlin 1849. In diesem dem Feldmarschall Radetzky gemidmeten Werke hat sich Willisen als enthusiastischer Bewunderer desselben gezeigt und sich dadurch viele Sympathien in unserer Armee erworben.

in den nächsten Tagen jener Teil der Armee, der gegen die Ostseite von Vicenza vorgehen sollte, hier den Fluss überschreiten mussten. Noch bevor die Brücke fertig war, setzte ich mit 100 Jägern, zwei Raketengeschützen und einigen Pionieren auf einem Mühlenstege und auf Kähnen über das Gewässer, und eilte an die noch 8 Kilometer entfernte Bahn, während der Rest des Detachements zum Schutze des Überganges bei Montegaldo verblieb.

Ich gelangte ohne Schwierigkeit an die zu sprengende Brücke zunächst Pojana, fand sie unbewacht, gewann die Überzeugung, dass durch ihre Zerstörung die Unterbrechung der Bahn für die benötigte Zeitdauer gesichert sein würde, und ging, als dann der Wagen mit Sprengmaterial, von einer Escadron Husaren begleitet, eintraf, sofort ans Werk.

In welcher Weise und mit welchen Mitteln damals die Sprengung einer steinernen Bogenbrücke von 12 Metern Spannung bewirkt werden musste, dürfte jetzigen Pionieren, die solche Aufgaben mit Dynamit, Ekrasit, Pikrin, Elektrizität etc. in wenigen Minuten spielend lösen, ein mitleidiges Lächeln entlocken.

Der Sprengstoff, acht Zentner gröbstes Pulver, war in vier Säcke verteilt und diese in vier, je etwa 80 Liter haltenden Fässern verpackt. Oberhalb des Gewölbeschlusses wurde in dem Erdkörper bis zum Mauerwerk eine Grube ausgehoben, und die Fässer in diese versenkt. Als Zündmittel dienten Stoppinen (Zündschnüre), die durch die geöffneten oberen Fassdeckel und durch Einschnitte in die Säcke mit dem Pulver in Berührung gebracht, ausserhalb aber in eine Leitung vereinigt wurden. Letztere wurde lang genug gemacht, um eine Brenndauer zu erlangen, die es der Mannschaft ermöglichen würde, sich hinter einer Deckung in Sicherheit zu bringen. Die Ermittlung der Länge geschah nach dem damals in der Artillerie eingeführten Axiom, dass in einer Sekunde 10 Fuss abbrennen sollten.

Nachdem die Leitung angezündet war, erwarteten wir klopfenden Herzens hinter unserer Deckung das Auffliegen der Mine.

Es verstrich die ermittelte Brennzeit, dann noch eine gleiche und noch eine, und noch immer keine Explosion.

Die alten abgelegenen Zündschnüre waren auf halbem Wege ausgelöscht!

Ein zweiter, ein dritter Versuch, mit welch letzterem der Vorrat nahezu erschöpft wurde, missglückte gleichfalls. Die Sache wurde

bedenklich. Schon hatten sich, erst eine einzelne Lokomotive, dann ein Bahnzug von Padua her genähert; noch genügten freilich ein paar Raketenschüsse, um sie zur Rückkehr zu nötigen. Aber es konnte mit einem Zuge überlegene feindliche Infanterie herbeigeführt werden, zu deren Abweisung meine schwache Abteilung nicht ausgereicht haben würde.

Nun entschloss ich mich zu einem Wagestück. Es waren nur mehr so viel Zündschnüre vorhanden, um die Leitung bis auf einige Meter von den Pulverfässern zu führen. Um unter diesen Umständen Feuer zu legen, brauchte es eines mutvollen Freiwilligen. Als ich nach einem solchen Umfrage hielt, meldeten sich wie *ein* Mann sämtliche Raketeure! Ich wählte den aus, der die ruhigste Entschlossenheit zeigte, belehrte ihn, dass er das Feuer erst legen dürfe, wenn wir andern die Deckung erreicht haben würden, dann aber selbst nur einige Schritte weit wegspringen und sich flach auf den Boden werfen solle. Kaum aber hatten wir auf dem Rückzuge ein paar Schritte zurückgelegt, so höre ich ihn uns entsetzt nachschreien: «Herr Hauptmann, es brennt schon!»

«Alles nieder!» — rufe ich den Leuten zu. Noch liegen wir nicht ganz auf der Erde, so erfolgt ein donnerähnlicher Krach, der Boden erzittert, Schienen, Schwellen, Schotter und Erde fliegen senkrecht in die Höhe, breiten sich garbenartig aus und stürzen herab, glücklicherweise aber so, dass keiner von unserem Häuflein durch die herabfallenden Trümmer verletzt wird. Wir lagen eben noch im hohlen Raume des Streukegels.

Der tapfere Kanonier hatte doch im entscheidenden Momente mehr Eifer gezeigt, als Ruhe, und hätte bald ein Unglück herbeigeführt. Als wir uns aber nach der glücklich überstandenen Gefahr wieder erhoben, fühlten wir uns durch dieselbe nur angeregt und erheitert.

Die Entzündung der vier Ladungen war nahezu gleichzeitig erfolgt; der Druck nach unten aber kein gleichmässiger gewesen. Es waren vom Brückenbogen, nach der Bahnbreite gerechnet, nur Dreiviertel eingedrückt. Indessen genügte dies dem Zwecke vollkommen. Der Kommandant der päpstlichen Truppen in Vicenza, General Durando, hat, wie er später beim Abschluss der Kapitulation sich äusserte, erst aus der Zerstörung der Eisenbahn den vollen Ernst der Situation erkannt.

Bei uns im Hauptquartier sah man mit einiger Spannung dem Ausgange des Unternehmens entgegen und hegte bereits Zweifel über

das Gelingen, weil im Laufe des Vormittags des 9. Juni, also drei Tage seit meinem Abgehen mit dem Detachement, keine Meldung eingelangt war. Als nun um die Mittagsstunde, während des Marsches des Hauptquartiers in die Station Longara, ein starker Knall aus der Richtung der zu zerstörenden Brücke ertönte, sollen die jüngern Herrn des Stabes, besonders die Ordonnanzoffiziere, ein lebhaftes Hurrah ausgebracht haben.

Schon einige Tage früher hatte mir ein Sprung meines Pferdes die Sympathien dieser jungen Kavalleristen ein wenig zugewendet. Ich war auf einem Fusswege neben der Chaussee hinter einem General geritten. Das Terrain senkte sich, die Strasse aber zog auf einem allmählich sich erhebenden Damme weiter. Plötzlich unterbrach ein Wassergraben den Fussweg, und das junge Volk dort oben passte etwas schadenfroh auf, wie wir uns benehmen würden. Der alte Herr vor mir besann sich nicht lange und ritt einfach über die Grabenböschung schief hinab und wieder hinauf. Ein leises Kichern belehrte mich, dass es um mein Ansehen bei den übermütigen jungen Leuten geschehen wäre, wenn ich dem Beispiele des Generals folgte. Das Pferd, das ich ritt, hatte ich erst vor wenigen Tagen gekauft und im Springen noch nicht erprobt. Es war ein zwar kleiner, aber junger, kräftiger, folgsamer Siebenbürger. Ich meinte mit ihm den Sprung über den Graben schon wagen zu dürfen. Rasch gab ich die üblichen Hülfen, gelangte wohlbehalten hinüber und erntete den lebhaften Beifall des lustigen Reitervölkchens.

Bald nach dem Sprengen der Brücke traf bei Montegaldo die Vorhut jenes Corps ein, das von Osten her gegen Vicenza vorgehen sollte. Ich löste das Streifkommando auf, liess die einzelnen Abteilungen zu ihren Truppenkörpern einrücken und suchte selbst auf kürzestem Wege wieder ins Hauptquartier zu gelangen. Auf diesem Ritte zeigte sich mir wieder einmal die Gutmütigkeit und herzliche Anhänglichkeit unserer Soldaten.

Ich hatte mich an der grossen Strasse auf einen Schotterhaufen gesetzt und gedachte bis zur Ankunft des Hauptquartiers von den Anstrengungen der letzten Tage ein wenig auszuruhen. Ein Husar, der des Weges geritten kam, mich da einsam — ich war etwas unbedacht ohne Ordonnanz von Montegaldo weggeritten — rasten sah und meine offenbare Erschöpfung der naheliegendsten Ursache zuschreiben mochte, hielt sein Pferd an, salutierte und sagte

in seinem gemütlichen deutsch-ungarisch: «Herr Hauptmann hungrig; bitt' schön, nehmen S'!» Gleichzeitig zog er aus dem Ärmel seines umgehängten Dolman, wie aus einem Sacke ein Paket, in welchem sich ein gebratenes Huhn und Weissbrot befanden, ritt an mich heran und überreichte es mir. In dem seit vielen Stunden nüchternen Zustande, in welchem ich mich befand, war die Gabe sehr wertvoll und erwünscht. Ich nahm sie daher auch gerne an. Als ich dann meinen mündlichen Dank durch ein Geldgeschenk ergänzen wollte, lehnte dies der brave Kerl durch ein: «Nix, nix!» ab und ritt eilig davon.

Der Angriff auf Vicenza erfolgte von drei Seiten. Zu den in der Mitte von Süden her vorgehenden Truppen sollte eine 12 Pfünder-Batterie stossen, die sich noch am Fusse der Höhen befand, auf welchen jene die feindliche Stellung anzugreifen hatten. Da aber nach unseren Karten bloss Feldwege hinaufführten, war anzunehmen, dass auf diesen die schweren Geschütze grossen Schwierigkeiten begegnen würden, weshalb ich beauftragt wurde, die Führung zu übernehmen. Die Sorge erwies sich als überflüssig, denn unterwegs stiessen wir auf eine kürzlich erbaute Kunststrasse, auf der die Batterie leicht und rechtzeitig in die ihr zugewiesene Position gelangte; und ich war meines Auftrages ledig.

Nun war hier auf dem Monte Berico ein entscheidender Kampf zu erwarten, und ich, der bisher noch in keinem stärkeren Feuer gestanden, hegte den heissen Wunsch, meine Nerven in einem solchen zu erproben. Statt also gleich nach vollzogenem Auftrage ins Hauptquartier zurückzukehren, verweilte ich noch auf dem Platze, eine Eigenmächtigkeit, die wegen der ausführlichen Meldungen, die ich nach Beendigung des Kampfes zu erstatten in der Lage war, die nachträgliche Billigung meines Chefs erhielt.

Es waren sämtliche Schweizerregimenter, die uns da gegenüberstanden. Dieselben hielten sich sehr tapfer; aber ein Ausfall, den sie aus ihren passageren Befestigungen unternahmen, wurde durch unsere 10er Jäger abgewiesen, die dann selbst zur Offensive übergingen und mit dem retirierenden Gegner zugleich in die Schanzen gelangten.

Auch die 12 Pfünder-Batterie bewährte den alten guten Ruf unserer Artillerie. Ich hielt mich anfangs bei zwei rechts seitwärts placierten Geschützen auf, stand, wenn auch nicht ununterbrochen,

in heftigem feindlichen Feuer und gewöhnte mich bald an das Sausen der Kugeln, das Krachen beim Einschlagen, das ganze charakteristische Getöse des Feuerkampfes.

Gegen Abend waren unsere Truppen von allen Seiten bis zu den Stadtmauern vorgedrungen, und der eingeschlossene Gegner entschloss sich zur Kapitulation, die im Laufe der Nacht erfolgte. Die im ganzen noch sehr ungünstige Lage unserer Armee rechtfertigt die milden Bedingungen der Konvention: Abziehen der Besatzung mit militärischen Ehren und der Verpflichtung, auf dem kürzesten Wege über den Po ins päpstliche Gebiet zurückzukehren, sowie in den nächsten drei Monaten nicht gegen Österreich zu kämpfen.

Fast gleichzeitig war es dem 2. Reservecorps gelungen, die östlichen Teile des Venetianischen zu unterwerfen und Venedig selbst zu zernieren.

An der Westgrenze von Tirol kam es in dieser Zeit nur zu kleinen Gefechten, am Stilfserjoch, am Tonale und in den Giudicarien.

Die Piemontesen hatten nicht versucht, unsere Operation von Mantua auf Vicenza zu stören, ja liessen selbst den Marsch des Reservecorps unbehelligt, welches sie auf seinem direkten Rückzuge von Mantua nach Vicenza leicht in die Flanke hätte fassen können. Dagegen griffen sie unsere bei Rivoli stehenden Truppen am 10. Juni an, bemächtigten sich des Plateaus von Rivoli und sperrten uns die Strasse durch die Etschtalklause nach Tirol. Am 12. Juni dann konzentrierten sie 45,000 Mann zwischen Sommacampagna und Villafranca, und begannen am 13. Juni eine Bewegung gegen die südwestlichen Vorwerke von Verona. Die Absicht war, die Abwesenheit unserer Hauptmacht zu benützen, um sich mit Hülfe eines Aufstandes der Bevölkerung der Festung zu bemächtigen. In Verona befanden sich aber bereits so viele Truppen, dass durch ihr Vorbrechen die Absicht des Gegners vereitelt wurde, und dieser noch am 14. Juni wieder in die Stellung auf dem Hügellande am rechten Mincioufer zurückgehen musste.

Die vielen Besatzungen, die zur Beherrschung des Landes und zur Sicherung der Verbindungen mit der Monarchie nötig waren, dann auch die in den Gefechten erlittenen, wenn auch verhältnismässig nicht grossen Verluste am Curtatone, bei Goito und vor

Vicenza (zusammen: 304 Tote, 1388 Verwundete und 540 Vermisste; Summa: 2232 Mann) hatten den für Operationen verfügbaren Teil der Armee so reduziert, dass bei der bedeutenden numerischen Überlegenheit des Gegners erst nach dem Eintreffen neuer Verstärkungen, die aber vor Mitte Juli nicht in Aussicht standen, an ein Wiederergreifen der Offensive gedacht werden konnte.

Einstweilen wurde an der Vervollständigung des verschanzten Lagers bei Verona gearbeitet, während die Piemontesen Versuche machten, im Etschtale weiter aufwärts zu dringen. Es war ihnen gelungen, auf dem rechten Ufer Abteilungen bis Ferrara, einem 12 *km* nördlich von Rivoli an der Lehne des Monte Baldo gelegenen Orte, vorzuschieben, dann auf dem linken Ufer den Rivoli gegenüberliegenden kleinen Ort Ceraino zu besetzen und uns dadurch den Weg durch die Etschklause vollkommen zu sperren.

Da die Verdrängung des Gegners aus diesen Positionen für uns von grosser Wichtigkeit war, unternahm Hess persönlich eine Rekognoszierung der Gegend. Hierbei wurde ermittelt, dass es äusserst zweckmässig wäre, oberhalb der steilen Felsenwand von Ceraino, an der Lehne des Monte Pastello, eine schwere Batterie zu errichten, weil von da aus nicht nur der Ort Ceraino, sondern auch die Zugänge von der Etsch auf das Plateau von Rivoli und selbst ein Teil dieses Plateaus beschossen werden konnten.

Der Feldmarschall genehmigte den Vorschlag, und ich wurde mit der Leitung der Ausführung betraut. Die schwierige Arbeit wurde von einem Bataillon des 18. Infanterie-Regimentes unter Kommando des Hauptmanns Alexander v. Nagy (eines sehr intelligenten und unterrichteten Offiziers, der in Tuln mein gütiger Professor der Feldbefestigung gewesen) und einer Artillerie-Abteilung unter Leutnant Skerl mit grosser Mühe, aber glücklichem Erfolge gelöst. Zur Einführung der Geschütze — eine 18-pfündige Kanone und zwei 7-pfündige Haubitzen — musste streckenweise der Felsen gesprengt werden. Die neue Batterie hatte sich vorläufig darauf zu beschränken, den Gegner an der Besetzung des linken Etschufers mit grösseren Abteilungen zu hindern, was auch leicht gelang.

Um den 20. Juli war die Hauptmacht des Gegners, fünf sardinische und zwei neu errichtete lombardische Divisionen, vom Po nächst der Minciomündung bis zur Etsch oberhalb Verona, und weiter nördlich am rechten Etschufer bis zur Grenze von Tirol

verteilt. Zwei Divisionen standen als linker Flügel auf dem Hügellande bei Sommacampagna, Sona, Rivoli, dann auf der Lehne des Monte Baldo bis zum Örtchen Ferrara, sowie in der Festung Peschiera; zwei Divisionen, als rechter Flügel, in der Niederung bei Villafranca, Castelbelforte und Castellara. Drei Divisionen umschlossen Mantua. Das Hauptquartier des Königs war in Marmirolo, zwischen Goito und Mantua.

Unsere mobile Armee war nach dem Eintreffen von Verstärkungen in fünf Corps geteilt. Davon befanden sich, eines in Südtirol, drei in und bei Verona und eines mit drei Brigaden in Mantua, während die vierte Brigade ausserhalb, in Sanguinetto in der Nähe der Festung Legnago, disloziert war.[1])

Die Stärke der nunmehr auf 55,000 Mann gebrachten operationsfähigen Armee gestattete dem Feldmarschall Radetzky, die Offensive wieder zu ergreifen. Bei der ausgedehnten Stellung des, wenn auch stärkeren, 75,000 Mann zählenden Gegners wäre eine bessere Disposition für den Wiederbeginn der Operationen wohl nicht denkbar, als die am 22. und 23. zur Ausführung gelangte. Zuerst den äussersten linken Flügel des Gegners von Tirol aus angreifen, um ihn über die eigentlichen Absichten zu täuschen und vielleicht zur Entsendung von Truppen aus der Mitte und dadurch zur Schwächung dieser zu verleiten. Hierauf aber mit der Hauptmacht, den drei Corps aus Verona, einen geraden Stoss gegen den nächsten Teil der feindlichen Front, bei Sona und Sommacampagna, kaum 9 Kilometer von den Vorwerken von Verona, ausführen und dann mit Übermacht auf einen der nächsten, nun getrennten Teile des Gegners sich werfen.

Das Corps aus Tirol drang am 22. bis in die Nähe von Rivoli vor. Hier leistete der Gegner erfolgreichen Widerstand, aber nur so lange, bis am frühen Morgen des 23. das Vorgehen unserer Hauptmacht auf Sona und Sommacampagna sich fühlbar machte.

Unser Angriff auf letztere Orte war glänzend gelungen. Nach tapferem Kampfe zogen sich die Italiener über den Mincio zurück, und ihr linker Flügel räumte bis zum Abend dieses Tages das ganze Hügelland westlich des Gardasees bis zur Etsch und auf dem linken Mincioufer.

[1]) Diese Brigade war am 13. Juli nach Ferrara im Kirchenstaate zur Verproviantierung der dortigen, von uns vertragsmässig besetzten päpstlichen Zitadelle entsendet worden und sollte dann in Mantua bei ihrem Corps einrücken, konnte jedoch nicht mehr in die Festung gelangen, weil diese bereits auf allen Seiten vom Gegner eingeschlossen war, und blieb einstweilen unweit der Festung Legnago.

Jetzt konnten unsere aus Verona vorgebrochenen drei Corps, entweder in südlicher Richtung gegen den in der Niederung zwischen Villafranca, Goito und Mantua stehenden rechten Flügel des Gegners vorgehen, oder, wenn dieser eine Offensive gegen das Hügelland versuchen sollte, letzterer unter günstigen taktischen und strategischen Verhältnissen entgegentreten; oder aber schliesslich, wenn auch der rechte feindliche Flügel über den Mincio zurückgehen sollte, demselben dorthin folgen und sich auf seine Hauptrückzugslinie über Brescia werfen.

Willisen hat in seinem oben zitierten Werke das erstere Manöver, wohl mit Recht, als dasjenige bezeichnet, das ohne Verzug gleich am folgenden Tage, dem 24., auszuführen gewesen wäre, und meint, in den Anordnungen der österreichischen Bewegungen für den 24., die auf ein Vordringen auf dem rechten Mincioufer zielten, dieselbe Vorliebe für strategische Entscheidungen auf Kosten der taktischen, wie am 30. Mai nach Curtatone durch den Marsch des 2. Corps gegen Ceresara, entdecken zu können.

Allein der Leiter der österreichischen Operationen hatte seine guten Gründe. Er hielt es für wahrscheinlich, dass der Gegner, gleich nach den Kämpfen bei Sona und Sommacampagna, alle noch am linken Mincioufer befindlichen Truppen auf das rechte schieben und seine Armee dort vereinigen würde; daher seine Disposition, dass am 24. unsere Truppen an den Mincio rücken und sich aller von Valleggio aufwärts bis in die Nähe von Peschiera gelegenen Übergänge bemächtigen sollten, um, sobald seine Voraussetzung sich bestätigte, auf dem rechten Ufer vordringen zu können.

Die Piemontesen entschlossen sich jedoch zum Angriffe aus der Niederung auf das Hügelland gegen unsere linke Flanke zur Bedrohung der Rückzugslinie auf Verona. Sie zogen noch am 23. zwei Divisionen ihres rechten Flügels bei Villafranca zusammen und gingen von da, aber erst am folgenden Tage, den 24. nachmittags, gegen Sommacampagna und Custoza vor.

Beim ersteren Orte stiessen sie auf jene Brigade unseres vierten Corps, welche, wie oben erwähnt, in der Nähe von Legnago stand. Dieselbe war angewiesen worden, zur Hauptarmee einzurücken und eben, nach einem beschwerlichen Marsche, im Begriffe, eine Stellung bei Custoza zu beziehen, als der Feind sie mit Übermacht angriff und zersprengte; worauf er sich selbst am Hügelrande festsetzte.

Auf die am 24. abends dem Armeekommando zugekommene

Meldung vom Vorrücken des feindlichen rechten Flügels und der Katastrophe unserer Brigade, wurde die beabsichtigte Operation in westlicher Richtung über den Mincio sofort aufgegeben, und die dazu bestimmten drei Corps zur Frontveränderung gegen Süden beordert. Das 1. Corps, welches in und bei Valleggio stand, hatte sich dortselbst als rechter Flügel zu formieren. Das 2. Corps, zwischen Castelnuovo und Peschiera befindlich, hatte als linker Flügel gegen Sommacampagna und Custoza vorzugehen und das Reservecorps, das um Salionze stand, sich in zweite Linie hinter den rechten Flügel des 2. Corps zu begeben.

Das aus Tirol bis in die Nähe von Castelnuovo vorgelangte 3. Corps wurde angewiesen, vor Peschiera zu rücken.

Zur Sicherung der Verbindung im Rücken der neuen Front wurde über die Etsch bei Pontone, 15 Kilometer oberhalb Verona, eine Kriegsbrücke geschlagen.

Die Bewegungen unserer Armee begannen am 25. in aller Frühe. Das 2. Corps unter d'Aspre stiess gegen Mittag bei Sommacampagna auf den Gegner, ging gleich zum Angriff über und führte mit seinen vier Brigaden, denen sich eine fünfte aus Verona vorgeschobene angeschlossen hatte, bis zum Abend jenen heissen, erbitterten, mit einem glänzenden Siege endenden Kampf, welcher als «Schlacht von Custoza» berühmt und für den Ausgang des Feldzuges entscheidend geworden ist.

An diesem Kampfe hatte sich weiter rechts eine anstossende Brigade des 1. Corps beteiligt; auch hatte eine andere, bei Valleggio gestandene Brigade einen ziemlich energischen Angriff zweier aus Villafranca vorgeschobener Brigaden abzuweisen gehabt. Ernste Angriffe gegen Valleggio auf dem rechten Mincioufer, welche der dorthin zurückgegangene rechte Flügel der Piemontesen ausführen sollte, kamen nicht zustande.

Im ganzen haben an den Kämpfen um Custoza auf österreichischer Seite 33,000, auf piemontesischer Seite 22,000 Mann teilgenommen.

In der Annahme, dass die vom Höhenrande Sommacampagna-Custoza zurückgedrängten Piemontesen von Goito in nordwestlicher Richtung auf Brescia zurückgehen würden, marschierten unsere drei Corps am 26. früh rechts ab und gingen über den Mincio; das 1. und das Reservecorps bis Pozzolengo, das 2. bis Valleggio

und mit der Spitze bis Volta, um von da weiter gegen die rechte Flanke und den Rücken des Gegners zu operieren.

Dieser hatte wohl anfänglich die Absicht, über Brescia zurückzugehen, entschloss sich aber später, von Goito die Richtung auf Cremona einzuschlagen, nachdem am 26. nachmittags ein erster Angriff von Goito auf Volta, und in der folgenden Nacht ein zweiter, der nicht über den Versuch hinauskam, erfolglos geblieben und sonach die Benützung der Strasse nach Brescia nicht mehr möglich war.

Um Zeit zu gewinnen, suchte König Karl Albert am 27. vormittags um einen Waffenstillstand an. Es gelang ihm auch, uns zu verleiten, dass wir während der bis zum Morgen des 28. dauernden Verhandlungen die Vorrückung über Volta hinaus einstellten und ihm somit einen Vorsprung für den Rückzug gewährten.

Nach Wiederbeginn der Feindseligkeiten am 28. nahmen unsere drei bei Volta vereinigten Korps, sowie das aus Mantua vorgebrochene 4. die Verfolgung des Feindes neuerdings auf, der mit dem noch beisammen und in Ordnung gebliebenen Teile seiner Armee die Richtung auf Cremona eingeschlagen hatte.

Unser aus Tirol debouchiertes 3. Corps aber hatte am 26. Peschiera eingeschlossen und verblieb dort.

Hätten wir gleich nach den Kämpfen bei Custoza noch in der Nacht eine Verfolgung des Gegners in südwestlicher Richtung unternommen, was leicht möglich gewesen wäre, weil an den Kämpfen des 25. Juli das 1. Corps nur mit einer Brigade, das Reservecorps aber fast gar nicht beteiligt gewesen war, so hätte der Gegner, der erst nach Mitternacht den Rückzug von Villafranca nach Goito begann, in die Reisfelder vor Mantua geworfen und ihm eine vollkommene Niederlage bereitet werden können. Es hätten dazu bloss unser 1. und das Reservecorps am 25. nach Mitternacht aus ihren Stellungen vorzurücken brauchen, um in die rechte Flanke des im eiligen Rückzuge begriffenen Gegners zu gelangen.

Ein solches Manöver wäre ebenso einfach, als im Erfolg sicher gewesen, wie dies auch Willisen ausführlich und klar darlegt.

Die beiden Gefechte bei Volta waren die letzten bedeutenderen des Feldzugs von 1848, der eigentlich nicht beendet, sondern durch den in Mailand am 9. August abgeschlossenen Waffenstillstand nur unterbrochen wurde.

Dies in kurzen Zügen die Darlegung der genügend bekannten historischen Tatsachen; ich komme jetzt zu dem, was mich persönlich betrifft.

Die Kämpfe auf dem linken Flügel der Armee bei Custoza, hauptsächlich vom 2. Corps geführt, dauerten durch mehrere Stunden unentschieden. In wiederholten Meldungen hatte Feldmarschallleutnant d'Aspre, der Kommandant dieses Corps, seine schwierige Lage geschildert und um Verstärkungen gebeten. Nachdem diesem intelligenten und geschickten Führer vom Feldmarschall jedesmal gleich bekannt gegeben worden war, dass, und welche Verfügungen zu seinen Gunsten bereits getroffen worden, und er doch immer wieder mit dem gleichen Ansinnen kam, stand zu besorgen, dass ihm die Verständigungen nicht richtig zugekommen seien. Ich, dem die erlassenen Dispositionen und die allgemeine Gefechtslage der übrigen Corps bekannt waren, erhielt also den Befehl, zu d'Aspre zu reiten und ihm alle gewünschten Aufklärungen zu geben.

Ich fand ihn in ganz anderer Stimmung, als ich erwartet. Nicht, wie seine Meldungen es annehmen liessen, in schweren Sorgen, sondern in heiterster Laune traf ich ihn an, die der augenblickliche Gang des Gefechtes übrigens rechtfertigte. Er gefiel sich überhaupt manchmal darin, schwierige Situationen greller zu schildern, als sie es waren und dann über die erzielte Wirkung zu lächeln. Meine Aufgabe war sonach bald erfüllt, und ich hätte gleich wieder zum Hauptquartiere zurückkehren können; aber die Stelle, wo der Stab des 2. Corps sich aufhielt, gewährte eine vorzügliche Übersicht über die Bewegungen unserer Truppen auf der nördlichen Lehne der Höhe von Custoza, und so gestattete ich mir selbst ein kurzes Verweilen. Noch hatten unsere vorstürmenden Truppen eine ziemliche Strecke zu durchschreiten, um an die Stellung des Gegners bei den berühmten zwei Pinien zu gelangen, als dort plötzlich eine auffallende Bewegung entstand. Wir sahen deutlich die Piemontesen ihre Aufmerksamkeit nach rückwärts wenden, als ginge dort Aussergewöhnliches vor; gleich darauf sahen wir sie umkehren und ihre starke Stellung verlassen, bevor noch unsere Truppen zum eigentlichen Angriff hatten schreiten können. Später erst erfuhr ich, was diesen anfangs unerklärlichen Rückzug des Gegners aus der denkbar vorteilhaftesten Position verursacht. Ein aus Valleggio ausgesandtes Streifkommando hatte mehr als eine Brigade feindlicher Truppen, die ohne gehörige Deckung auf dem Rückzuge von den Höhen in

die Ebene von Villafranca, ungefähr einen Kilometer von Custoza stehen geblieben waren, um sich zu sammeln und zu ordnen, überrumpelt. Der Führer dieses Streifkommandos war Generalstabs-Hauptmann Kuhn, der spätere Kriegsminister in den Jahren 1868 bis 1875. Als er an den Rand der tief gelegenen Haide von Prabiano gelangte und daselbst die erwähnte feindliche Truppe sorglos dastehen sah, liess er schnell seine beiden Geschütze vorfahren und eröffnete ein Feuer auf die nichts Ahnenden, welche ohne auch nur einen Versuch des Widerstandes in der Richtung auf Villafranca flohen.

Dieser gelungene Überfall auf eine unmittelbar hinter der Hauptposition des Gegners stehende Abteilung trug zur Entscheidung des Tages wesentlich bei, doch ist ihm im offiziellen Geschichtswerke die verdiente Würdigung nicht geworden.

Ich greife einige Tage zurück.

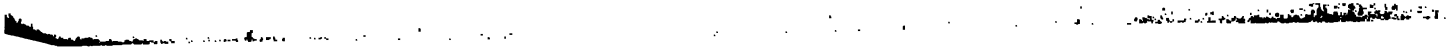
Beim Wiederaufnehmen der Offensive am 22. Juli war mir die interessante Aufgabe geworden, den Angriff unseres dritten Corps von Tirol aus auf den äussersten linken Flügel des Gegners durch die auf der Felsenlehne gegenüber Rivoli errichtete Batterie zu unterstützen.

Die Wirkung des 18-Pfünders und der zwei Haubitzen, dann sechser, unterhalb am Rande des steil abfallenden Abhanges aufgestellter Raketengeschütze übertraf jede Erwartung. Durch dieses Feuer aus dominierender Stellung wurde der Gegner zuerst aus einer Schanze vertrieben, die den Zugang von der Etsch nach dem Plateau von Rivoli sperrte, und weiterhin auch gezwungen, den östlichen Teil dieses letzteren zu räumen. In einer mehr westlich, ausserhalb des Bereiches unserer Batterien gelegenen Stellung gelang es dem Feinde, die Angriffe unserer auf der Lehne des Monte Baldo vorgerückten Hauptkolonne, sowie der aus dem Tale gekommenen Seitenkolonne abzuweisen. Die Truppen der ersteren, seit 2 Uhr morgens in Bewegung und zeitweise auch im Gefechte, waren sehr müde, fast erschöpft, als sie gegen Abend zum Angriffe der Stellung bei Rivoli schritten, während die andere Kolonne die Verbindung mit der Haupttruppe nicht herstellen konnte, wie es nötig gewesen wäre, um im Einklange mit ihr vorzugehen. Beide Kolonnen mussten sich zurückziehen. Dabei ging die Fühlung mit dem Gegner verloren, und es wurde nicht wahrgenommen, dass er

gegen Mitternacht, wie schon oben erwähnt, alle seine um Rivoli gestandenen Truppen auf Peschiera zurückzog.

Vom Monte Pastello aus war das Gelingen des Angriffes unserer Hauptarmee am frühen Morgen des 23. auf die Stellung bei Sona und, so lange das Geschützfeuer währte, auch die Verfolgung des Gegners in der Richtung auf Peschiera wahrzunehmen. Wie weit jedoch unsere Truppen vordrangen, konnte man nicht sehen. Dagegen zeigte am folgenden Morgen das Erscheinen von Landleuten auf den Feldern von Rivoli, wo am Abend vorher gekämpft worden, dass der Gegner von dort abgezogen war. Das baldige Vorrücken der beiden Kolonnen des 3. Corps stand somit zu erwarten. Aber es wurde Mittag, ohne dass sich auch nur Patrouillen gezeigt hätten. Nachdem ich gleich am Morgen, und auch später wiederholt, an den im Tale befehligenden Divisionsgeneral die Meldung von der Räumung Rivolis abgesandt, begab ich mich jetzt in Person zu ihm. Im Tale auf dem linken Etschufer, vor dem Orte Dolce, 5 Kilometer von der Etschfähre Incanale, traf ich die Spitze der Truppe, zum Vorrücken bereit. Der Befehl zu letzterem stand aber noch aus, weil man erst noch vom Corpskommando bezügliche Weisungen erwartete; Weisungen, die sobald nicht einlangen konnten, weil der Corpsstab sich auf dem andern Ufer, hoch oben auf der Lehne des Berges, befand und die Verbindung dahin eine schwierige war. Über meine Vorstellung entschloss sich nunmehr der Kommandant im Tale doch, den Marsch nach Rivoli ohne weitern Verzug anzutreten. Daselbst trafen seine Truppen gleichzeitig mit der Hauptkolonne, aber erst am Abend, als es dunkel geworden war, ein. Das späte Ankommen der letztern war teils durch die grosse Ermüdung der Truppe am vorhergehenden Tage, teils durch Zeitverluste beim Herbeischaffen von Lebensmitteln verursacht.

Hätte sich wenigstens die Kolonne aus dem Tale früh am Morgen in Bewegung gesetzt, wie es ihr möglich gewesen wäre, so hätte sie noch vormittags Rivoli erreichen und am Nachmittag die Verbindung mit der Hauptarmee herstellen können. Dadurch würde das Armeekommando 24 Stunden früher, als es geschehen, von den Vorgängen bei und nördlich von Rivoli in Kenntnis gelangt und der Notwendigkeit enthoben worden sein, von den bei Castelnuovo lagernden Armeeteilen zwei Brigaden, eine über Pastrengo und eine gegen Cola, zur Aufsuchung und allfälligen Degagierung des 3. Corps zu entsenden.



Der die Talkolonne befehligende Feldmarschalleutnant Graf Lichnowksy war einer unserer ritterlichsten Generale, von hervorragender Tapferkeit, aber ungenügender militärischer Bildung.

Hess pflegte in seiner höflichen, rücksichtsvollen Weise zu sagen: «Im Kriege spielen Konfusionen eine grosse Rolle; man muss deshalb stets bestrebt sein, ihnen tunlichst vorzubeugen.» In klaren einfachen Worten hätte es wohl anders gelautet: «dass leider bei den Führern häufig Mangel an Verständnis herrsche, daher man stets bestrebt sein müsse, den daraus resultierenden bösen Folgen tunlichst vorzubeugen». Wenn dies auch nur immer möglich wäre!

Bei der in Rede stehenden Kolonne befand sich zwar ein sehr intelligenter Generalstabsoffizier, Oberleutnant Litzelhofen (Ende der Siebzigerjahre Feldzeugmeister und kommandierender General), der alle Eigenschaften besass, um die Lücken im Wissen des Chefs unschädlich zu machen; aber er wurde nicht zu Rate gezogen, und hatte es auch, wie er mir bitter klagte, trotz wiederholter und begründeter Vorstellungen nicht erreichen können, dass die dringend notwendige Vorrückung auf Rivoli rechtzeitig stattfinde.

Ich hatte mehr Erfolg. Als ich um Mittag in Dolce ankam, und den Kommandanten mit seinem Stabe gemächlich im Wirtshause am Speisetische versammelt traf, rief ich erregt:

«Wie! Excellenz stehen noch hier, und die Piemontesen haben seit heute Nacht Rivoli geräumt!»

«Ich habe noch keinen Befehl zum Vorrücken erhalten,» sagte er ruhig und mit grosser Bestimmtheit.

«Ist denn jener nicht mehr wirksam, der den gestern von Ihnen ausgeführten Angriff veranlasste?»

Kleine Pause . . . und, nach kurzem Nachdenken:

«Nun gut, ich werde marschieren. Aber Sie, Herr Hauptmann, gehen mit.»

«Mache mir eine grosse Ehre daraus; und wenn Euer Excellenz erlauben, werde ich gleich mit Ihrer Avantgarde vorausgehen.»

Ruhiger geworden, bedauerte ich mein etwas respektwidriges Benehmen um so mehr, da ich, als dem Stabe Radetzkys angehörend, wahrscheinlich auch bei weniger heftigem, wenn nur entschiedenem Auftreten dasselbe erreicht haben würde. Lichnowsky aber scheint meine Erregung mit den Umständen erklärt und entschuldigt zu haben, denn er behandelte mich auch in der Folge, wie er es bis dahin getan, in gütigster Weise.

Nach dem Einrücken in Rivoli am 24. abends hielt der Kommandant des 3. Corps, Feldmarschalleutnant Graf Thurn, mit seinen Unterkommandanten über die Frage, was am nächsten Tage zu geschehen hätte, eine Beratung ab, zu der auch ich zugezogen wurde. Dass in südlicher Richtung, in der unsere Hauptarmee vermutet wurde, und gleichzeitig längs des Seeufers gegen Peschiera zur Beobachtung dieser vom Feinde besetzten Festung vorzurücken wäre, darüber waren alle einig. Gegen ein frühes Aufbrechen, wie es geboten gewesen wäre, wurden Verpflegungsschwierigkeiten vorgebracht. Ich erlaubte mir nun, zu beantragen, es möge wenigstens Kavallerie vorgesendet werden, um die Verbindung mit der Armee sobald als möglich herzustellen und dem Armeekommando über die Ereignisse am 22., 23. und 24. Meldung zu erstatten. Es waren drei Escadronen Chevaulegers vorhanden, von denen die Hälfte an diesem Tage nur einen kurzen Marsch auf gebahnter Strasse gemacht hatte. Da ich ohnedies ins grosse Hauptquartier einrücken musste und beim 3. Corps nur wenig Generalstabsoffiziere sich befanden, bot ich mich als Führer des auszusendenden Streifkommandos an. Mein Antrag wurde gerne angenommen; aber anstatt ein paar Escadronen, wies man mir nur eine Patrouille von einem Offizier und sechs Reitern zu! Vergeblich machte ich aufmerksam, dass der uns von der Hauptarmee trennende Raum mindestens 30 Kilometer betrage und an der schmalsten Stelle über 7 Kilometer breit sei; dass in demselben versprengte Insurgentenhaufen sich befinden könnten, denen es, bei der uns feindlichen Stimmung der Bevölkerung, nicht schwer sein würde, sich einer einzelnen kleinen Patrouille zu bemächtigen oder doch ihre Tätigkeit zu vereiteln; endlich dass die Kavallerie des Corps hier auf dem coupierten Hügellande mit dem Gebirge im Rücken doch nur zum Aufklärungs- und Streifkommandendienst verwendbar wäre.

« Man könne nicht wissen; man müsse auf alle Fälle vorbereitet bleiben », war die ständige Antwort, die ich erhielt. Ich fügte mich schliesslich, schon um dem Verdacht zu entgehen, dass es mir an Mut mangle.

Von der Hauptarmee waren, wie eben erwähnt, zur Herstellung der Verbindung mit dem 3. Corps aus Castelnuovo zwei Brigaden entsendet worden. Die eine hatte näher am See, die andere näher der Etsch vorzugehen. Auf letztere stiess ich, nach einem 18 Kilometer langen Ritte, bei Pastrengo mit meiner Patrouille.

Hess hatte in diesem Feldzuge schon wiederholt Kavallerie zu weiter ausgreifenden Aufklärungsdiensten verwendet. So am 2. und 3. Juni, während des Stillstandes der Armee nach dem Vorbrechen aus Mantua gegen Goito, zur Aufklärung im Raume links und links vorwärts, bis an den Oglio, die Chiese und die Strasse Goito-Brescia.

Unter der Leitung eines Kavallerie-Brigadiers waren 8 Escadronen und 2 Jäger-Kompagnien in mehreren Streifkommanden entsendet worden, die rasch und mit gutem Erfolge Strecken von 20 bis 25 Kilometern durchsuchten.

In Fällen jedoch, in denen die Gliederung der auszusendenden Abteilungen und die einzuschlagenden Wege vom Armeekommando nicht näher angeordnet und bezeichnet wurden, bewegte sich die Kavallerie meist in einem geschlossenem Körper, mit winzigen, bloss auf ganz kurze Entfernungen vorgestreckten Fühlhörnchen.

Während der angriffsweisen Vorrückung der Hauptarmee am 23. Juli befand sich rückwärts jener Flügelkolonne, die an der Etsch gegen die Höhen bei Bussolengo vorging, eine ganze Kavalleriebrigade. Nach Verdrängung des Gegners lagerte dieselbe bereits seit Mittag bei Castelnuovo, ohne dass man an die Entsendung einer Abteilung in nördlicher Richtung gegen Rivoli gedacht hätte, von wo das 3. Corps aus Tirol erwartet wurde. An der Spitze der Infanteriebrigade, auf die ich, wie oben erwähnt, mit meiner Patrouille stiess, war Kavallerie nicht zu sehen.

Auch in der Ebene, südlich des Hügellandes gegen Villafranca, liess die Verwendung der Kavallerie im Aufklärungsdienste viel zu wünschen übrig.

Nach dem Gefechte am 23. Juli hatte Radetzky sein Hauptquartier in einem bequemen Landhause, dem Palazzo Alzarea bei Castelnuovo etabliert. Bei meinem Eintreffen am 24. vormittags fand ich alle in freudig gehobener Stimmung wegen des gelungenen ersten Aktes der wiederbegonnenen Offensive.

Auf die im Laufe des Nachmittags eingegangene Nachricht, dass der Gegner seine Truppen bei Villafranca sammle und von da in nördlicher Richtung vorgehe, nicht aber auf das rechte Mincioufer sich zurückziehe, wie es Hess als wahrscheinlich angenommen, wurden die Dispositionen zum Übergang auf das rechte Mincioufer schnell abgeändert, die Armee zur Frontveränderung gegen Süden beordert.

Gegen Abend lief die erste Anzeige vom Angriffe der Piemontesen auf die Brigade Siembschen bei Sommacampagna ein. Das zweite Corps erhielt die Weisung, seinen bereits disponierten Marsch dahin zu beschleunigen.

Psychologisch interessant war es nun, zu sehen, wie selbst ernste, in Gefahren bewährte tapfere Männer durch unerwartete ungünstige Nachrichten ganz aus der Fassung kommen können.

Das Festsetzen des Gegners auf dem Höhenrande von Sommacampagna, noch mehr aber die Schlappe, die er der Brigade Siembschen beigebracht, waren wohl geeignet, die allgemeine Fröhlichkeit ein wenig zu dämpfen. Eine Störung der Operationen war jedoch nicht zu besorgen, es bestand auch keine Gefahr für das Hauptquartier. Zwischen Alzarea und Sommacampagna lagerte ja der grösste Teil unseres Reservecorps! Und doch verloren Leute den Kopf, von denen ich es nicht geglaubt hätte.

Für die Mehrzahl der Offiziere des Hauptquartieres, ohne Rücksicht auf den Grad, waren in einem grossen Saale des Erdgeschosses feldmässige Lagerstätten bereitet.

Ich hatte Inspektion in der Operationskanzlei, die in einem an jenen Saal anstossenden Zimmer etabliert war, und ruhte angekleidet auf einer Matratze. Bald nach Mitternacht wurde ich durch einen Lärm nebenan geweckt, eilte hinzu und sah alles auf den Beinen, den Generalstabsoffizier der Brigade Siembschen, einen jungen noch sehr unerfahrenen Leutnant umstehend, der hochaufgeregt und in greller Weise das erlittene Unglück schilderte.

«Aber dann stehen wir ja in der Luft! Dann ist alles verloren!» rief, sich mit den Händen in die Haare fahrend, der erste Generaladjutant.

Ich stürzte mich auf ihn, ergriff seine Hand und rief in höchster Erregung: «Aber Excellenz! Wir sind ja mitten im Kriege! Da muss man auf solche Ereignisse doch gefasst sein! Es können noch mehrere solche vorkommen; heisse Kämpfe wird es noch setzen, grosse Verluste stehen uns noch bevor; aber schliesslich werden wir doch siegreich in Mailand einziehen.»

Die Wirkung dieser Worte war eine augenblickliche. Die meisten lachten. Feldmarschalleutnant Schönhals aber schwieg betroffen. Es war wohl nur sein stetes Misstrauen gegen Hess als Operationsleiter, das ihn mit den schwärzesten Besorgnissen erfüllt und ihn, bei der vielleicht nach einem bösen Traume eingetroffenen Nachricht von

der Sprengung der Brigade Siembschen, momentan um die Fassung gebracht hatte.

Als ich hierauf den Unglücksboten zu Hess führte, der, ausser dem Feldmarschall, einzig und allein das Privilegium eines besonderen Zimmers genoss, hörte ihn dieser ruhig an und sagte, dass man nach den letzten Meldungen auf schlimme Nachrichten von der Brigade gefasst sein musste, vorläufig aber nichts zu verfügen wäre und ich mich nur überzeugen solle, ob die letzten, an die Corps erlassenen Befehle in verlässlicher Weise expediert worden seien.

Die Brigade Siembschen verlor an dem Tage 20 Offiziere und 135 Mann an Toten und Verwundeten, 25 Offiziere und 1135 Mann an Gefangenen; vom Reste entkam ein Teil zu unseren nordwestlich stehenden Truppen, ein Teil nach Verona.

Die Katastrophe soll, wie mir bald darauf ein dieser Brigade angehörender Hauptmann, mein Freund van Crasbaek schrieb, der als Kommandant einer Grenzerkompagnie unter den leicht Verwundeten und Gefangenen sich befand, ausser der Ungeschicklichkeit und Unentschlossenheit des Brigadiers auch der Unordnung bei einigen Abteilungen, die in Sommacampagna plünderten, zu danken gewesen sein.

Nach den misslungenen Angriffen der Piemontesen auf Volta erschienen, wie schon erwähnt, am 27. früh Abgesandte des Königs Karl Albert aus Goito mit Vorschlägen zu einem Waffenstillstande bis zum Abschlusse des definitiven Friedens; sie boten den Oglio als Scheidelinie beider Armeen an.

Der Feldmarschall betraute seinen Generalstabschef mit den Verhandlungen; dieser aber erbat sich die Mitwirkung des Feldmarschall-Leutnants Fürsten Felix Schwarzenberg, eines Diplomaten von Fach, der bis vor kurzem Botschafter in Neapel gewesen war, und seit Beginn des Krieges anfangs als Brigadier, dann als Divisionär bei der Armee sich befand. (Er wurde Minister des Äussern.)

Die vorgeschlagene Demarkationslinie wurde zwar nicht angenommen, aber die von uns verlangte ging auch nicht weit über den Oglio hinaus, nämlich nur bis zur Adda, liess also mehr als ein Drittel der Lombardie, den westlichen, wertvollsten Teil mit der Hauptstadt Mailand, im Besitze des Gegners.

So bescheidene Forderungen nach den Siegen am 23., 25. und 26. sind wohl nur durch den Umstand zu erklären, dass der Feld-

marschall schon am 12. Juni durch ein kaiserliches Handschreiben aufgefordert worden war, dem Gegner in Bezug auf etwaige Waffenstillstands-Verhandlungen in jeder Weise entgegenzukommen. Hatte doch das Wiener Ministerium, durch die Zustände im Innern der Monarchie veranlasst, selbst an den Chef der provisorischen Regierung in Mailand, Grafen Casati, Friedensanträge auf Grundlage der Abtretung der Lombardie gestellt.

Der Feldmarschall konnte sich nicht entschliessen, dem kaiserlichen Auftrage sofort ganz zu entsprechen. Er erlaubte sich Gegenvorstellungen beim Hofe in Innsbruck und beim Ministerium in Wien, und zwar durch Vermittlung eben des erwähnten Fürsten Felix Schwarzenberg, mit einem Erfolg, der wohl nur der Hartnäckigkeit zu verdanken war, mit welcher die Lombarden auch die Abtretung des Venetianischen und Süd-Tirols verlangten.

Von den Verhandlungen mit der Mailänder Regierung soll Karl Albert erst nachträglich Kenntnis erhalten haben, als sie schon abgebrochen waren. Er selbst hätte sich damals gerne mit der Lombardei begnügt! Wenn er dann doch nach den Niederlagen bei Sommacampagna, Custoza und Volta die Addalinie nicht annehmen wollte, so geschah es, weil er die andern Bedingungen: Räumung der Festungen Peschiera, Rocca d'Anfo, Pizzighettone, des Forts Osoppo und der Herzogtümer Parma und Modena, dann Zurückziehen der piemontesischen Truppen aus Venedig, entehrend fand.

Am 28. Juli wurde in der Richtung auf Cremona die Verfolgung des Gegners aufgenommen. Das Hauptquartier kam von Valleggio nach Gazzoldo. Bis Volta — 10 Kilometer — war der Feldmarschall geritten, von da bis Gazzoldo — bei 20 Kilometer — gefahren.

Bis über Goito ging es durch dichte Truppen-Kolonnen. Wo die Soldaten ihren geliebten Führer erblickten, erschollen begeisterte Jubelrufe. Die Hoch! Eljen! und Zivio! ertönten ununterbrochen in fast betäubender Weise. Radetzky war so ergriffen, dass er sich in die Ecke des Wagens drückte, um seine Rührung zu verbergen. Winke mit der Hand, um der Ovation ein Ende zu machen, waren vergebens. Es trat erst Stille ein, als die Spitze der vordersten Kolonne erreicht war. Da sich solche Freudenausbrüche am nächsten Tage wiederholten, sobald der Feldmarschall in die Nähe einer Truppe kam, erliess er eine Aufforderung an die Soldaten,

mit ihren Gefühlen, so wertvoll sie ihm auch seien, zurückzuhalten und Ruhe zu beobachten, weil der lebhafte Ausdruck der ersteren ihn zu sehr errege.

Als der Feldmarschall in Volta sich plötzlich zur Benützung eines Wagens entschlossen, war nur *ein* solcher aufzutreiben gewesen. Der Feldmarschall stieg ein, rief Hess an seine Seite, und hiess mich, der ich mir auf den Höhen der Etschtalklause ein Wechselfieber geholt hatte und nur mit Mühe im Sattel sass, auf dem Vordersitz Platz nehmen. Auf den Bock, neben den Kutscher, wurde ein Botenjäger beordert.

Vor die geschlossenen Marschkolonnen hinausgelangt, benützte der Postillon die freier gewordene Strasse zur Anschlagung eines frischen Trabes, durch die verhältnismässig lichteren Abteilungen der Vorhut hindurch. Plötzlich fiel mir auf, dass weit und breit kein Soldat mehr zu sehen war. Ich erschrak und bat, halten zu lassen, da wir offenbar über die äusserste Avantgarde hinausgekommen seien! Es war dies tatsächlich der Fall, und mehrere Minuten vergingen, bis zwei Jäger der vordersten Spitze uns erreichten. Eine bald darauf mit dem Gros der Vorhut eintreffende Kavallerie-Abteilung, die im schnellen Tempo vorgesendet wurde, stiess in dem nur mehr 3 bis 4 Kilometer entfernten Gazzoldo noch auf die Nachhut der Piemontesen. Es hatte wahrlich an einem Haar gehangen. Wäre das ein Fang für die Sarden gewesen: der österreichische Feldherr und sein Generalstabschef!

Bei der Verfolgung des Gegners fanden erwähnenswerte Gefechte nur am 3. und am 4. August unmittelbar vor Mailand statt, wo der Gegner ernsten Widerstand zwar versuchte, aber bald gezwungen wurde, sich in die Stadt zurückzuziehen.

Am 2. August war der Gesandte Englands am Turinerhofe im österreichischen Hauptquartier erschienen, um zugunsten Piemonts zu intervenieren und einen Waffenstillstand zu vermitteln. Diesmal waren wir klüger und lehnten Unterhandlungen ab, bevor wir nicht im Besitze der ganzen Lombardei wären.

Nach den Gefechten bei Mailand erschienen abermals Gesandte des Königs und erklärten, dass dieser nunmehr bereit sei, sich über die österreichische Grenze zurückzuziehen. Kaum hatten die Verhandlungen begonnen, so kam auch der Podestà von Mailand, um sich die sofortige Besetzung der Stadt zu erbitten, weil der auf-

gereizte Pöbel den König und seine Truppen des Verrates an der nationalen Sache beschuldige und bedrohe. Gleich am folgenden Morgen, am 6. August, wurden demnach von uns die nächsten Stadttore und Wälle besetzt, und um 10 Uhr fand der festliche Einzug der Armee statt.

Die Truppen erhielten Befehl, sich möglichst herauszuputzen, und defilierten vor Radetzky auf dem damaligen Parade- und Exerzierplatze nächst dem Kastelle[1]) sauber und in frischer Haltung, als kämen sie mitten im Frieden und ausgeruht aus der Kaserne.

Leider konnte ich das schöne Schauspiel nur wenig geniessen. Vom Fieber befallen, war ich in den letzten Tagen fast an jeder Tätigkeit gehindert gewesen, und jetzt, während des Vorbeimarsches der Truppen, gezwungen, vom Pferde zu steigen. Ins Quartier gelangt, musste ich mich gleich ins Bett legen. Ich hatte ein Zimmer in der Villa Reale erhalten, wo der grösste Teil des Hauptquartiers untergebracht war. Der aufmerksamen Behandlung des Leibarztes des Feldmarschalls, Stabsarzt Wurzian, danke ich es, dass ich in wenigen Tagen wieder hergestellt war.

Sobald über den glücklichen Ausgang des Feldzuges kein Zweifel mehr bestand, beeilte sich der Feldmarschall, für alle Jene, die sich während des Feldzugs Verdienste erworben, kaiserliche Auszeichnungen zu erwirken. Von den Höheren wurden alle bedacht, auch solche, die bloss ihren guten Willen bewiesen hatten.

Ich erhielt das Ritterkreuz des Leopoldordens. Bei dieser Gelegenheit wurde mir ein wertvoller Beweis besonderen Wohlwollens von Seite meines Chefs, Feldmarschalleutnant Hess zuteil, indem er mir das Ordenszeichen schenkte, das er selbst im Kriege 1809 erhalten.

Eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung aber beglückte mich drei Jahre später, nach Erbauung des Forts auf dem Monte Pastello oberhalb der Etschtalklause bei Rivoli, indem unser Kaiser, auf Antrag Radetzkys und Hess', diesem Fort meinen Namen verlieh.

---

[1]) Seit dem Jahre 1885 wird das Kastell in Mailand von innen und aussen restauriert, wie es nach seiner, auf den Ruinen des «Castrum Portae Jovis» in den Jahren 1378 bis 1535 erfolgten Erbauung bestanden haben soll. Gleichzeitig wurde auch der Paradeplatz in einen schönen Park umgewandelt.

B. Nach dem Feldzuge 1848.

Keine Friedensaussicht. — Einschliessung Venedigs. — Befestigungen. — Kriegsflottillen. — Zustände in der Monarchie. — Beförderung zum Major. — Schicksal meines Vaters.

Dass der im August 1848 mit dem Könige von Piemont geschlossene Waffenstillstand zum Frieden auf der Halbinsel nicht führen werde, darüber gaben sich die Kenner der Zustände Italiens keinen Illusionen hin.

Ideen beherrschen die Welt.

Jene, die Fremdherrschaft zu beseitigen und Italien neu zu gestalten, sei es als Einheitsstaat unter einer nationalen Dynastie, oder als Föderativstaat unter mehreren, oder aber als Republik, eventuell mit dem Papste als Präsident, war bereits so tief ins Volk gedrungen, so verbreitet und erstarkt, dass auch die bisherigen Misserfolge ein Aufgeben derselben nicht herbeiführen konnten.

Gleich von allem Anfang machten sich Symptome übeln Willens seitens der piemontesischen Regierung bemerkbar. Unter anderem wollte sie den Artikel IV der Waffenstillstandsbedingungen: dass alle in Venedig befindlichen piemontesischen Streitkräfte von dort zurückzuziehen seien, durchaus nicht ausführen. Es bedurfte mehrerer Repressalien von unserer Seite, darunter der Zurückhaltung des piemontesischen, in Peschiera zurückgebliebenen Belagerungsparkes, damit die sardische Flotte endlich, am 10. September, Venedig verliess. In die Heimat aber kehrte sie darum nicht zurück; vielmehr blieb sie bei Ancona, von wo sie wiederholt, unter verschiedenen Vorwänden, wieder vor Venedig erschien, und verliess die adriatischen Gewässer erst im April des nächsten Jahres, 1849, nach dem für Piemont unglücklichen Ausgange des zweiten Feldzugs.

Die Lage und Ausdehnung der Lagunenstadt ermöglichte es den dortigen republikanischen Machthabern, sich noch ein ganzes Jahr lang zu behaupten. Zur Belagerung fehlte es uns auf der Landseite an genügenden Truppen, auf der Seeseite an einer starken Kriegsmarine.

Den ganzen Winter wurde die Einschliessung nur in weitem, dünnen Bogen mehr angedeutet als durchgeführt; erst im Frühjahre

wurde dieser enger gezogen, bis wir endlich nach beendetem zweiten Feldzuge in die Lage kamen, zum eigentlichen Angriff zu schreiten, der dann auch nach fünf Monaten die Einnahme der Stadt und Festung herbeiführte.

Auch in den Herzogtümern, im Kirchenstaate und im Königreiche beider Sizilien wurde erst im Jahre 1849 die frühere staatliche Ordnung, freilich auch hier, wie in der Lombardei, nur noch auf eine kurze Spanne Zeit, wieder hergestellt.

Im Innern des lombardisch-venetianischen Königreichs war der Wiederausbruch von Aufständen nur durch starke Besatzungen in den grösseren Städten hintanzuhalten. Um an Truppen möglichst zu sparen, richtete man alle noch vorhandenen und benützbaren alten Kastelle mehr oder weniger als Zwingburgen her. Ferner wurden die zur Verstärkung der Hauptfestungen ausgeführten feldmässigen Werke in permanente umgestaltet, bei Mantua und Peschiera neue Vorwerke erbaut, endlich Verona zu einem Waffenplatz ersten Ranges ausgestaltet.

Zur leichtern Beherrschung der drei grossen Seen und ihrer gebirgigen Ufer, die den Freischaren gute Verstecke boten, wurden Kriegsflottillen errichtet, wie sie Radetzky und Hess schon seit vielen Jahren geplant hatten.

Bei den fortifikatorischen Angelegenheiten, insoweit sie in den Bereich des Generalstabs fielen, wurde meine Person mit Vorliebe verwendet; auch hatte ich Hess zu begleiten, so oft er verreiste, um die Rekognoszierung einer zu befestigenden Örtlichkeit zu bewirken oder einen ausgearbeiteten Bauentwurf an Ort und Stelle zu prüfen.

Was die Organisierung der Flottillen anbetrifft, so war sie ganz mir übertragen, und alle meine darauf bezüglichen Anträge waren der Genehmigung sicher.

Die im Monate Mai 1848 auf dem Gardasee improvisierte Ruderflottille, von einer Kompagnie Tschaikisten besetzt, hatte während der Einschliessung von Peschiera gute Dienste geleistet, ohne aber zu einem Gefechte zu kommen.

Nach Abschluss des Waffenstillstandes wurden aus Schiffleuten der Infanterietruppe, aus Artilleristen und Pionieren 2 Flottillenkompagnien aufgestellt, und denselben, ausser den schon erwähnten armierten Ruderschiffen, noch zwei auf dem See befindliche Dampfer zuge-

wiesen, die früher den Verkehr besorgt hatten und jetzt für die Flottille angekauft wurden.

Die Tschaikistenkompagnie von Riva wurde nach dem Comersee und dem Lago Maggiore verlegt, um daselbst kleine Flottillen aus Ruderbooten zu organisieren.

Eine zweite Kompagnie Tschaikisten wurde dem Armeecorps zugeteilt, welches die Zernierung von Venedig besorgte, und leistete auf den Lagunen zunächst der Po- und der Etschmündungen gute Dienste.

Bei der Lösung mancher, die Organisation der Flottillen betreffenden Frage waren mir einige jüngere, sehr fähige, fachmännisch gebildete Marineoffiziere behülflich, deren Bekanntschaft ich gelegentlich meiner wiederholten Missionen beim Marineoberkommando in Triest gemacht hatte. Ich führe hier ihre Namen an: Ludwig Fautz, Bernhard von Wüllerstorf, Libert von Paradies; lauter Männer, die später, auf wichtige Posten gelangt, Ungewöhnliches für die Entwicklung unserer Seemacht geleistet, und auch sonst sich vielfach hervorgetan haben. Eine vierte, vielversprechende, in der englischen Marine ausgebildete Kraft, Ladislaus Graf Karoly, starb leider in noch jungen Jahren.

Für den Gardasee war die Anschaffung eines Kriegsdampfers, dann zweier Kanonen- und eines Raketenbootes, als Schlepp-, Ruder- und Segelfahrzeuge eingerichtet, beschlossen, und der Bau der bekannten Zürcher Firma Escher Wyss & Co. übertragen worden. Ich hatte die Freude, zum Abschluss des Vertrages dahin gesendet zu werden, und fand als Offizier im Stab Radetzkys die zuvorkommendste Aufnahme, besonders seitens der eidgenössischen Civil- und Militärbehörden.

Überaus wohl fühlte ich mich im Kreise der Offiziere des jungen Gardasee-Flottillencorps, über das ich, neben meinen Geschäften in der Operationskanzlei, eine Art Ober-Kommando führte. Es waren lauter von mir selbst ausgewählte, intelligente Männer, die, mit Leib und Seele bei der Sache, aus der neuen Truppe bald ein ausgesprochenes Elitecorps zu bilden wussten.

Die Zustände im Innern der Monarchie wurden immer besorgniserregender und waren auch Ursache, dass die uns so dringend nötigen Verstärkungen weder rechtzeitig, noch in genügender Zahl eintrafen, wodurch trotz der glänzenden Erfolge des ersten Feld-

zuges, der Ausfall des unvermeidlichen zweiten sehr in Frage gestellt wurde.

In Ungarn hatte sich das Streben der Südslaven und Rumänen nach administrativer Unabhängigkeit und Abschüttelung der magyarischen Oberherrschaft in gewaltsamen Ausbrüchen geäussert. Ein Erlass des Kaisers Ferdinand I. — (in Ungarn König Ferdinand V.) — vom 8. Juni 1848 hatte alle Truppen im Bereiche der Länder der ungarischen Krone dem neu geschaffenen ungarischen Ministerium unterstellt. Als dieser Erlass in der Militärgrenze durchgeführt werden sollte, weigerte sich die Bevölkerung wie *ein* Mann. Von den kroatisch-slavonischen Grenzregimentern schlossen sich zehn den Beschlüssen des Landtags in Agram an, welches für Kroatien, Slavonien und Dalmatien ein besonderes Ministerium verlangte. Das elfte — (Peterwardeiner) — Regiment, dann die am linken Donauufer gelegenen drei Banater Regimenter und das Tschaikisten-Bataillon hielten zum serbischen National-Kongresse in Karlovitz, der die Bildung eines administrativ selbständigen Territoriums, der « Serbischen Woiwodschaft », forderte. Noch im Mai kam es im Banate sowie in der Bacska zu gewaltsamen Vorgängen, im September dann im Westen Ungarns zum förmlichen Kriege zwischen dem vom Ban Jellacic in Kroatien gebildeten Armeecorps und den ungarischen Truppen. Von dort waren also keine Verstärkungen zu erwarten.

Was Cisleithanien anbelangt, so benötigte es gleichfalls sozusagen jeden Mann selbst. Es waren die revolutionäre Bewegung in Wien, die Aufstände in Prag und in Lemberg zu unterdrücken, es war die Armee zu bilden, die später, im November, in Ungarn einmarschierte.

Kein Tag ohne schlimme Nachricht, ohne alarmierende Symptome. Mich persönlich hat aber keines so peinlich berührt, wie der Anblick der Wiener Zeitung vom 6. Oktober.

Es war in Peschiera, wo ich, auf einer Dienstreise von Mailand nach Triest begriffen, einen kurzen Halt machte, und in einem Kaffeehause das Blatt in die Hand bekam.

Die offizielle Zeitung der Monarchie war *ohne den Kaiseradler* im Titel erschienen!

Kaum vermochte ich die Bewegung zu beherrschen, die mich ergriff. Das Symbol der alten Monarchie im Amtsblatte beseitigt! Es schien der Reif, der ihre Länder bisher umfasste, gesprengt und das Auseinanderfallen der Teile bevorstehend!

Die Zeitung enthielt überdies auch die erschütternde Nachricht von der Ermordung des Kriegsministers Grafen Latour.

Auf die Armee hatten alle die betrübenden Vorfälle nur die Wirkung, dass sie sich noch fester um den Doppelaar scharte. Wir beklagten tief, was geschah, trösteten uns aber mit der festen Hoffnung auf den endlichen Sieg der Monarchie.

Die am 2. Dezember erfolgte Thronbesteigung unseres jungen, vielversprechenden Erzherzogs Franz Joseph dann erfüllte uns mit grösster Freude und Zuversicht und nahm uns die letzte Sorge um den Fortbestand des Reiches.

Obwohl bei der schon erwähnten Standesvermehrung des Generalstabes im Jahre 1848 eine nicht unbedeutende Zahl von Hauptleuten und Stabsoffizieren aus den Truppen in den Generalstab eingeteilt worden, war Hess doch darauf bedacht, die Vorteile dieser Personalvermehrung hauptsächlich seinen alten Offizieren zuzuwenden. Infolgedessen erfreute sich auch die Mehrzahl einer ganz ausserordentlichen Beförderung, und gelangte z. B. ich, der im Februar 1847 noch Oberleutnant gewesen, im Februar 1849 schon in die Majorscharge.

So sehr ich dieses Glück zu schätzen wusste, konnte ich mich desselben doch nicht recht freuen, denn es wurde durch das traurige Schicksal getrübt, das meinen Vater getroffen.

Bei Beginn der südungarischen Bewegung zugunsten der serbischen Wojwodschaft konnte mein Vater, Oberstleutnant im Tschaikistendistrikte, seinen Übertritt zu den, wenn auch im Grunde kaisertreuen Aufständischen mit dem geleisteten Fahneneide nicht vereinbaren. Der Kaiser hatte ihn dem ungarischen Kriegsministerium unterstellt; nicht an ihm war es, an diesem Befehle zu kritteln und zu deuteln! Er wurde deshalb Mitte Juni 1848 in seiner Wohnung in Titel von Serben überfallen und als Gefangener nach Karlovitz, dem Sitze der revolutionären serbischen Regierung, gebracht. Da man ihn auch hier zur Änderung seines Sinnes nicht bewegen konnte, wurde er, wenn auch nicht in der Gefangenschaft behalten, doch gewissermassen interniert, indem ihm untersagt wurde, weiter als nach Peterwardein, dem Sitze seines Generalkommandos, zu gehen.

Mittlerweile hatte sich die Mehrzahl der Offiziere seines Bataillons den Serben angeschlossen, und war im Bezirke die Militärverwaltung beseitigt, ein von Karlovitz aus geleitetes Zivilgouvernement einge-

führt worden. Unter solchen Umständen wäre ihm auch bei voller Freiheit ein anderer Rückzug nicht möglich gewesen, als nach Peterwardein, wo er sich auf legalem Boden und geborgen glaubte. Das war aber nur noch ein paar Monate lang der Fall, bis die genügend bekannte Richtung, welche die ungarische Bewegung in der zweiten Hälfte 1848 nahm, die Krone veranlasste, ihre früheren Zugeständnisse an Ungarn zurückzuziehen. Jetzt wurde das Peterwardeiner Generalkommando, weil es unter den Befehlen des ungarischen Ministeriums verbleiben zu müssen meinte, zur revolutionären Behörde und diejenigen, die ihr folgten, zu Rebellen, dagegen der serbische Nationalkongress in Karlovitz zur gesetzmässigen Regierung und alle, die sich ihm unterordneten, zu loyalen Untertanen!

Mein Vater hatte vollkommen korrekt gehandelt, als er im Juni sich weigerte, der serbischen Bewegung beizutreten. Später jedoch, als früher Gesetzliches plötzlich für ungesetzlich erklärt wurde, hätte er möglichst rasch Peterwardein verlassen und trachten sollen, zu einer Truppe zu gelangen, die dem Wiener Kriegsministerium gehorchte.

Mein Vater war der loyalste Soldat; aber unter den vielen sich widersprechenden Nachrichten, ferne gehalten von jeder Verbindung mit der kaiserlichen Partei, vermochte er sich keine richtige Ansicht darüber zu bilden, was er als treuer Anhänger der Dynastie am besten tun, was lassen solle. Viele andere Offiziere, darunter hochgestellte Generale, an deren Kaisertreue nicht zu zweifeln war, befanden sich in ähnlicher Lage und hielten, zu ihrem Unglücke, die ungarische Regierung bis zuletzt für zu Recht bestehend.

Charakteristisch für die Stimmung der magyarischen Bevölkerung war der Umstand, dass die Agitation zur Schilderhebung anfänglich meist nur dann Erfolg hatte, wenn sie «im Namen des Königs» unternommen wurde!

Als die weitere Entwicklung der Zustände in Ungarn, insbesondere die im April 1849 erfolgte Unabhängigkeitserklärung, die Entfernung meines Vaters aus dem ungarischen Lager dringend geboten erscheinen liessen, scheiterten alle meine Versuche, dies herbeizuführen, an der Unmöglichkeit, ihm vertrauliche Mitteilungen zukommen zu lassen. Er war, als die Kapitulation von Peterwardein im September 1849 zustande kam und den anormalen Zuständen ein Ende machte, Stadtkommandant im gegenüberliegenden Neusatz,

und hatte dann bis zu seinem Tode durch fast zwei Dezennien den grossen Schmerz zu tragen, nach 39 Jahren ehrenhafter Dienste in der k. k. Armee, aus den Listen derselben gestrichen worden zu sein.

Er war um so weniger auf kaiserliche Ungnade gefasst, als ihm eben erst aus Zeitungsnachrichten die Verleihung des ungarischen Adels bekannt geworden war.

Aus Anlass der Krönung des Kaisers zum Könige von Ungarn im Juni 1867 durfte ich hoffen, dass ihm im Gnadenwege der früher bekleidete Oberstleutnantsrang wieder verliehen werden würde; doch war es ihm nicht beschieden, die ersehnte Rehabilitierung zu erleben.

Auch der jüngere Bruder meines Vaters, Leopold, welcher Hauptmann, sowie seine zwei Schwiegersöhne, die Unterleutnants bei den Tschaikisten waren, büssten ihre Chargen ein, weil sie nicht auf Seite der Serben getreten, sondern während des Krieges in Peterwardein geblieben waren. Bei den beiden Letzteren waren wohl ihre politischen Gesinnungen als Magyaren massgebend gewesen; Onkel Leopold aber war, wie mein Vater, stets im ehrlichen Glauben gewesen, als kaisertreuer Soldat zu handeln.

C. Feldzug 1849.

Kündigung des Waffenstillstandes. — Operationsplan. — Ein viertägiger Feldzug. — Nach Turin oder nicht? — Unordnungen während der ersten Nacht in Feindesland. — Mortara. — Novara. — Der Sturm auf die Bicocca. — Ich werde verwundet.

Die längst erwartete Kündigung des Waffenstillstandes zwischen Österreich und Piemont erfolgte am 12. März 1849. Ich befand mich auf der schon erwähnten Schweizerreise in Zürich. Auf die erhaltene Nachricht hin beendete ich schnell meine Geschäfte und eilte nach Mailand zurück. Auf der Strecke vom Splügen bis Lecco fand ich alle Orte von unseren Truppen schon verlassen und die Bevölkerung in grösster Aufregung. Dennoch erreichte ich unbehelligt in Lecco ein auf dem Marsche zur Armee befindliches Bataillon, das ich schon auf der Hinreise in seiner früheren Garnison Colico getroffen, und bei dem ich eine Ordonnanz mit meinen Uniformen zurückgelassen hatte. Um diese Uniformen hatte ich nicht

geringe Sorge gehabt. Nun war alles gut, und ich bald in Mailand. Am 18. März gegen Mittag, 48 Stunden vor Ablauf des Waffenstillstandes eingetroffen, fand ich das Hauptquartier schon zum Aufbruche bereit.

Unter den nunmehrigen Verhältnissen gab es wichtigeres zu tun, als über meine Zürcher Mission eingehenden Bericht zu erstatten oder anzuhören. So beschränkte ich mich denn auf eine lakonische Meldung über den guten Erfolg meiner Mission.

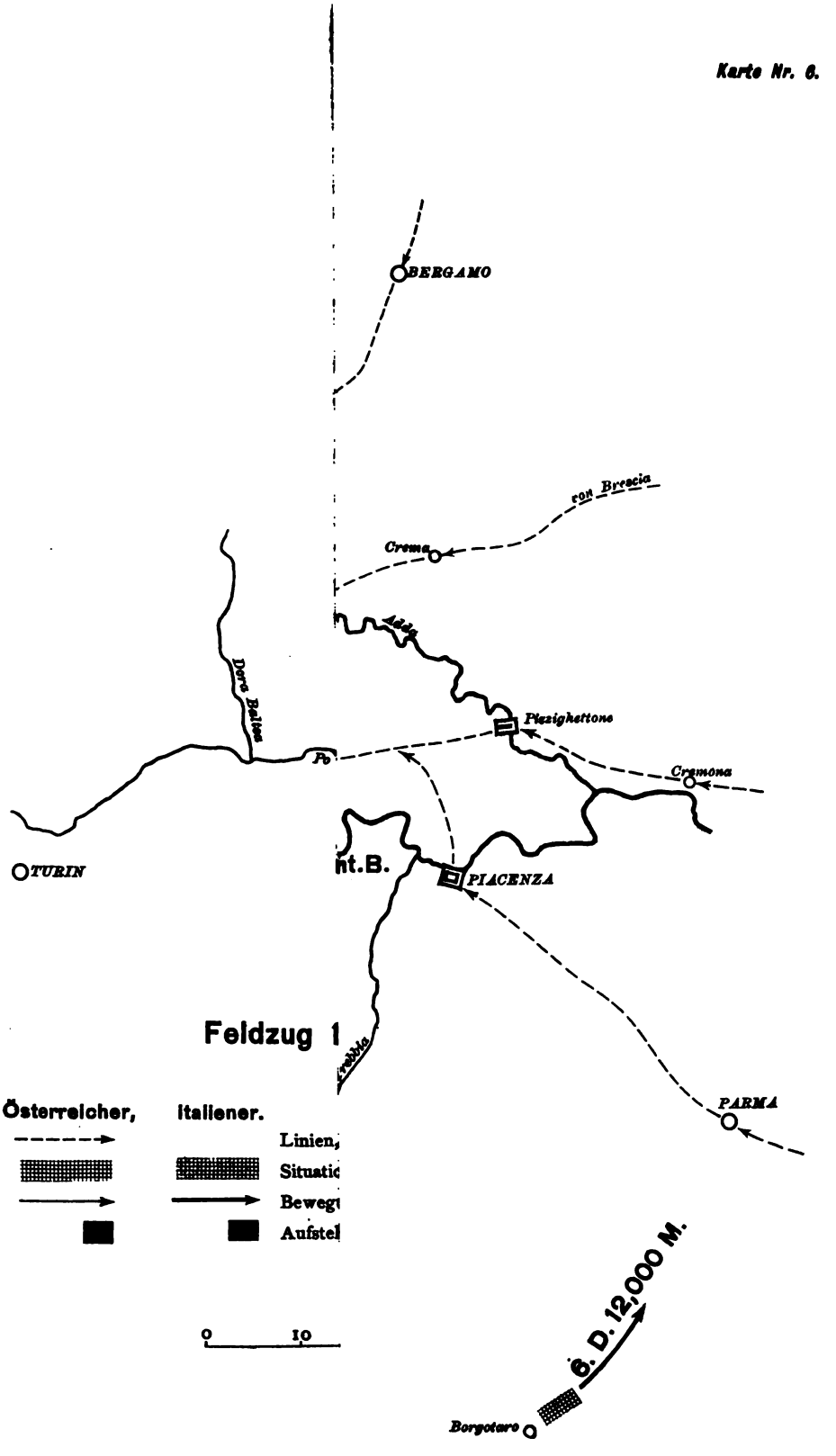
Hess nickte zustimmend. «Und jetzt,» sagte er, «habe ich eine andere Aufgabe für Sie. Verlässliche Nachrichten über die Piemontesen besagen, dass ihre Armee geteilt ist. Bei 69,000 Mann unter dem Könige operieren in gerader Richtung über Novara auf Mailand, 15,000 Mann unter La Marmora am rechten Poufer gegen Piacenza.

«Der Feldmarschall verfügt für den Feldzug über 65,000 Mann, und wird mit ihrer Gesamtheit über Pavia vorgehen. Um jedoch den Feind zu täuschen, werden die in Mailand und im Westen der Lombardei dislozierten Truppen zuerst eine Bewegung nach rückwärts gegen Piacenza zu markieren; auch das Hauptquartier, welches noch heute nach St. Angelo abgeht. Morgen dann wendet sich alles gegen Pavia, wohin auch die aus dem Innern kommenden Truppen dirigiert werden; und übermorgen, den 20 Mittag, genau zur Zeit des Ablaufes des Waffenstillstandes, stehen alle fünf Corps zum Überschreiten der Grenze bereit. Bei Mortara und Novara stossen wir voraussichtlich auf die Hauptmacht der Piemontesen und werden, so Gott will, mit ihr fertig werden. *Nach Turin aber gehen wir nicht*, sondern suchen, wenn nötig, noch La Marmora auf, und kehren dann schnell in die Lombardei zurück, um die Aufstände niederzuschlagen, die dort zweifellos ausbrechen werden.

«Sie, lieber Mollinary, müssen noch heute nach Pavia, um zu erheben, was dort zu geschehen hat, damit das gleichzeitige Überschreiten der Grenze durch drei Kolonnen in technischer Beziehung auf keine Hindernisse stosse. Um jedoch die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken und keinen Anlass zu unbequemen Fragen zu geben, bleiben sie vorläufig ruhig beim Hauptquartier, gehen nach Sant Angelo mit, und fahren erst von dort nach Pavia.»

Diese paar Worte, mit ruhiger Klarheit und Bestimmtheit gesprochen, sind mir unverlöschlich im Gedächtnisse geblieben, umso-

Karte Nr. 6.



ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI - ZÜRICH.

mehr, als, wie die Folge zeigte, alles genau so eingetroffen ist, wie Hess es vorausgesagt; mit einziger Ausnahme des, aber auch nur als bedingungsweise erwähnten, Vorgehens gegen das detachierte Corps La Marmoras, welches sich als überflüssig erwies, da das betreffende Corps infolge der Waffenstillstandsbedingungen von selbst in die piemontesischen Staaten zurückkehrte.

Besonders aufgefallen war mir die Betonung, welche Hess auf das «*nicht* nach Turin!» gelegt hatte. Ein paar Tage früher hatten nämlich in dem von Schönhals verfassten Armeebefehle die Worte gestanden: «Vorwärts also, Soldaten! *Nach Turin* lautet die Losung. Dort finden wir den Frieden, um den wir kämpfen.»

Immer also noch Mangel an Einverständnis zwischen den beiden Spitzen von Radetzkys Hauptquartier! Aber auch diesmal war es nicht Hess' Schuld, wenn es zu direkten Widersprüchen kam. Es schien, als hätten seine Erfolge im letzten Feldzuge den Antagonismus des alten Gegners bis zum äussersten gesteigert; denn anders ist es nicht zu erklären, dass Schönhals sich's herausnahm, in einem so äusserst wichtigen, historischen Manifeste das Ziel der Operationen zu bezeichnen, ohne vorher den Mann zu befragen, der das einzig entscheidende Wort zu sprechen hatte, dessen Vorschläge vom Feldmarschall *immer* anstandslos gutgeheissen und angenommen wurden.

Diese leidenschaftlich feindselige Haltung hat auch in späteren Jahren sich nicht geändert; ja in seinem Buche «Erinnerungen eines österreichischen Veteranen,» 1853, (Cotta, Stuttgart u. Tübingen), einer hochinteressanten, prachtvoll geschriebenen Schilderung der 48-er und 49-er Ereignisse, hat Schönhals Hess nicht einmal genannt; jenen Hess, über den Radetzky nach der Schlacht von Novara in seinem Berichte ans Kriegsministerium sagte: «*Ihm*, ich bezeuge es von Herzen, gebührt der bei weitem grösste Anteil an den Erfolgen, den die Waffen des Kaisers errungen haben. Alle Verhältnisse mit klarem Blicke überschauend, den rechten Zeitpunkt schnell erkennend und rasch benützend, stets den höchsten Zweck vor Augen, hatte er mein volles Vertrauen und führte ich, ihn an der Seite, die Armee zu gewissem Siege. Das Heer wusste dies und — siegte.» [1])

Nun, Hess hat recht behalten, und jener Passus des Armeebefehls ist zur blossen Phrase herabgewürdigt worden. Die Armee

[1]) Der Feldzug der österreichischen Armee in Italien 1849. Wien, Hof- und Staatsdruckerei, 1850. 1. Abschnitt, Seite 39.

ist *nicht* nach Turin gegangen. Nach der Schlacht bei Novara dankte Carl Albert ab, und mit dem neuen Könige Viktor Emanuel kam ein Waffenstillstand zu stande, demzufolge nur die Lomellina, der Landstrich zwischen Ticino, Po und Sesia, von den Österreichern besetzt blieb. Auch inbezug auf die zweifellos in der Lombardei ausbrechenden Unruhen hat Hess sich nicht geirrt; allerdings brach nur an einem Orte der Aufstand wirklich aus, in Brescia nämlich, weil die so schnelle und so glänzende Beendigung des Feldzuges selbst die unruhigsten Köpfe für den Augenblick abgekühlt hatte.

Bezüglich der Frage: ob nach Turin zu gehen oder nicht, war man allgemein der Ansicht, dass es besser gewesen wäre, nach einem solchen Siege nicht innezuhalten; sich nicht mit der zeitweiligen Besetzung einer kleinen Provinz zu begnügen, sondern bis zur Hauptstadt vorzudringen und dort den Frieden zu diktieren. Es hätte dann, meinte man, die frühere Ordnung nicht bloss in den österreichischen Ländern, sondern auch in allen andern Staaten Italiens schneller hergestellt werden können.

Wie scharf mitunter geurteilt wurde, ist aus folgendem zu entnehmen: Major Ramming, Generalstabschef bei Haynaus Corps im Venetianischen und bekanntlich einer unserer intelligentesten Generalstabsoffiziere, schrieb mir unterm 4. April 1849:

« Welchen Enthusiasmus, welche Freude Eure glorreichen Siege in uns hervorgerufen haben, brauche ich nicht zu beschreiben. Die Freude war nur durch den Neid getrübt, den wir über Eure Taten empfanden. Wohl hat sich Hess ungemein verdient gemacht, denn der Plan war wahrhaft genial, und ebenso vortrefflich die Ausführung. Aber! Ohne einen Bock geht es einmal bei uns nicht ab! Die Selbstzufriedenheit, die bei allen herrscht, welche aus dem grossen Hauptquartiere kommen, kann ich insoferne nicht teilen, als ich überzeugt bin, dass wir ein drittes Mal aufgesessen sind. Der deutsche Michel verleugnet sich bei uns nie. Ein Tor ist der, welcher seinen erbitterten Feind schont, wenn er ihn vertilgen kann! Die Folgen werden auch diesmal nicht ausbleiben. Jedenfalls hätte man das Wort des Marschalls einlösen und die Truppen bis Turin führen sollen, was ohne Blutvergiessen geschehen konnte. Und dann: was soll man zu der « halben » Besatzung von Alexandrien sagen? Haynau ist wütend über diesen Waffenstillstand. »

In einem Briefe unseres Ministers des Äussern, Fürsten Felix Schwarzenberg, vom 1. April 1849 an Baron Kübeck, ehemaligen

Hofkammer-Präsidenten, kommt folgende Stelle vor: «Mit den Stipulationen des vom Feldmarschall Radetzky und dem König Viktor Emanuel am 26. März abgeschlossenen Waffenstillstandes kann ich mich nicht zufrieden erklären. Unser alter Feldmarschall versteht es, den Feind zu schlagen, *mit ihm zu unterhandeln, versteht er nicht.*» [1])

Das alles heisst ohne Verhör urteilen. Hess wusste genau, warum er so handelte und nicht anders.

Ihm lag es in erster Linie daran, das monarchische Prinzip in Italien aufrechtzuhalten. Hiezu musste er es vor allem vermeiden, die Stellung der savoyischen Dynastie durch eine allzu empfindliche Demütigung, wie es die Besetzung von Turin gewesen wäre, zu erschüttern.

Ich habe dies aus seinem eigenen Munde gehört, anlässlich einer der vertraulichen Herzensergiessungen, mit denen er mich von Zeit zu Zeit beehrte.

Dass wir nicht nach Turin gingen, war auch in einigen, Hess nahestehenden Kreisen bedauert und bekrittelt worden. Er mag es erfahren und sich dadurch zu jener quasi-Rechtfertigung seines Vorgehens veranlasst gesehen haben.

Dasselbe Bestreben, die Dynastie zu schonen, gelangte auch in den Bestimmungen des Waffenstillstandes zum Ausdruck, die ausserordentlich milde und in einer vielleicht gar zu rücksichtsvollen Form gehalten waren. So heisst es im Artikel 3: «Der König *erlaubt* die Besetzung des Landstriches zwischen Po, Sesia und Tessin, sowie der Hälfte des Platzes Alexandrien.»

Jetzt, nachdem seit mehr als einem Vierteljahrhundert die Einheit Italiens als Monarchie besteht, dürften die Ansichten Hess' auch von jenen Anhängern des monarchischen Systems gebilligt werden, die sie damals tadelten, und nunmehr von ihnen auch zugegeben werden, dass die völlige Vernichtung der piemontesischen Armee, das Erzwingen harter Friedensbedingungen in Turin der Erstarkung der republikanischen Ideen Vorschub geleistet und die österreichischen Interessen mehr geschädigt hätte, als jene rücksichtsvolle Enthaltsamkeit.

Der König von Piemont und seine Regierung waren in der Bewegung zur staatlichen Umgestaltung Italiens nicht die treibende Kraft, nur das benützte Mittel; und auch *das* nicht seitens aller

[1]) Adolf Beer, im Feuilleton der «Neuen Freien Presse» vom 5. Oktober 1893.

Parteien. In Venedig, in Toscana, im Kirchenstaate, in Genua war die Republik ausgerufen worden. Das Turiner Parlament war von Republikanern beherrscht und verweigerte noch vor dem Kriege 1849 der eigenen Regierung die erbetene Zustimmung zur Intervention in Toscana behufs Beseitigung der republikanischen Einrichtungen. Aber auch auf die Monarchisten Italiens hatten die Niederlagen der piemontesischen Armee ernüchternd gewirkt, und die Zahl jener, welche ihre Hoffnungen auf das savoyische Königshaus setzten, verminderte sich von Tag zu Tage.

Auch die Haltung der Regierungen in England und in Frankreich dürften nicht, wie manche meinten, auf Hess' Ansichten und Entschlüsse bezüglich des Marsches bis Turin bestimmend gewirkt haben.

Was England betrifft, dessen offiziell zur Schau getragene Sympathien für das Königshaus es nicht hinderten, insgeheim jede republikanische Bewegung zu unterstützen, so hatte es nicht einmal eine energischere Vermittlungsaktion Österreich gegenüber unternehmen wollen. Nach dem Feldzuge 1848 äusserte sich Lord Palmerston zum sardinischen Botschafter Grafen Revel: «Österreich würde weise daran tun, wenigstens auf die Lombardei zu verzichten; aber es dazu zu zwingen, ist England nicht in der Lage. Wendet Euch ans Frankfurter Parlament, welches für die Sache Italiens günstig gestimmt sein dürfte.»

In Frankreich weigerte sich das damalige Staatsoberhaupt, Cavaignac, dem Ansuchen des Grafen Alfons La Marmora zu entsprechen, als dieser einen französischen General (Bugeaud oder Changarnier) als Kommandanten für das sardinische Heer im bevorstehenden Kriege erbat: «La France n'entend pas se brouiller avec l'Autriche pour faire plaisir au Piémont», sagte er unter anderm.[1])

Auch Louis Bonaparte, wenige Monate vor dem Feldzuge 1849 zum Präsidenten der Republik erwählt, hatte damals keine feindlichen Absichten gegen Österreich; denn er fragte unseren mit den Friedensverhandlungen betrauten Minister Bruck, als dieser im April 1849 nach Paris kam, um mit der französischen Regierung Fühlung zu nehmen, in vorwurfsvollem Tone: «Warum seid Ihr Österreicher nicht nach Turin gegangen?»

Ich habe dies vom Baron Brenner, einem höheren Beamten unseres auswärtigen Amtes, der dem Minister Bruck für jene Mission

[1]) Beauregard, «Charles Albert», Seite 381 und 385.

beigegeben war. Ich hatte denselben 1847 in London kennen gelernt und traf ihn 1849 zu Mailand wieder, wo er auf der Rückreise von Paris verweilte. [1])

Wie geheim Hess seine Absichten zu halten pflegte, wie er insbesondere über jenen Operationsplan von 1849, denselben, den mir mitzuteilen er seine geheimen Gründe gehabt haben mochte, selbst seine nächste Umgebung bis zum letzten Augenblick im Dunkeln liess, mag folgendes beweisen.

Am 18. März, auf der Fahrt von Mailand nach Sant' Angelo, befand ich mich im selben Wagen mit dem Oberstleutnant Rossbacher, Vorstand der Operationskanzlei und damals, sowie noch die folgenden zehn Jahre hindurch, so lange Hess in der Aktivität verblieb, seine erste Vertrauensperson in operativen Angelegenheiten.

In Gedanken versunken, hatten Rossbacher und ich lange geschwiegen. Plötzlich ruft er lebhaft: « Ich möchte doch wissen, was Hess eigentlich vorhat! »

« « Wie? Das wäre Dir nicht bekannt!? » » rief ich überrascht.

« Habe keine Ahnung davon, » gab er entschiedenen Tones zurück.

Rossbachers Charakter war ein so gerader und unser Verhältnis ein so vertrauliches, dass der Verdacht, er wisse alles und wolle mich nur sondieren, gar nicht aufkommen konnte. Um so peinlicher war es mir, ihm gegenüber schweigen zu müssen. In Sant' Angelo angelangt, vermied ich es, mich persönlich bei ihm abzumelden, und liess ihn durch einen Dritten wissen, dass ich in höherem Auftrag unverzüglich nach Pavia müsse.

Bei meiner Rückkehr traf ich Rossbacher in voller Arbeit bei der Ausfertigung der Dispositionen an die Truppen.

«Nun wissen wir endlich, was geschieht!» rief er mir zu; worauf ich ihm über meine Rekognoszierung Bericht erstattete, ohne jedoch zu verraten, dass ich den Befehl dazu schon in Mailand erhalten.

In den bereits zitierten « Erinnerungen eines österreichischen Veteranen » von Schönhals steht: « Erst in Sant Angelo, am 18.

---

[1]) Neun Jahre später, 1858, soll freilich Kaiser Napoleon III. dem Abgesandten des Königs von Italien, General Della Rocca, gesagt haben: « Ich liebe Italien und würde mich nie mit Österreich gegen Italien allieren. Hätte ich 1849 den Platz innegehabt, den ich heute einnehme, so wäre ich sicher Karl Albert zu Hülfe gekommen. » Della Rocca, « Autobiografia di un Veterano ». Bologna, Zanichelli, 1898.

abends, wurde der Schleier des Geheimnisses über die Operationen gehoben; bisher kannten sogar die im Range dem Feldmarschall Radetzky zunächst stehenden Generale seine Absicht nicht.»

Die grossen Verdienste unseres greisen Armeekommandanten waren so zweifellos und wurden in so enthusiastischer Weise anerkannt, dass es seinem Ruhme keinen Abbruch tun konnte, wenn man der Wahrheit gemäss die Urheberschaft einer genialen Idee einmal einem anderen, als ihm, zuerkannte. Schönhals wurde jedoch durch seine leidenschaftliche Voreingenommenheit gegen Hess verleitet, in seinem Buche die Sache so darzustellen, als hätte der Feldmarschall selbst und allein den Operationsplan entworfen, ja denselben bis zum letzten Augenblicke sogar seinem Generalstabschef Hess vorenthalten. Diese Auffassung sei hiermit richtig gestellt.

Meine mehrerwähnte Mission nach Pavia brachte mich übrigens in eine sehr heikle Lage. Generalmajor Fürst Friedrich Lichtenstein lag dort mit seiner Brigade in Garnison. Als ich mich nach dem Eintreffen am 18. bei ihm, als dem Stationskommandanten, meldete, gab ich als Zweck meines Kommens das Einholen von Nachrichten über den Gegner an, und liess ihn im Glauben, dass er im Sinne der ergangenen Dispositionen den Befehl zum Rückzuge auf Piacenza jeden Augenblick zu gewärtigen habe.

Um die für Pavia erhaltene Aufgabe zu lösen, nämlich die Stellen zu ermitteln, wo neben der bestehenden stabilen Brücke über den Tessin noch zwei Kriegsbrücken zu schlagen wären, dann die Gassen und Wege zu rekognoszieren, welche die Truppen zu benützen hätten, um von ihren Bivouacs ausserhalb der Stadt gleichzeitig in drei Kolonnen an die Grenze zu gelangen, die hier der Gravellone, ein rechtseitiger Arm des Ticino bildete, nahm ich touristische Neugier, den Wunsch zum Vorwande, mich ein wenig in der mir unbekannten Stadt umzusehen.

Die Rolle, die ich da einem hohen Vorgesetzten gegenüber spielte, war mir, wie begreiflich, mehr als peinlich, aber ich musste sie im Interesse des Dienstes durchführen. Die strengste Geheimhaltung meines Auftrages war, abgesehen von allem übrigen, schon durch die kindlich-naive Sorglosigkeit geboten, mit der unsere Offiziere, hoch wie nieder, Dienstangelegenheiten in Kaffee- und Gasthäusern, wo fast alle Aufwärter Kundschafterdienste für unsere Gegner besorgten, zu besprechen pflegten.

Im Laufe des nächsten Nachmittags kam ich wieder, diesmal im Gefolge Hess' und der Armee voraus, nach Pavia. Mittlerweile waren die Dispositionen zur Konzentrierung der Armee daselbst ausgegeben und einzelne Truppen, Pioniere mit Brückentrains und verschiedene Verpflegungsanstalten, schon eingetroffen. Für den General war das Beabsichtigte nun kein Geheimnis mehr; ebensowenig konnte er sich's verhehlen, dass er von mir, den er im Gefolge des Generalstabschefs sah, zum besten gehalten worden. Ergrimmt auf mich zustürzend, überhäufte er mich mit Vorwürfen, denen aber Hess, dazwischentretend, ein Ende machte, indem er mit entschiedenen Worten mein Benehmen rechtfertigte.

Am zwanzigsten März begann die piemontesische Hauptmacht die Grenze auf der Linie Novara-Mailand bei Magenta zu überschreiten, blieb aber plötzlich und unentschlossen stehen, weil sie, statt auf grössere Truppenkörper, nur auf Vedetten und Patrouillen stiess, welche sich ohne Versuch eines Widerstandes eilig zurückzogen. Genau zu gleicher Zeit war die österreichische Armee mit fünf Corps bei Pavia aufs feindliche Gebiet übergetreten, hatte die schwachen Abteilungen, welche dort die Grenze bewachten, zum Rückzuge südlich über den Po gezwungen und wandte sich hierauf nordwestlich, um auf die rechte Flanke und die Rückzugslinie der Piemontesen jenen, wie Willisen sagt, «offensiven Gegenstoss schönster Art» auszuführen, welcher im Verein mit der «grossen taktischen Klarheit und Energie», die sie nach demselben Autor bei Novara entwickelte, dem Kriege schon am vierten Tage ein Ende machte. [1])

Nach Verdrängung der wenigen, Pavia gegenüber den Ticino bewachenden feindlichen Truppen, rückte unsere Hauptarmee noch am 20. März in nordwestlicher Richtung gegen Mortara vor. Die Spitze gelangte bis Garlasco, das Hauptquartier blieb noch in Pavia;

[1]) Wie über den Feldzug im Jahre 1848, ist auch über den neunundvierziger die erste österreichische Zusammenstellung schon 1850 in Wien in der Staatsdruckerei erschienen, und eine eingehende Bearbeitung derselben nach amtlichen Quellen von Hauptmann Hilleprandt im Jahrgang 1864 der «Österr. Militär. Zeitschrift» veröffentlicht worden.

Über das piemontesische Heer und seine Führer im Feldzuge 1849 enthalten, wie auch über 1848, interessante Mitteilungen die Werke «Charles Albert» par. Beauregard, Paris, Plon 1890 und «Autobiografia del Generale della Rocca», Bologna, Zanichelli, 1898.

Hess aber ritt mit einigen seiner Offiziere nach Gropello voraus, wo die Stäbe der zwei vordersten Corps untergebracht waren, und verbrachte dort die Nacht, um die von den Vortruppen einlangenden Nachrichten früher als sonst möglich zu erhalten.

Kurz vor anbrechendem Morgen wurde plötzlich Alarm geblasen. Aus einem unserer Lager, in welchem es, wie man erfuhr, mit der Verpflegung der Truppe nicht klappte, waren Soldaten nach Gropello gekommen und daselbst in unbewachte Häuser gedrungen, um nach Lebensmitteln zu suchen und auch sonstigen Unfug zu treiben.

In einem Gebäude, wo sich zwei meiner Pferde und das Dienstpferd meiner Ordonnanz befanden, widersetzte sich letztere den Plünderern. Da der Soldat, ein Südtiroler, nur italienisch sprach, auch seine dunkelgrüne « Botenjäger »-Uniform in der Armee wenig bekannt war, hielten die Angreifer ihn für einen im Versteck zurückgebliebenen Piemontesen, verwundeten ihn in heftiger Balgerei, bemächtigten sich der Pferde und eilten mit ihnen davon.

Zwar wurde die Ruhe im Orte bald wieder hergestellt, aber von den drei Pferden konnte nur eines wieder eingebracht werden. Die Excedenten hatten das vermeintliche Beutepferd ihrem Obersten, dem Kommandanten eines ungarischen Infanterie-Regiments, zugedacht, und neben dessen im Bivouac stehenden Pferden angebunden. Die beiden andern scheinen von den Trunkenbolden, als sie nüchtern wurden, freigelassen worden und entlaufen zu sein.

Der Feldmarschall traf strenge Massregeln zur Verhütung weiterer Unordnungen solcher Art, die eigentlich in erster Linie doch der ungenügenden Wachsamkeit der Offiziere zur Last gelegt werden mussten. Mir wurden als Entschädigung für den Verlust meines einen Pferdes 400 Gulden angewiesen; eine Summe, die dem erlittenen Schaden wohl entsprach, ihn aber nicht gutmachte, weil jetzt mitten im Feldzuge die Anschaffung eines neuen Tieres ausgeschlossen war. Ich hatte zwar noch zwei Pferde, diese aber waren zur Fortbringung der leichten Kalesche notwendig, die im Felde mitzuführen auch den Stabsoffizieren niederen Grades gestattet war.

Chrzanowski, der Oberkommandant des piemontesischen Heeres, hatte, während er fünf Divisionen für den beabsichtigten Übergang bei Magenta beisammen hielt, eine sechste Division unter Ramorino detachiert, mit dem Auftrage, bei Mezzana Corte auf das linke Po-

Ufer überzugehen, vor Pavia Stellung zu nehmen, am nächsten Tage aber in der Richtung auf Cremona weiter vorzudringen. Sollten wider Erwarten grössere österreichische Streitkräfte aus Pavia vorbrechen, so hatte er sich ihnen entgegenzustellen, beziehungsweise, wenn dazu genötigt, den Rückzug auf Novara zu nehmen.

Durch die auf Täuschung berechneten Bewegungen unserer Armee in den letzten Tagen vor Ablauf des Waffenstillstands sorglos gemacht, liess aber Ramorino nur vier Bataillone auf das linke Po-Ufer über-, und von diesen nur einen kleinen Teil in die Nähe von Pavia vorgehen. Diese schwachen Abteilungen vermochten natürlich gegen die vordringenden Massen unserer Armee nichts auszurichten und beeilten sich, den Po zwischen sich und jene zu legen. Unsererseits wurde ihnen eine Brigade nachgeschickt, mit dem Auftrage, ein erneuertes feindliches Vorbrechen über den Fluss in der Gegend von Mezzana Corte zu verhindern. Zwei Eskadronen Kavallerie aber hatten zu gleichem Zwecke den Po in westlicher Richtung über Lomello gegen Valenza und Candia abzustreifen.

Bei der grossen Entfernung zwischen dieser aufklärenden Kavallerie und der vorgedachten Brigade konnte es leicht geschehen, dass die dazwischenliegende, über Sannazzaro zum Po-Übergange unterhalb der Tannarobrücke führende wichtige Verbindung unbebeobachtet blieb. Um nun möglichst bald über etwaiges Anrücken feindlicher Truppen aus dieser Richtung Auskunft zu erhalten, schickte mich Hess am 21. gegen Mittag von Gropello, wo sich das Hauptquartier befand, mit einer Patrouille, bestehend aus sechs gutberittenen Botenjägern und einem Feldgendarmen, rekognoszieren. Der 30 Kilometer lange Ritt gestaltete sich recht interessant, ergab aber kein wichtigeres Resultat, und ich erwähne seiner nur, weil er mich leider die Gelegenheit verlieren machte, an der schönen Waffentat von Mortara teilzunehmen.

In der Nacht vom 20. zum 21. hatte das feindliche Oberkommando endlich von Radetzkys Übergang bei Pavia bestimmte Nachricht bekommen. Sofort wurde die Vorwärtsbewegung gegen Mailand aufgegeben und beschlossen, dem Gegner am rechten Ticinoufer entgegenzutreten. Drei Divisionen in der Gesamtstärke von 38,000 Mann wurden längs des Flusses nach Vigevano, und zwei Divisionen, 26,000 Mann, nach dem 11 Kilometer weiter rechts gelegenen Orte Mortara disponiert. In diesen Stellungen sollte das Anrücken des Gegners erwartet, und dann von Vigevano aus offensiv

gegen den rechten Flügel und die rechte Flanke desselben vorgegangen werden, um ihn von seiner Verbindungs- und Rückzugslinie über Pavia abzudrängen.

Von der österreichischen Heeresmacht wurde am 21. der grösste Teil (52,000 Mann) gegen Mortara dirigiert, und zwar hatten drei Corps auf der Hauptstrasse von Pavia, ein Corps links über San Giorgio und eines rechts über Gambolo vorzugehen.

Der erste Zusammenstoss fand gegen 1 Uhr mittags am Höhenrande des Tessintales bei Borgo San Siro, 10 Kilometer von Vigevano statt, wohin vom linken Flügel der Piemontesen eine Halbbrigade vorgeschoben worden war. Die an der Spitze unseres 1. Corps (Wratislaw) marschierende Brigade Strasoldo ging zum Angriff über, liess den zum Rückzuge gezwungenen Gegner durch ein Streifkommando verfolgen, und setzte den Marsch in der Richtung auf Mortara über Gambolo fort.

Nach 4 Uhr stiess das Streifkommando bei Sforzesca, 3 Kilometer vor Vigevano, wieder auf feindliche Truppen, griff sogleich an, wurde jedoch, da der Gegner in grosser Überzahl — es war der grösste Teil der 2. Division (Bès) — zum Rückzuge gezwungen und bis in die Nähe von San Siro verfolgt.

Hier jedoch trafen Verstärkungen unter General Wohlgemuth ein und zwangen die Piemontesen, auf Sforzesca zurückzugehen, um so mehr als sie ihre rechte Flanke durch jene k. k. Kolonne bedroht sahen, welche mittlerweile Gambolo erreicht und die dort aufgestellte feindliche Abteilung verdrängt hatte. Die eingebrochene Dunkelheit machte dem Kämpfen ein Ende. Während der Nacht lagerte die 3. und 4. piemontesische Division bei Vigevano, die 2. weiter vorne bei Sforzesca, und das österreichische 1. Corps gegenüber bei Gambolo und bei San Vittore.

Von unsern drei Corps, die auf der Hauptstrasse von Pavia gegen Mortara dirigiert worden waren, befand sich an der Spitze das 2. unter FML. d'Aspre. Dieses stiess gegen 5 Uhr abends auf die nicht weit (3 Kilometer) vor Mortara stehenden Vortruppen und disponierte alsbald die Division Erzherzog Albrecht zum Angriffe. Von den Piemontesen standen die 1. Division, Durando, unmittelbar vor der Stadt beiderseits der Strasse nach Pavia und bis zu jener nach Vigevano, die Reserve-Division unter dem Herzog von Savoyen aber rechts im Abschnitte zwischen der Ar-

bogna und Agogna, an der Strasse, die sich 5 Kilometer westlich von Mortara nach Vercelli, Casale und Valenza verzweigt. Von den vier Kolonnen, in welchen die Division Erzherzog Albrecht gleichzeitig zum Angriff vorging, warf die längs der Hauptstrasse sich bewegende rechte Mittelkolonne unter Oberst Benedek den ihr gegenüberstehenden Gegner trotz seines heftigen Feuers zurück und drang gleichzeitig mit ihm, bei bereits eingetretener Dunkelheit, in Mortara ein. Auch die drei andern Kolonnen gewannen bald Terrain und gelangten vor die Stadt. Dieser konzentrierte und energische Angriff veranlasste die zwei bei Mortara stehenden piemontesischen Divisionen, ihre bisher nicht engagierten Truppen als Unterstützung in die Stadt zu werfen. Benedek mit seinem kleinen Häuflein sah sich plötzlich abgeschnitten und wäre verloren gewesen, ohne einen kühnen Einfall, der ihm kam. Er forderte den vielfach stärkeren Gegner mit lautschallender Stimme auf, sich zu ergeben, da jeder Widerstand vergeblich sei. Jener, der bei der herrschenden Dunkelheit an eine erdrückende Übermacht der Österreicher glauben musste, verlor den Kopf und streckte die Waffen. Es ist ein fast einzig dastehendes Bravourstück; 57 Offiziere und über 2000 Mann als Gefangene, 6 Geschütze, reiches Material an Pferden und Fuhrwerken waren die Trophäen des Tages. [1])

Gegen 9 Uhr war der Kampf beendet. Die Division Durando zog sich gegen Novara, die Division Savoyen auf Robbio an der Strasse nach Vercelli zurück; einzelne Abteilungen verirrten sich auch auf die andern, südwestlich gegen die Sesia und den Po führenden Strassen.

An Tapferkeit hat es den Italienern in diesen Gefechten nicht gefehlt, aber Leitung und Führung liessen viel zu wünschen übrig.

Der Oberkommandant Chrzanowski in Vigevano, wo, wie erwähnt, die 3. und 4. Division lagerten (der König befand sich weiter vorne im Bivouac bei den Truppen der 2. Division, zwischen Vigevano und Sforzesca) erhielt die Nachricht von der Niederlage bei Mortara nach Mitternacht, gab hierauf die für den nächsten Tag geplante Offensive auf, und liess alle fünf Divisionen nach Novara zurückgehen.

---

[1]) Die Verluste auf Seite der Piemontesen sind nicht bekannt. Die Österreicher verloren an Toten, Verwundeten und Vermissten bei Mortara 10 Offiziere und 179 Mann, bei San Siro, Gambolo und Sforzesca 13 Offiziere und 312 Mann, unter diesen auch einige Gefangene.

Vor Novara waren nun bei 60,000 Mann vereinigt. Der sardinische Heerführer hoffte, in der taktisch vorteilhaften Stellung 2 Kilometer südlich der Stadt, die Angriffe der Österreicher abweisen, und hierauf in die Offensive übergehen zu können.

Die Hauptverbindungslinie über Vercelli nach Turin in der rechten Flanke und die Ausläufer der Alpen nahe im Rücken, machten diesen Plan zu einem sehr gewagten, wie ihn sich wohl nur ein ganz siegesgewisser Feldherr erlauben durfte. Der österreichische Operationsleiter glaubte daher auch annehmen zu sollen, dass der Gegner alles aufbieten werde, um rechtzeitig bei Vercelli hinter die Sesia zu gelangen und dort, senkrecht auf die Verbindungslinie, Stellung zu nehmen. Da aber die Vortruppen nur Bewegungen in der Richtung auf Novara wahrgenommen hatten, wurden unsere 56,000 Mann, die am 22. nördlich über Mortara vorgerückt waren, für beide Fälle bereit gehalten. Es wurden nämlich ein Corps links gegen Vercelli, drei auf der Hauptstrasse gegen Novara, dann eines in zweiter Linie zwischen diesen beiden Gruppen so in Marsch gesetzt, dass am nächsten Tage, je nach Umständen, alle fünf Corps entweder Novara angreifen oder, die Front nach links verändernd, bis an die Sesia bei Vercelli gelangen konnten.

Das 2. Corps (d'Aspre), welches, auch am 23. wieder den andern voraus, gerade auf Novara losging, stiess um 11 Uhr vor Olengo, 4 Kilometer von Novara, auf den Gegner. D'Aspre hielt diesen, entgegen der Meinung seiner Unterführer, nur für die Nachhut der nach Vercelli retirierenden feindlichen Armee, dachte ihn durch schnelles, entschiedenes Vorgehen rasch werfen zu können, und disponierte demgemäss seine Truppen zum Angriffe.

Der Gegner setzte jedoch nicht bloss kräftigen Widerstand entgegen, sondern ging selbst zur Offensive über. Nach ein paar Stunden erkannte d'Aspre, dass er eine sehr bedeutende Macht vor sich habe. Er forderte das zunächst hinter ihm befindliche 3. Corps auf, zu seiner Verstärkung in die Gefechtslinie einzurücken, das vierte, auf dem Marsche gegen Vercelli begriffene aber, diese Bewegung aufzugeben und gegen Novara in die rechte Flanke der Piemontesen vorzugehen. Letzteres Corps hatte aber diese Aufforderung nicht abgewartet, sondern schon um Mittag, als der Kanonendonner von Novara immer heftiger ertönte, seine Richtung verändert, und befand sich im vollen Anmarsche auf Novara.

Das 3. Corps gelangte um 3 Uhr ins Gefecht, doch war die dadurch dem zweiten gewordene Unterstützung bei der grossen feindlichen Übermacht nicht genügend, um einen Ausschlag zu unseren Gunsten herbeizuführen. Erst als gegen 6 Uhr abends das 4. Corps, endlich eingetroffen, dem Gegner in die rechte Flanke fiel, während gleichzeitig auch eine Division des Reservecorps in der Front zu Hülfe kam, sahen sich die tapfer kämpfenden Piemontesen zum Rückzuge gezwungen, der freilich alsbald bei vielen Abteilungen in Flucht ausartete.

Am hartnäckigsten und längsten (über 7 Stunden) war beiderseits der Strasse Mortara-Novara, von Olengo und von Cà Cavallotta bis zur Bicocca, auf dem schmalen Raume oberhalb der Region der Reisfelder gekämpft worden.

Nachdem d'Aspre sich überzeugt hatte, dass er die ganze Macht des Gegners vor sich habe, schickte er an den Feldmarschall Bericht über Bericht, seine schwierige Lage in der von ihm manchmal beliebten übertriebenen Weise schildernd.

Hess hatte gleich auf die ersten eingelaufenen Meldungen hin die Sachlage richtig erkannt und die entsprechenden Befehle an die Corps veranlasst. An einer zweckmässigen Ausführung derselben war um so weniger zu zweifeln, als der eingetretene Fall, wenn auch nicht geradezu vorausgesehen, so doch als möglich ins Auge gefasst worden war.

Jenen über-drastischen Berichten des 2. Corps danke ich die eigentliche Weihe als Soldat, meine erste Verwundung.

Obwohl vorauszusehen war, dass FML. d'Aspre mit jener Energie und Hartnäckigkeit, die er so oft, und ganz besonders im vergangenen Jahre bei Custoza bewiesen, den Gegner bis zum Eintreffen der Verstärkungen im Schach zu halten wissen würde, sah sich Hess, als gegen 3 Uhr wieder so ein Bericht, jammervoller als alle anderen, einlangte, zur Absendung eines seiner Offiziere veranlasst, der dem leidenschaftlichen Grafen abermals und ausführlich die getroffenen Verfügungen, die Schwierigkeiten, welche Reisfelder, Wassergräben, die Zickzackanlage der hiesigen Feldwege der raschen Fortbewegung grösserer Truppenkörper entgegenstellten, erklären, und ihn im Namen des Feldmarschalls zur Geduld mahnen sollte.

Mit dieser Mission wurde ich betraut.

Ich traf den General, umgeben von seinem Stabe, an der Strasse von Novara, kaum ausserhalb der Tragweite des feindlichen

Geschützfeuers, ruhig dasitzen. Wie am 24. Juli 1848 vor Custoza, nahm er auch diesmal meine Mitteilungen mit einem spöttischen Lächeln entgegen, welches deutlich sagte, dass sie ohne Schaden hätten unterbleiben können. Für ihn — nicht für mich; denn sie hatten mich an den wichtigsten Punkt des Schlachtfeldes gebracht.

Ich bat den Generalstabschef des 2. Corps, mir zu sagen, wo ich am besten einem recht interessanten Vorgang beiwohnen könnte, und er wies mich auf einen links zur Agogna führenden Feldweg, wo eine Hälfte des 2. und eine Brigade des 3. Corps unter Leitung des Divisionärs Erzherzog Albrecht zum vierten Male in der Richtung gegen Bicocca zum Angriffe vorgehen sollten.

Vor Cà Cavalotta traf ich den Erzherzog, der zwischen seinem ersten und zweiten Treffen Dispositionen gab. Er riet mir, in den ersten Stock eines nahen Gehöftes zu steigen, von wo eine Raketenbatterie mit ihrem Feuer das Vorgehen der Infanterie unterstützte.

Von dort aus sah ich auf einem Ackerfelde die Landwehrabteilung des 20. Infanterie-Regiments Baron Welden, mit dichten Plänklerketten, unter fortwährendem Feuern gegen einen gedeckten Feind vorrücken, dessen Aufstellung nur durch den Pulverrauch verraten wurde.

Leider verstanden es die unsern offenbar nicht, sich während des mühsamen und zeitraubenden Ladens zu decken. Die Folgen davon waren bei dem langsamen Vorrücken starke Verluste, ein immer zunehmendes Zögern in der Vorwärtsbewegung, und endlich ein ausgesprochenes Zurückweichen auf halbem Weg.

Mich litt es nicht länger im Hause. Ich stürzte hinaus, der retirierenden Truppe entgegen. Der Kommandant, Major Schulz, kommt mit den letzten seiner Leute, tief verstimmt über den Misserfolg. Seine diesfälligen Klagen unterbreche ich mit den Worten: «Mit dem Schiessen, lieber Freund, geht es einmal nicht! An Courage fehlt es deinen Polacken doch nicht; probieren wir es mit dem Bajonett allein!»

«Einverstanden!» erwiderte er freudig, formierte sogleich das Bataillon, liess zum Sturm trommeln; und die braven Neu-Sandecer gingen ohne Schwanken an. Es musste nur immer wieder verhindert werden, dass einzelne aus Reih und Glied seitwärts absprangen, um einen Schuss abzugeben.

Wir hatten die ersten paar Schritte hinter uns, als wir aus einem durch Gestrüpp verdeckten Seitenweg eine bisher nicht be-

merkte Kolonne des 33. Infanterie-Regiments debouchieren sahen, bei welcher sich der Regiments-Kommandant Oberst Benedek in Person befand.

Ich meldete ihm unsern Zweck, und warum ich den Angriff mit der blanken Waffe vorgezogen. Ohne ein Wort der Erwiderung lässt Benedek gleich Sturm schlagen und dringt mit uns vereint vor.

Vor allem lag daran, ein gewisses Gehöft am Wege zu erreichen, das uns momentane Deckung zu bieten versprach. Das Feuer unseres verdeckten Gegners war immer wirksamer, unsere Verluste immer grösser geworden. Ein Glück, dass uns keine Geschütze entgegenstanden.

Unter den Gefallenen befand sich auch Major Schulz. Kurz bevor ihn das Geschoss tötlich traf, hatte er mir lachend zugerufen: «Sieh her, sieh her!» und seinen von ein paar Kugeln durchlöcherten Hut geschwenkt.[1]) Es waren seine letzten Worte. Bald darauf lag seine grosse kräftige Gestalt hingestreckt auf dem Boden ...

Hinter dem erwähnten Gehöfte wurde ein kurzer gedeckter Halt gemacht. Während die Offiziere die bedeutend gelichteten Reihen ordneten, guckte ich um die Ecke des Gebäudes, um das Vorterrain zu rekognoszieren, und erblickte zu meinem Erstaunen gleich vorne, auf einem freien, ebenen, heckenumkränzten Platz, von welchem gerade uns gegenüber ein Weg zur Bicocca, dann mehrere andere Wege links und rechts ins Terrain führten, eine feindliche Infanteriemasse mit zwei Geschützen, im Begriff aufzumarschieren. Es war eine anderwärts geworfene Abteilung, die Halt gemacht, um sich rasch zu ordnen und uns offenbar nicht bemerkt hatte.

Jetzt hiess es, schnell vorbrechen, um den nichts ahnenden Feind noch während seines Aufmarsches zu überrumpeln.

Hinters Haus eilend, melde ich Benedek das Gesehene und füge hinzu: «Nur schnell hinaus, bevor es zu spät ist!»

«Das ist leichter gesagt als getan!» erwidert jener Hauptmann, welcher für den gefallenen Major das Kommando der Zwanziger übernommen hatte.

Gereizt, vergesse ich ganz, dass nicht ich der Kommandant bin, und rufe: «Nun, so will ich zeigen, dass es auch *getan* werden kann!» — Springe vor, hebe den Säbel: «Vorwärts!» und für die Ungarn: «Ellöre Magyarok!» Ich stürze voraus, und alles mir nach.

---

[1]) Die Stabsoffiziere der Infanterie trugen damals den Dreispitz.

Kaum hatte der noch in der Entwicklung begriffene Gegner unsere unter Hurrahs, Eljens und Trommelwirbel vorstürmende Abteilung bemerkt, als er sich zur Flucht in der Richtung der Bicocca wandte.

Währenddem wurde von jener Truppe, welche unser ursprüngliches Angriffsobjekt gebildet hatte, weiter auf uns gefeuert, wenn auch ohne grössere Wirkung, denn es geschah schon im eiligen Rückzuge, der gleichfalls in der Richtung auf die Bicocca erfolgte. Trotzdem war mir meine Kugel bestimmt. Während ich gerade, halblinks gewandt, mit dem Säbel einen Teil der Unseren zur Aufklärung in jener Richtung kommandiere, empfinde ich plötzlich einen heftigen Schlag an die linke Hüfte. Ich vermochte mich zwar aufrechtzuerhalten, konnte aber im Sturmschritte nicht weiter mit, und musste zurückbleiben. Nur die Genugtuung hatte ich noch, unsere unaufhaltsam vorrückende Kolonne auf dem, zur Bicocca führenden Wege verschwinden zu sehen.

Übrigens liessen Kommandos sowie Sturmsignale, von rechts und links aus der Ferne herüberschallend, annehmen, dass es auch auf anderen Linien siegreich gegen die bisher erfolgreich verteidigte feindliche Hauptstellung vorging.

Diese Annahme erwies sich auch als richtig. Es war gegen sechs Uhr abends, die Stunde, zu welcher, wie oben erwähnt, das vierte und ein Teil des Reservecorps, in das Gefecht eingreifend, die Entscheidung herbeiführten.

Das Gehen wurde mir sehr schwer, doch machte es das Wesen meiner Wunde — es war kein Knochen verletzt — möglich, zwar langsam, aber ohne fremde Hilfe bis zu jenem Gehöfte zu gelangen, von wo aus ich meine Sturmexpedition begonnen, und wo meine Ordonnanz mit dem Pferde wartete. Ich vermochte aber nicht aufzusitzen, und schickte meinen braven Gendarm Tresoldi nach einem Wagen. Bis das Fuhrwerk kam, verging längere Zeit. Eingetretene Dunkelheit und leichter Regen veranlassten mich, das Innere des Hauses zu betreten. Hier war ein Verbandplatz etabliert. Das Stöhnen der Sterbenden, das Ächzen der Verwundeten trieben mich wieder auf den Flur hinaus, wo ich mich niederlegte, um ein wenig zu ruhen. Jetzt trat eine Reaktion der stark erregten Nerven ein, und ich verlor das Bewusstsein, wenn auch, dank rascher ärztlicher Hülfeleistung, nicht auf lange. Der endlich herbeigeschaffte Wagen brachte mich auf einer lebensgefährlich überfüllten Strasse, zwischen einem Gewimmel von Truppen, Geschützen und Train jeder Art

hindurch, nach Vespolate, wohin der Feldmarschall sein Hauptquartier verlegt hatte.

Hier glücklich angekommen, musste ich mich längere Zeit gedulden, bis der Chefarzt, Dr. Wurzian, von der Inspizierung der Verbandplätze zurückgekehrt, die 10 Zentimeter lange, mit Tuchstücken gefüllte und entzündete Wunde reinigen und verbinden konnte, worauf die Schmerzen nachliessen.

Im Hauptquartiere wurde mir von allen Seiten herzliche Teilnahme ausgedrückt. Über den Sieg herrschte natürlich grosser Jubel, und es ging sehr lebhaft zu. Noch in der Nacht machte der Gegner Waffenstillstandsanträge; am nächsten Morgen traf die Nachricht von der Abdankung Karl Alberts ein, worauf in Vignale, drei Kilometer von Novara, die vielbesprochene Zusammenkunft des Feldmarschalls mit dem neuen Könige Viktor Emanuel zustande kam.

Am 28. März brach Radetzky mit dem Hauptquartiere von Novara auf und traf am folgenden Tage wieder in Mailand ein.

Da ich im Wagen transportabel war, folgte auch ich dahin.

Wie verschieden war heute die Physiognomie der Stadt von jener vor 11 Tagen, da wir in den nun so überschnell beendeten Krieg gezogen! Damals die Gassen gedrängt voll Menschen, die ihre freudige Aufregung nicht zu verbergen trachteten; heute alles wie ausgestorben, die wenigen Passanten ernst und finster, grimmige Blicke auf uns werfend!

Zu der hoffnungsreichen Stimmung vom 18., dem Tage unseres Ausmarsches, hatte die scheinbare Rückzugsrichtung, welche die Armee nahm, wohl viel beigetragen. Drei Tage vorher jenes stolze Manifest mit seinem «Nach Turin!» und jetzt dies ängstliche Zurückweichen — es war wirklich angetan, um selbst nüchterne Köpfe zu vorzeitigem Triumphgefühl zu entflammen.

An Hohn und Spott hatte es natürlich nicht gefehlt. Anspielend auf den mehrerwähnten Armeebefehl hatte man an der Porta Romana, durch die wir, der Richtung nach Karl Alberts Hauptstadt gerade entgegengesetzt, die Stadt verlassen, die ironische Aufschrift angebracht: «Via per Torino».

Das Lachen war den Spöttern bald verleidet worden ...

D. Nach dem Feldzuge 1849.

Aufstand in Brescia. — Herstellung der Ordnung in Mittelitalien. — Rückkehr nach Mailand. — Dienstreisen. — Einnahme Venedigs. — Radetzky in Wien. — Armeereformen. — Radetzky General-Gouverneur. — Benedek. — Lagunenflottille.

Mit der Besiegung der Piemontesen war der Krieg noch lange nicht zu Ende. Zuerst kam der Aufstand in Brescia und dessen Unterdrückung durch den aus Padua herbeigeeilten Kommandanten der Truppen im Venetianischen. Der Kampf war hartnäckig, und wurde leider auf beiden Seiten mit heftiger Erbitterung geführt. Die harten Massregeln, welche Haynau ergriff, waren, so bedauerlich sie sind und bleiben, durch Grausamkeiten auf der andern Seite, die barbarische Ermordung wehrloser Kranker und Gefangener, ferner durch die Rücksicht auf das abschreckende Beispiel veranlasst. Vielleicht aber wäre manches zu vermeiden gewesen, hätte man mit dem Angriffe zwei Tage länger, bis zum Eintreffen des von der Hauptarmee entsendeten 3. Corps, gewartet.

In Parma, Piacenza und Modena, welche Staaten zu Piemont geschlagen worden waren, dann in Toscana, wo man die Republik ausgerufen, war besonders die ländliche Bevölkerung mit den neuen Regierungen wenig zufrieden und wünschte die früheren zurück. Bei der Annäherung österreichischer Truppen wurden die alten Einrichtungen meist spontan wieder hergestellt. An vielen Orten, besonders in Florenz, kam es zu festlichen Empfängen. Eine Ausnahme bildete Livorno. Auswärtige Freischaren, die sich in diese Hafenstadt zurückgezogen, organisierten einen bewaffneten Widerstand, der jedoch am 11. Mai ohne grosse Mühe, mit einem Verluste von nur einem Toten und 38 Verwundeten bewältigt wurde.

Während die Herzogtümer, in denen österreichische Sekundogenituren bestanden, von uns allein besetzt wurden, geschah dies im Kirchenstaate gemeinsam mit andern katholischen Mächten. In den südlichen Teil rückten neapolitanische, spanische und französische, in den nördlichen österreichische Truppen ein.

Die Stimmung der Bevölkerung im Kirchenstaate war wesentlich von jener in den Herzogtümern verschieden, die republikanische

Idee stärker entwickelt, die Bevölkerung im allgemeinen der Rückkehr der päpstlichen Regierung abhold.

Schon seit den Zeiten der ersten Republik von 1797 und des ersten Königreichs Italien war ein grosser Teil der Bevölkerung der päpstlichen Herrschaft feindlich gesinnt und hatte sich, als 1814 das Kirchenregiment in seiner früheren Ausdehnung wieder hergestellt worden, nicht mehr fügen wollen. Seither hatten sich immer wieder von neuem (in den Jahren 1831, 32, 43, 48 und 49) Befreiungsbestrebungen geltend gemacht.

Unsere zur Unterwerfung der nördlichen Provinzen des Kirchenstaates bestimmten Truppen marschierten zuerst vor Bologna und erzwangen nach achttägiger Einschliessung und kurzem Bombardement am 15. Mai die Unterwerfung der Stadt. Dann zernierte ein kleines Corps Ancona, während zugleich ein Teil unserer Flotte diese Festung von der Seeseite einschloss. Nach Umbrien und über den Apennin bis zur Küste südlich Ancona wurden Abteilungen unserer in Toscana stehenden Truppen disponiert.

Die Belagerung von Ancona nahm die Zeit vom 24. Mai bis 19. Juni in Anspruch.

Rom wurde von den Franzosen, die am 28. Mai in Civitavecchia gelandet waren, am 3. Juli unterworfen.

Hierauf beschäftigte Garibaldi durch fast zwei Monate die verschiedenen Okkupationstruppen. Durch die Franzosen zur Räumung Roms gezwungen, durchzog er mit ungefähr 3000 Mann das Land, die Bevölkerung zur Fortsetzung des Krieges aneifernd, jedoch vergeblich. Seine Schar wurde zersprengt, er selbst gelangte mit wenigen Getreuen an die Pomündung, konnte aber Venedig nicht erreichen und flüchtete über den Apennin nach dem Küstenort Piombino, wo er sich Ende August einschiffte.

Von meiner binnen wenigen Wochen erfolgten Genesung an bis zur Einnahme von Venedig war ich fast beständig unterwegs. Bald galt es der Flottille am Gardasee oder der auf dem Lago Maggiore, bald wieder dem Belagerungscorps vor Venedig, dem Marine-Oberkommando in Triest, den Truppen, die Ancona eingeschlossen hatten. Auch an den Reisen nahm ich teil, die Radetzky mit seinem Stabe durch die Herzogtümer, durch Toscana und die Romagna, ferner in die Nähe von Venedig und über den Gardasee nach Tirol unternahm. Endlich begleitete ich Hess, als er zum Abschlusse der Kapitulation mit Venedig nach Mestre ging.

Solch wiederholte Entsendungen, und nun gar eines Stabsoffiziers aus der Operationskanzlei, sind dadurch erklärbar, dass eine telegraphische Verbindung bloss auf der Linie Mailand-Verona-Mestre, und auch hier nur mittelst optischer Feldtelegraphen bestand, die weder regelmässig noch verlässlich funktionierten; der schriftliche Verkehr aber, bei dem häufig ungenügenden militärischen Wissen der Führer und ihrer Stäbe, infolge der vielen Missverständnisse, Zweifel, Anfragen und Rückantworten, besonders wenn es sich um dringende Angelegenheiten handelte, oft die Versäumung des richtigen Termins zur Folge hatte.

Dass aber Hess gerade mich mit Vorliebe zu derartigen Missionen verwendete, mag seine Erklärung in den gütigen Worten finden, die er in einem seiner späteren Briefe (vom 14. April 1850) an mich richtete: «Unter meinen braven Offizieren sind Sie einer derjenigen, der mich am besten verstand.»

Mir war dieses viele Reisen natürlich sehr erwünscht, denn es brachte Abwechslung in meine Beschäftigung und bot mir gute Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen.

Erwähnung verdient, dass ich auf den zahlreichen Kreuz- und Querzügen, die ich meist ganz allein im Extrapost- oder im Vorspannwagen, oft durch Bezirke machte, wo weit und breit kein Soldat zu sehen war, keine wesentliche Unannehmlichkeit mit der Bevölkerung erlebte. Die Kenntnis der Landessprache und die Höflichkeit, deren ich mich in Ton und Art befliss, mögen nebst dem Grundsatz, jeden empfangenen Dienst gleich und gut zu entlohnen, dazu beigetragen haben, dass ich vor Konflikten und Unannehmlichkeiten bewahrt blieb.

Die Bezwingung der grossen Lagunenstadt war eine schwierige Aufgabe. Die Zernierung begann zwar schon Mitte Juni 1848, aber mit ungenügenden Kräften. Erst nach dem Feldzuge 1849 wurde die entsprechende Macht verfügbar, damit energisch ans Werk gegangen werden konnte. Als dann den Verteidigern auch jede Hoffnung auf Hilfe von aussen schwand, erfolgte die Unterwerfung der Stadt im August 1849.

Das endlich eingetretene, überaus wichtige Ereignis wurde dadurch besonders gefeiert, dass FM. Radetzky persönlich (30. August) am Einzuge unserer Truppen teilnahm.

Die Verluste, die wir vor Venedig durch die Waffen des Gegners erlitten, waren verhältnismässig nicht gross, denn sie betrugen in

der Zeit vom Oktober 1848 bis zum Ende der Belagerung nur 216 Tote und 437 Verwundete. Dagegen waren die durch Wechselfieber verursachten enorm. In die Spitäler wurden nicht weniger als 62,300 Mann abgegeben, von denen 7000 starben! Die Zahl der als unheilbar und siech in die Heimat Entlassenen war nicht zu ermitteln, überstieg aber gewiss vielfach die der in Spitälern Gestorbenen. Der längere Aufenthalt in den sumpfartigen Lagunenniederungen, noch dazu in der wärmern Jahreszeit, war besonders für die aus gebirgigen Gegenden stammenden Soldaten verderblich, die, an reine Luft gewöhnt, dem Malariagifte rasch erlagen.

Im Marine-Arsenal von Venedig befanden sich ein paar Schlüssel, einer von Silber und einer von Gold, im Jahre 1797 angeschafft, um Bonaparte übergeben zu werden, als Symbol, dass die alte Republik der jungen französischen Schwester Arme und Tore öffne. Jetzt wurden sie wieder hervorgesucht und dem Feldmarschall Radetzky präsentiert, als er im feierlichen Aufzuge die bezwungene Stadt betrat.

Radetzky legte die Schlüssel der Meldung bei, die er über die Einnahme von Venedig, sowie die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge in Ober- und Mittelitalien an Kaiser Franz Josef erstattete.

Mit der Überbringung wurde Generalmajor und Brigadier Erzherzog Leopold betraut. Zu meiner grossen Überraschung und Freude erhielt ich den Befehl, ihn zu begleiten. Nebstbei hatte ich in Wien eine besondere Mission zu vollziehen, nämlich durch den ersten Generaladjutanten Generalmajor Graf Grünne private Erkundigung einzuziehen, ob es Seiner Majestät genehm wäre, wenn der Feldmarschall nach Wien käme, um persönlich Bericht zu erstatten und die kaiserlichen Befehle über sein weiteres Verhalten einzuholen.

Diese Anfrage wurde sehr günstig aufgenommen, und Radetzky auf Befehl Seiner Majestät durch Grünne aufgefordert, sobald als möglich die Reise an das kaiserliche Hoflager anzutreten.

Es war am 13. September, dass Radetzky in Wien eintraf und einen von Regierung und Bevölkerung vorbereiteten, wahrhaft triumphalen Einzug hielt.

Am festlich geschmückten Bahnhofe von Ministern, Generalen, Gemeinderäten empfangen, fuhr er in einem Hof-Galawagen, mit dem Minister des Äussern und des k. k. Hofes, Fürsten Felix Schwarzen-

berg, dem Kriegsminister Feldmarschalleutnant Graf Gyulai und dem Feldzeugmeister Jellacic zur Seite, auf dem Wege durch die Wieden, das Kärntnertor und die Kärtnerstrasse, über Graben und Kohlmarkt, überall von spalierbildenden Menschenmassen als «Retter Österreichs» stürmisch begrüsst, von den festlich geschmückten Häusern herab mit Blumen beworfen, in die Hofburg, wo ihm und seinem Stabe Wohnung zugewiesen war.

Wo er in den nächsten Tagen sich nur öffentlich zeigte, bei Paraden und Feldmanövern, im Theater, bei Ausfahrten, wurde er stets mit grossem Jubel begrüsst.

Während seiner mehr als fünf Wochen dauernden Anwesenheit in Wien fanden wiederholte Ministerkonferenzen unter persönlichem Vorsitz des Monarchen statt, denen der Feldmarschall und sein Generalstabschef beigezogen wurden. Die wichtigen Beschlüsse, die da gefasst wurden, waren politischer und militärischer Natur.

Die Ende September erfolgte Kapitulation der Festungen Komorn und Peterwardein hatte dem Kriege in Ungarn ein Ende, und den bisher dort festgehaltenen Teil der Armee anderweitig verfügbar gemacht. Es wurde nun beschlossen, der in Deutschland immer mehr erstarkenden Tendenz nach Schaffung eines parlamentarischen Bundesstaates unter Preussens Leitung mit Macht und Entschiedenheit entgegenzutreten. Zu diesem Zwecke wurde an der Westgrenze von Böhmen eine Armee unter FML. Erzherzog Albrecht, und in Vorarlberg ein Corps unter Feldmarschalleutnant Legeditsch aufgestellt.[1])

Des weiteren wurden Reformen im Organismus des Heeres beraten, wie sie die Erfahrungen der Kriege in Italien und Ungarn als wünschenswert erscheinen liessen.

Diese waren: erstens die Bildung eines Armee-Ober-Kommandos, das über alle operativen und höheren Personalangelegenheiten zu entscheiden hätte, während dem Kriegsministerium, ungefähr wie es damals in England der Fall war, nur die Besorgung der Verwaltungsangelegenheiten zufiel.

[1]) Letzteres wurde im November 1850 nach Kurhessen geschickt, und bildete daselbst mit bayrischen und württembergischen Truppen die sogenannte Bundesexekution zum Zwecke der Wiederherstellung der früheren staatlichen Ordnung. Als es dann, Ende November, in Olmütz zu einer Verständigung zwischen Österreich und Preussen gekommen war, wurde unsere Armee in Böhmen demobilisiert, das in Kurhessen gestandene Corps jedoch nach Holstein beordert, um im Vereine mit preussischen Truppen die dänische Oberherrschaft in den Herzogtümern wieder einzuführen.

Zweitens die Gruppierung der gesamten Armee auch im Frieden in taktische Körper höherer Ordnung, also nicht wie bisher bloss Brigaden und Divisionen, sondern auch Armeecorps und Armeen, eine Einteilung, die bei den Truppen im lombardisch-venetianischen Königreiche schon seit längerem bestand.

Die Zahl der Armeen wurde auf vier, die der Armeecorps auf vierzehn festgesetzt. Als Friedensdislokation wurde der ersten, aus vier Corps gebildeten Armee der nordwestliche Teil der Monarchie, Mähren, Schlesien, Böhmen, Österreich, Salzburg, Nordtirol und Vorarlberg zugewiesen. Die II. Armee, fünf Corps, erhielt den Teil des Reiches auf der Südseite der Alpen, nämlich Südtirol, die Lombardei und Venezien, Istrien, Krain und Kärnten. Eines der fünf Corps der II. Armee hatte den nördlichen Teil des Kirchenstaates zu besetzen.

Die III. Armee, vier Corps, war in Ungarn, Siebenbürgen, dann im Banate, endlich die IV. Armee, bloss aus einem Corps gebildet, im langen schmalen Landstriche auf der Nordostseite der Karpathen, Galizien mit der Bukowina, disloziert.

In Croatien-Slavonien und Dalmatien blieben die Truppen wie bisher nur in Brigaden und in Divisionen gruppiert, und diese den Landesmilitärkommanden in Agram und in Zara unterstellt.

Die bisher bestandenen zwölf « Militär-General-Kommanden » wurden zuerst im Wirkungskreise beschränkt und nur als Verwaltungsbehörden unter der Bezeichnung « Landes-Militär-Kommanden » beibehalten, bald darauf aber, 1853, als selbständige Behörden aufgehoben und zu Sektionen der im selben Orte befindlichen Armee- oder Armeecorps-Kommanden gemacht. Gleichzeitig wurde auch das Kriegsministerium als 3. und 4. Sektion dem Armee-Ober-Kommando einverleibt.

Die Aufrechterhaltung der Armee- und der Armeecorps-Kommanden im Frieden war ein zeitgemässer Fortschritt. Derselbe wäre aber noch grösser gewesen, hätte man gleichzeitig auch das Corpsbezirks-System eingeführt, wozu es leider erst lange nachher, im Jahre 1882, gekommen ist. Der niedrigere Kulturzustand einzelner Länder, und wohl auch die Stimmung in Ungarn liessen eben die Anwendung dieser in Preussen schon seit langem bestehenden und heute von allen grossen europäischen Staaten angenommenen Einrichtung nicht zu.

Weitere Arbeiten jener Konferenzen betrafen eine grössere Zentralisation der Armeeleitung und die Hervorhebung des rein militärischen Elementes in derselben, die Aufstellung neuer Truppenkörper, die Erhöhung des Friedensstandes. Alle diese, sowie andere Neuerungen leiteten eine ganz neue Richtung, eine Epoche der Reformen, ein, deren Schöpfungen aber im grossen und ganzen keinen Bestand hatten. Schon acht Jahre später, nach dem unglücklichen Kriege von 1859, wurde vieles wieder umgestürzt, und darunter nicht bloss Unzweckmässiges.

Für die Hülfe, die uns Russland im ungarischen Kriege geleistet, gedachte Kaiser Franz Josef dem Zaren durch einen ausserordentlichen Gesandten seinen Dank zu entbieten. Er bestimmte dazu den Erzherzog Leopold, denselben, der kürzlich die letzte Siegesbotschaft aus Italien nach Wien gebracht. Der Erzherzog liess mich fragen, ob ich ihn auf dieser Mission begleiten wolle. Zu meinem grössten Bedauern musste ich dieses gnädige Anerbieten ablehnen und auf die so interessante Reise verzichten, weil die Sorge um meinen Vater,[1]) dessen Schicksal noch nicht entschieden war, mich im Innern der Monarchie zurückhielt. Alle meine Bemühungen, die Angelegenheit zu gutem Ende zu bringen, sind übrigens erfolglos geblieben, und ich musste schliesslich froh sein, dass die Festung sich schon am 7. September auf Gnade und Ungnade ergab, obgleich sie noch 3 bis 4 Monate Widerstand hätte leisten können, weil dank der dadurch erzeugten milderen Stimmung mein Vater, nach nur zweimonatlicher Gefangenschaft, am 7. November 1849 die Freiheit, wenn auch nicht seine geliebte Charge, wiedererlangte.

Von Wien kehrte Radetzky mit sehr erweiterten Machtvollkommenheiten nach Italien zurück. Statt wie bisher durch einen Erzherzog als Vizekönig, wurde die Zivilregierung von jetzt an durch einen Generalgouverneur geleitet, und dieser Posten dem Feldmarschall übertragen, der somit beide Gewalten in seiner Hand vereinigte.

Leider verlor er seinen treuen Berater, seine grösste Stütze. Hess blieb in Wien als « Generalquartiermeister und Chef der Zentral-Operationskanzlei Seiner Majestät » und übernahm gleichzeitig wieder die oberste Leitung des Generalstabes, die er bis zum Frühjahr 1848 geführt.

[1]) Siehe Seite 157.

An seine Stelle bei der Armee in Italien wurde Generalmajor Ludwig Benedek berufen. Im Jahre 1822 aus der Neustädter Militärakademie als Fähnrich in das 27. Infanterie-Regiment getreten, war er anfangs der Dreissigerjahre zum Generalstabe bei der Armee in Italien, 1840 dann als Stabsoffizier und Generalkommando-Adjutant nach Lemberg gekommen, wo er sich 1846, wie schon oben erwähnt, durch die energische Unterdrückung des Krakauer Aufstandes auszeichnete. In den Kriegen 1848 und 49 Regimentskommandant, später Brigadier, hatte er in Italien und dann auch in Ungarn durch seine ungewöhnliche Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Bravour seinen Namen sozusagen legendär gemacht.

Gleichzeitig mit Hess schied von Radetzky auch sein langjähriger erster Generaladjutant, Feldmarschalleutnant Schönhals. Er kam als Präsident der Militärkommission weiland des Deutschen Bundes nach Frankfurt und fungierte in dieser Stellung bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand (1853).

Ihn ersetzte beim Armeekommando in Italien der bisherige zweite Generaladjutant, Generalmajor Schlitter, doch nur für kurze Zeit; dann wurde dieser wichtige Posten mit einem Generalstabsoffizier, Oberst Stäger, besetzt.

Für die Geschäfte des Gouvernements war dem Feldmarschall ein höherer Zivilbeamter beigegeben.[1]) Seine erste Vertrauensperson in allen wichtigen Angelegenheiten, auch der Zivil-Verwaltung, war jedoch der Generalstabschef. Benedek war sich der grossen Wichtigkeit dieser Doppelstellung, welche dadurch noch gesteigert wurde, dass auch der Monarch ihn bei jeder Gelegenheit zu Rate zog, wohl bewusst, bemühte sich auch redlich, ihr zu genügen; aber behaglich fühlte er sich darin nicht während der acht Jahre, die er sie bekleidete (bis zu Radetzkys Rücktritt im Jahre 1857).

Seine Sehnsucht ging stets nach einem rein militärischen Kommando, in welchem er seine grosse Tatkraft aus eigener Machtvollkommenheit, und nicht bloss im Auftrage eines Höheren, verwerten konnte. Die Rolle eines Ratgebers oder Referenten entsprach seinen Anlagen und Neigungen nicht. Auch fühlte er als Chef des Generalstabs einer grossen Armee das Unzureichende seines Wissens, besonders in operativen Angelegenheiten.

[1]) Zuerst, vom Jahre 1850—1853, Graf Strasoldo, hierauf bis 1855 Graf Rechberg (später — 1859 bis 1864 — Minister des kaiserlichen Hauses und des Äussern), und zuletzt, von 1856—1857, Baron Burger (Marineminister von 1862 bis 1865).

Aus unbedingter Ergebenheit für seinen Kaiser fügte er sich; aber es waren für ihn schwierige Jahre, umsomehr, als der Zivil-ad-latus des Feldmarschalls ihn mit seiner Eifersucht beehrte. Es bedurfte der ganzen Vornehmheit im Denken, der konzilianten Umgangsformen und der grossen Güte Benedeks, um auch mit letzterem ein leidliches Auskommen zu ermöglichen.

Mir ward gute Gelegenheit, Benedek genau kennen zu lernen, da ich vom Beginne seines Amtsantrittes ab ein ganzes Jahr hindurch seiner Operationskanzlei angehörte, unter ihm mehrere wichtigere Arbeiten ausführte, ihn auf Dienstreisen begleitete und sein volles Vertrauen besass.

Das erste Mal war ich mit ihm auf dem Schlachtfelde von Novara in Berührung gekommen. Damals benahm er sich gegen mich etwas zurückhaltend, wahrscheinlich, weil ich zu den Vertrauten des Generalstabschefs Hess gehörte, dem Benedek noch von früheren Zeiten, und auch vom jetzigen Kriege her angebliche Ungerechtigkeiten verübelte.

Durch mein Auftreten beim Sturm auf die Bicocca erwarb ich mir jedoch sein besonderes Wohlwollen, und verdankte wesentlich diesem meine schnelle Vorrückung zum Oberstleutnant und zum Oberst. Ein Beförderungsvorschlag — vom 27. März 1850 — enthält so vieles Lob über mich, dass ich es hier nicht wiedergeben kann und nur erwähne, dass er darin mein Benehmen bei Novara als ein «mit Überlegung tapferes» bezeichnete. In einem Gespräche mit dem Generaladjutanten des Kaisers erklärte er sogar, die Schuld daran zu tragen, dass ich nicht das Theresienkreuz erhalten; denn, sagte er, er habe es versäumt, mir das verdiente Zeugnis auszustellen.

Diese Unterlassung und seine spätere, mir unerklärt gebliebene, Entfremdung lassen mich aber nicht vergessen, dass Benedek mir jahrelang ein väterliches Wohlwollen bewies, und dass ich nicht zuletzt ihm meine aussergewöhnlich rasche Karriere verdanke.

Nach der Unterwerfung Venedigs erachteten Radetzky und Hess, ausser der Ergänzung der Befestigungen, auch die Errichtung einer Flottille für geboten, welche in den Kanälen der Stadt und auf den ausgedehnten Lagunen, die sie umgeben, den militärischen Transport- und Sicherheitsdienst besorgen sollte.

Gleich nach der Genehmigung des Vorschlags in Wien wurde ich nach Venedig geschickt, um die nötigen Erhebungen zu pflegen

und ein bezügliches Projekt auszuarbeiten. Ausserdem hatte ich in Triest mit dem Marine-Oberkommando die Art und Weise zu vereinbaren, wie die Po- und die Etschmündungen zu überwachen wären, damit sie nicht Freischärlerhaufen als Versteck dienen könnten.

Die Beschäftigung mit diesen hochinteressanten Aufgaben wirkte wohltätig auf mich, indem sie meine Gedanken von der traurigen Peterwardeiner Angelegenheit ablenkten, die gerade damals ihrer Lösung entgegensah.

E. Jahr 1850.

Radetzkys präsumtiver Nachfolger. — Ringelsheim. — Kaiserl. Besuch in Triest und Pola. — Der Marschallstab Radetzkys. — Albrecht Adam d. Ä. — Meine Verheiratung.

Im April 1850 war der Kriegsminister, FML. Franz Graf Gyulai, nach Verona gekommen, um, wie verlautete, mit dem Feldmarschall Armeeangelegenheiten zu besprechen; tatsächlich jedoch, wie es sich später herausstellte, um sich mit dem ihm befreundeten Generalstabschef Benedek bezüglich des Kommandos zu verständigen, das er, nach seinem bevorstehenden Rücktritte vom Posten eines Kriegsministers, als präsumtiver Nachfolger Radetzkys vorläufig über ein Corps von dessen Armee übernehmen sollte.

Gyulai hatte sich 1848 als Militärkommandant in Triest bedeutende Verdienste erworben, indem er beim Ausbruche der Revolution, und dann noch mehr als ein Jahr hindurch, unter schwierigen Verhältnissen durch treffliche Massregeln Istrien geschützt und dem Staate den grössten Teil seiner Kriegsmarine gerettet hatte. In seiner darauffolgenden Verwendung als Kriegsminister (vom Juni 1849 an) mag er sich wenig behaglich gefühlt haben; und da überdies eine den Wirkungskreis dieses Ministeriums wesentlich beschränkende Umgestaltung desselben geplant wurde, so dürfte ihm die Einteilung bei der Armee in Italien sehr erwünscht gekommen sein.

Obzwar die bewundernswerte physische und geistige Rüstigkeit und Tätigkeit Radetzkys ihn für seine neue Doppelaufgabe noch voll geeignet erscheinen liessen, war es bei seinem hohen Alter (er stand im 84. Jahre) doch gerechtfertigt, dass die oberste Staatsleitung jetzt schon an die Bestimmung eines Nachfolgers vordachte.

In das Geheimnis war bei der Armee in Italien vielleicht Benedek allein eingeweiht. Auch als Gyulai wenige Monate nach seiner Veroneserreise das Kommando über das in der Lombardei dislozierte 5. Armeecorps antrat, ahnten wohl nur wenige in ihm den künftigen Nachfolger des Feldmarschalls, welcher letztere freilich noch volle sieben Jahre lang seinen Posten versah.

Auf der Rückreise von Verona nach Wien, im April 1850, hatte Gyulai den Weg über den Gardasee und durch Tirol eingeschlagen. Mir war die interessante Aufgabe geworden, ihn über das Schlachtfeld von Rivoli zu führen, und dann auf dem See bis Riva sein Begleiter zu sein. Bald darauf kam ich in die Lage, ihm einen Dienst zu erweisen, den er in der Folge stets dankbar erwähnt hat. Als er nämlich das Kommando des 5. Corps in Mailand erhielt, war Benedek in Verlegenheit, wen er ihm zum Generalstabschef vorschlagen sollte, und fragte mich um meine Meinung. Der zeitweise stark hervortretende Magnatenstolz, der verletzende Sarkasmus Untergebenen gegenüber, welche man Gyulai nicht mit Unrecht vorwarf, machten, dass die Kommandierungen zu seiner Person sehr gefürchtet waren.

Es war also nicht ganz leicht, den richtigen Mann zu finden. Nach einigem Überlegen nannte ich den Major Ringelsheim.

Benedek erschrak fast, als er den Namen hörte. Der Träger galt für einen Mann von radikalsten Anschauungen, mit dem der Aristokrat Gyulai unmöglich sich befreunden, jenen intimen Verkehr unterhalten konnte, der im Interesse des Dienstes wünschenswert war.

Ich aber, mit Ringelsheim befreundet und ihn genau kennend, wusste, dass er zwar mit Vorliebe Reden führte, die ihn als förmlichen Umstürzler erscheinen liessen, aber dass dies nur eine Marotte war, in der er sich gefiel, er im Gegenteil korrekt und loyal dachte. Dabei war er begabt, geistreich und besass alle nötigen Eigenschaften, sowohl um sich eine angemessene Behandlung von Seite Gyulais zu sichern, als auch um die Stellung als Generalstabschef eines Corps vorzüglich auszufüllen.

Benedek liess sich überzeugen, Gyulai vertraute meinem Urteile, und die Folge bestätigte die Richtigkeit desselben.

Ringelsheim war durch hochmütiges, abstossendes Benehmen auch von Seite eines höheren Vorgesetzten nicht einzuschüchtern und stets bereit, sich, wie man sagt, auf die Hinterfüsse zu stellen.

Nach einigen Scharmützeln erkannte Gyulai, dass der andere ihm gewachsen war, und es stellte sich zwischen beiden ein gutes, ja freundschaftliches Verhältnis ein, das sich auch in aller Folge durch viele Jahre, bis zu Gyulais im Jahre 1867 erfolgtem Tode ungetrübt erhalten hat.

Als Gyulai im Jahre 1857 das Armeekommando in Italien erhielt, folgte ihm nach einigen Monaten Ringelsheim als Generalstabschef auf den höheren Posten. Vor Beginn des Krieges 1859 wurde er jedoch desselben wieder enthoben, weil man ihm in Wien die Befähigung zum Operationsleiter einer grossen Armee nicht zutraute. Der an seine Stelle gelangte, anerkannt vorzügliche Stratege Oberst Kuhn verstand es leider nicht, das Vertrauen Gyulais zu erlangen; ein Umstand, welcher den ungünstigen Verlauf der ersten Periode des Feldzugs von Neunundfünfzig wesentlich mit beeinflusst hat.

Im Mai unternahm Kaiser Franz Josef eine Reise nach dem Küstenlande, um den wichtigsten Handelshafen der Monarchie, Triest, sowie Pola, den an Stelle Venedigs designierten Haupt-Kriegshafen, in Augenschein zu nehmen, zugleich die aufstrebende, verjüngte Kriegsmarine zu besichtigen und an Ort und Stelle wichtige Anordnungen zu treffen, weshalb auch mehrere Minister, sowie der Generalstabschef des Kaisers, FZM. Hess, mitgekommen waren. Feldmarschall Graf Radetzky, dessen Kommandobereich sich auch über Triest und Pola erstreckte, wurde, um ihm die Anstrengungen zu ersparen, denen er während der Kaiserlichen Anwesenheit daselbst ausgesetzt gewesen wäre, aufgefordert, den Monarchen erst auf dessen Rückreise über Görz in letzterem Orte zu erwarten, dagegen seinen Generalstabschef Benedek nach Triest zu senden. Da letzterer mich zu seiner Begleitung befehligte, hatte ich Gelegenheit, den festlichen Empfang, der Seiner Majestät überall bereitet wurde, dann den Stapellauf eines Lloyddampfers, die feierliche Grundsteinlegung der Eisenbahnlinien nach Wien und nach Italien, endlich das Schauspiel eines kleinen Seegefechtes mit anzusehen, welches während unserer Fahrt nach Pola auf der Höhe von Pirano aufgeführt wurde.

Die enthusiastische Verehrung unserer Armee für den greisen Feldherrn, der sie in Italien von Sieg zu Sieg geführt, gelangte in

der Widmung eines prachtvollen, künstlerisch ausgestatteten Marschallstabes zum Ausdrucke.[1])

Am 17. September 1850 fand die feierliche Überreichung zu Verona statt. Das Fest eröffnete eine Tagreveille, von sämtlichen Militärmusiken ausgeführt. Eine grosse Kirchenparade folgte, zu der jede Garnison im Armeebereiche ein Kommando entsendet hatte; hierauf kam die Überreichung des Stabes an den Gefeierten unter Musikklängen, Dechargen und Kanonendonner; ein grosses Festdiner, Retraite, Fackelzug und Ball bildeten den Schluss.

Als die Deputation unter Führung des ältesten Generals der Armee in Italien, G. d. K. Gorczkowsky, Festungs-Kommandanten in Venedig, mit der Ehrengabe vor den Feldmarschall trat, da war es, als höbe sich jede Brust in freudigem, selbstbewusstem Stolze, nur nicht die des greisen Helden, dem die Ovation galt. Wer Radetzky kannte, wusste, dass er solche Demonstrationen nicht liebte und sich, als alles vorüber, wie von einer grossen Last befreit fühlen musste.

Der durch zahlreiche Schlachtenbilder berühmte Maler Albrecht Adam, Vater, war im Sommer 1850 zum zweitenmal aus München gekommen, um auf den Schlachtfeldern der Jahre 1848—49 Studien zu machen.

Er wünschte u. a. gewisse Aufklärungen über die längs der Wasserlinie des Mincio vorgefallenen Kämpfe, und wurde vom Feldmarschall an mich gewiesen, da ich mich eben am Gardasee, in Riva aufhielt.

Ich führte ihn nach den interessantesten Punkten des Hügellandes südlich des Sees, wo im Juli 1848 die grösseren Kämpfe bei Sona, Sommacampagna, Custoza und Volta stattgefunden hatten, und gab ihm alle benötigten Details. Adam hielt sich dann zur Zusammenstellung der Skizzen noch ein paar Wochen in Riva auf, wo er seine freie Zeit meist in meiner und meiner Flottillen-Offiziere Gesellschaft verbrachte und auch an unserer Messe teilnahm.

Die Ausführung der Bilder fand später in München statt. Welcherlei Einflüsse bei der Entstehung von Kunstwerken mitwirkten, zu einer Zeit, da die photographische Aufnahme noch nicht die unverrückbare Grundlage bildete, das geht aus einem Briefe Adams

[1]) Im Heeresmuseum des Wiener Arsenals aufbewahrt gewesen, vor kurzem auf unerklärte Weise abhanden gekommen.

an mich aus München, 2. Dezember 1850, hervor, in welchem er schreibt:

«Ich arbeite mit grossem Eifer am Bilde von Custoza, und bin schon hübsch weit vorwärts. Ob etwas Ordentliches zustande kommt, wird die Folge lehren. König Ludwig besucht mich oft und nimmt lebhaftes Interesse an der Arbeit. Es wird Sie jedoch nicht wenig wundern, wenn Sie erfahren, dass weder die Skizze, die ich in Riva machte, noch eine zweite, die ich in Mailand zusammenstellte, ausgeführt wird, weil keine von beiden den Kunstsinn des Königs befriedigte. Ich musste eine dritte Skizze anfertigen, um mehr *Schlachtbewegung* anzubringen, daher den Aussichtspunkt näher zum Monte Godi verlegen. Jetzt ist der König vollkommen zufrieden; aber so etwas kann man eben nur für einen König Ludwig tun!»

Die freundlichen Gesinnungen, die Adam für mich hegte, verleiteten ihn zu einer kleinen Fälschung, indem er mich auf seinem Schlachtbilde «Novara» in die Gruppe Radetzkys aufnahm, obwohl ich mich, wie aus der früher gegebenen Schilderung meiner Verwundung und ihrer Folgen hervorgeht, an jenem Abend in der Suite des Feldmarschalls nicht befand, noch befinden konnte.[1])

Während meines zeitweiligen Aufenthaltes in Riva war ich mit Hofrat Baron Torresani, dem ehemaligen General-Polizeidirektor in Mailand, bekannt geworden, welcher mit seiner Frau ein Landhaus am See nächst Riva bewohnte.

Freundlich aufgenommen, machte ich mit meinen Offizieren dem alten, in den letzten Jahren hart geprüften Paar öfters Besuche, bei welchen ich immer wieder enthusiastisch von der jugendlichen Schwiegertochter reden hörte, welche, nach kurzer Ehe mit dem einzigen Sohn im Alter von erst 19 Jahren Witwe geworden, mit einem Söhnchen und einem Töchterchen bei ihren Eltern, den Grafen Giovio, in Como wohnte und demnächst zu Besuch erwartet wurde.

Ich setzte voraus, dass die Anwesenheit der jungen Italienerin meinen Verkehr mit meinen alten Freunden stören könnte, und beschloss meine Besuche, wenn nicht einzustellen, so doch weniger häufig zu gestalten.

Am Abend des 26. Jänner 1850 sah ich Torresanis die Ankunft des Dampfers erwarten, und wusste gleich, wem es galt. Da ihr

[1]) Das genannte Bild befindet sich bekanntlich in der Münchener Pinakothek.

Landhaus etwas entfernt von der Stadt lag und Lohnfuhrwerke damals nicht bestanden, liess ich meine leichte, zum Selbstkutschieren eingerichtete Feldkalesche einspannen und vorfahren. Dann leistete ich dem alten Herrn und seiner Gattin bis zum Eintreffen des Schiffes Gesellschaft.

Während letzteres in den kleinen Hafen einfuhr und anlegte, winkten Tücher grüssend hin und her. Ich sah eine hohe schlanke Gestalt graziös über den Steg eilen und sich den Torresanis in die Arme werfen. Ich hatte mich etwas zurückgezogen, und weidete mich an der Schönheit und Anmut der jungen Fremden, dem herzlichen Wiedersehen der in den Märztagen 1848 in gewaltsamer und tragischer Weise Getrennten.

Auf dem Gange zum Wagen sah Baron Torresani sich nach mir um und stellte mich vor. Ein kurzer prüfender Blick ins Auge, gegenseitige Verbeugung und Gruss — das war alles; aber es hatte mein Schicksal entschieden.

Ich hatte beabsichtigt, den Kutscher fahren zu lassen; aber unter der Wirkung der empfangenen Eindrücke schwang ich mich selbst auf den Bock, um den Wagen ans Ziel zu lenken. Hier angelangt, schnell wieder herab, um behülflich zu sein. Ein freundlicher Blick, ein leichter Händedruck von Seite der jungen Dame machten mich fast verwirrt, und in seltsamer Erregung sah ich der holden Erscheinung nach, bis sie im Hause verschwand.

Wieder zur Besinnung gelangt, rief ich mir zu: «Bleib ferne!»

Der ewige Wechsel in den Existenzverhältnissen der Offiziere, die Entbehrungen, die ihre Familien in manchen Garnisonen zu tragen haben, dabei die leidenschaftliche Liebe für meinen Soldatenberuf hatten mich zum ausgesprochenen Gegner der Offiziersheiraten gemacht.

Auch das Schicksal meiner Eltern war mit Ursache, dass ich mir vorgenommen hatte, ledig zu bleiben und jede Gelegenheit zu meiden, die geeignet wäre, mich von diesem Entschlusse abzubringen. Ich setzte demnach die Besuche bei Torresanis aus, was diese veranlasste, eine Vertrauensperson zu fragen: ob mir vielleicht in ihrem Hause etwas Unangenehmes begegnet sei?

Um mein Ausbleiben weniger auffallend zu machen, kehrte ich für längere Zeit ins Hauptquartier nach Verona zurück.

Ende April musste ich aber wieder in Riva sein. Hier brach der Zwiespalt in meinem Innern noch lebhafter als früher aus. Es zog

mich unwiderstehlich in die Villa Torresani, wo ich es nur mit grösster Anstrengung vermochte, der holden jungen Frau gegenüber, wenigstens äusserlich, meine Unbefangenheit zu bewahren.

Als ich erfuhr, dass Gräfin Beatrix am 2. Mai auf kurze Zeit zu ihren Eltern nach Como gehen, und bis Desenzano den Flottillendampfer benützen werde, erinnerte ich mich plötzlich, dass auch ich an diesem Orte bei unserer Agentie dringende Geschäfte zu besorgen habe; und als die junge Witwe das Schiff betrat, war ich der, welcher sie empfing und begrüsste. Weiterhin hatte ich zwar Kraft genug, um mich ferne zu halten, es den Herren meines Stabes überlassend, ihr Gesellschaft zu leisten; aber so oft ich mich unbemerkt glaubte, suchten meine Blicke sie auf.

Eine bald darauf erfolgte Dienstreise wirkte beruhigend auf mich, indem sie meinen Gedanken weniger Zeit liess, sich mit dem Magnet in Riva zu beschäftigen. Aber anfangs Juni, nach meiner Rückkehr, brach der Sturm in meinem Innern heftiger als früher los. Die Jugend, die Sehnsucht nach Glück zogen mich mächtig zu *ihr* hin; meine alten Vorsätze, denen ich nicht untreu werden wollte, hielten mich immer wieder zurück.

Als aber am 13. Juni, meinem Namenstage, mir von Baron Torresani eine Gratulations-Visitkarte mit dem Zusatz «avec famille» zukam, deren Adresse eine *andere,* feine Handschrift zeigte, sah ich mich nur zu gern gezwungen, meinen Dank persönlich abzustatten.

Nun noch ein letzter Versuch, die Gefühle, die mein ganzes Denken beherrschten, zu unterdrücken! Die Austragung schwebender Dienstangelegenheiten bot mir einen abermaligen Vorwand, um Riva zu verlassen. Ich ging zu Torresanis, um mich für längere Zeit zu verabschieden.

Wie verliess ich aber die Villa? — Als «promesso sposo» .....

Meine wohlwollenden Vorgesetzten, die mich als ausgesprochenen Feind der Offiziersheiraten kannten, wollten an die Tatsache meiner Verlobung anfangs gar nicht glauben. Doch nachdem sie sich von der Wahrheit überzeugt, standen sie mir alle hülfreich bei, um die Hindernisse zu beseitigen, die sich der Heirat entgegenstellten.

Zunächst war es der Umstand, dass im Generalstab nur ein Sechstel der Offiziere verheiratet sein durfte, und dieses Sechstel nicht nur voll war, sondern darüber hinaus noch fünf bis sechs Aspiranten vorgemerkt waren, die in der Reihenfolge, in welcher ihre Gesuche eingelangt, berücksichtigt werden sollten.

Meinen hohen Gönnern Radetzky, Hess und Benedek gelang es jedoch, meine Versetzung als Kommandant zum Flottillencorps unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberstleutnant zu erwirken, wonach der Erlangung der Heiratsbewilligung nichts mehr im Wege stand.

Ein anderes Hindernis, das behoben werden musste, bildete die ablehnende Haltung des Vaters der Braut. Einer alten lombardischen Familie angehörend, war er zwar an den Aufständen gegen Österreich nicht beteiligt gewesen, und bei seinen konservativen Gesinnungen der Habsburger Dynastie persönlich auch keineswegs feindlich gesinnt; aber er fühlte doch als Italiener, und war als solcher zum mindesten nicht erfreut durch die Aussicht, einen k. k. Offizier zum Schwiegersohn zu erhalten. Nachdem auch diese Schwierigkeit glücklich beseitigt war, fand unsere Trauung Anfang November statt.

Meine nunmehrigen Schwiegereltern söhnten sich übrigens bald mit der Heirat ihrer Tochter aus, und es bildete sich zwischen ihnen und mir das beste verwandtschaftliche Verhältnis.

Auch mein Dienst, meine militärische Karriere haben durch meine Vermählung nicht gelitten. Von selten hoher Gesinnung, charaktervoll wie wenige, hat meine Frau mir nie die Erfüllung einer Pflicht erschwert; vielmehr ging ihr ganzes Streben dahin, mich nach besten Kräften zu unterstützen. Mit steter, aber nie zur Schau getragener Selbstverleugnung und Aufopferung hat sie mir die Schwierigkeiten und Prüfungen zu erleichtern gewusst, die das Schicksal auch seinen Bevorzugten nicht erspart.

Nach einem in Freud und Leid gemeinsam verlebten halben Jahrhundert würde ich es heute wieder genau so machen, wie damals im schönen Herbste 1850 in Riva.

Die beiden im zartesten Alter unter meine Obhut gelangten Kinder meiner Frau aus erster Ehe, Carl, viereinhalb, und Clelia (nachgeboren), drei Jahre alt, haben mir durch eine kindliche Zärtlichkeit, die hinter der meiner eigenen Kinder nicht zurückstand, reichlich all die Liebe und Sorge vergolten, die ich ihnen zuwendete.[1])

[1]) Carl trat nach guter humanistischer und militärischer Schulbildung in die Armee, zeichnete sich als Kavallerieoffizier im Kriege 1866 in Südtirol aus, und wurde später ein beliebter Romanschriftsteller, Verfasser der «Schwarzgelben Reitergeschichten», «Aus der schönen, wilden Leutnantszeit», «Der beschleunigte Fall».

Clelia verbrachte ihre erste Jugend im Elternhause, lebte dann in glücklicher Ehe mit Josef von Ehrhart, zuletzt Vizepräsident beim Verwaltungsgerichtshofe, und hält sich seit dessen Tode, von lieben Kindern und Enkeln umgeben, in Baden bei Wien auf.

V. Periode
1851—1857

Kommandant des Pionier- und Flottillen-Corps

A. Jahr 1851.

Meine Ernennung. — Anfängliche Schwierigkeiten. — Schulwesen. — Die schleswig-holsteinsche Exekution. — Reise nach Lüneburg. — Elbe-Übergang des vierten Armeecorps. — Ein alter Bekannter. — Kriegsmarine. — Innerer Dienst. — Fremde Offiziersbesuche.

DIE Mobilmachung gegen Preussen 1850 hatte eine grosse Anzahl von Beförderungen im Gefolge gehabt. Unter den in die Generalmajors-Charge Vorgerückten befand sich auch der bisherige Oberst und Kommandant des Pioniercorps, und die dadurch offengewordene Stelle und Charge wurden mir, dem erst vor zwei Monaten zum Oberstleutnant Beförderten, verliehen, unter gleichzeitiger Belassung des Kommandos über das Flottillencorps, dessen Uniform ich abwechselnd mit jener der Pioniere zu tragen ermächtigt war. Ich empfand eine hohe Freude über diese Beförderung; eine derartig rasche (ich war eben erst 30 Jahre alt geworden) stand fast einzig da.

Das Pioniercorps, das sich in den eben beendeten Kriegen in Italien und in Ungarn sowohl in technischer wie in militärischer Beziehung wieder vorzüglich bewährt hatte, bestand aus vierundzwanzig Kompagnien. Meist zu vieren in Bataillone vereinigt, waren sie mit den 32 Brücken-Equipagen (à 28, zusammen 896 Klafter [1700 Meter] Brückenlänge) im Bereiche der Monarchie verteilt. Zwei Bataillone standen in Italien, zwei in Böhmen und Mähren, eines

samt dem Corpsstabe in Klosterneuburg bei Wien; einzelne Kompagnien in Pressburg, in Linz und bei dem auf dem Marsche aus Vorarlberg nach Holstein begriffenen vierten Armeecorps.

Aus der Schule der Pioniere hervorgegangen, durch zwei Jahre bei der Truppe im praktischen Dienste ausgebildet, gewesene rechte Hand des grossen Reorganisators Birago in der allerwichtigsten Periode, jener der Erprobung der neuen Kriegsbrücken, war ich mit dem Organismus, dem Materiale und dem Dienste der Piniertruppe vollkommen vertraut; und da ich überdies die Mehrzahl der Offiziere persönlich kannte, so fühlte ich mich vom ersten Augenblicke an im Corps wie zu Hause.

Nur ein Umstand verursachte mir einiges Unbehagen: dass von den Offizieren, deren Untergebener ich 8 Jahre vorher gewesen, noch viele (15 Hauptleute und alle 6 Stabsoffiziere) sich im Stande des Corps befanden, und nunmehr mir, als ihrem Oberst und Chef, zu gehorchen hatten. Zwei von ihnen[1]) waren sogar meine Professoren in Tuln gewesen.

Die oberste Armeebehörde war zwar darauf bedacht gewesen, die Stimmung der Offiziere günstig zu beeinflussen, indem sie gleich nach meiner Ernennung aussergewöhnliche Beförderungen im Corps verfügte, von denen sonst, wie ich aus erster Quelle weiss, nicht die Rede gewesen wäre. Indes gab ich mich über die Wirkung dieser Massregel keinen Illusionen hin, besonders nachdem ich in vertraulicher Weise erfahren, der nunmehrige rangsälteste Hauptmann von Ghilain, einer der gebildetsten und tüchtigsten Offiziere des Corps, habe sich bei Erhalt der Nachricht von meiner Ernennung geäussert: er bedaure, nicht die nötige finanzielle Unabhängigkeit zu haben, um den Dienst quittieren zu können.

Wäre ich mir nicht schon vorher bewusst gewesen, wie viele Empfindlichkeiten ich in meiner neuen Stellung zu berücksichtigen, zu schonen haben würde, diese Warnung hätte es mir gezeigt; und mehr als je machte ich mir das korrekteste Auftreten, die grösste Nachsicht und Schonung gegen menschliche Schwächen zur Pflicht. Eine gewisse Bangigkeit ergriff mich, als ich zur Entgegennahme der ersten Vorstellung vor jene, zum grossen Teil älteren Herren trat. Doch schon der erste Blick flösste mir Zuversicht und frohen Mut ein, und die Folge hat diesem Urteil Recht gegeben.

[1]) Major Valleregno und Hauptmann Csermak.

Unter den Pionieren fand ich eine wahre Auslese vozüglicher Offiziere. Nicht lange dauerte es, so hatte sich im Corps der gleiche prächtige Geist entwickelt, wie in meiner geliebten Flottille, und während der ganzen Dauer meines Kommandos habe ich keinen einzigen persönlichen Anstand zu verzeichnen gehabt, obgleich sich dasselbe in den Jahren seiner grössten Entwicklung (1854 und 1855) über mehr als 250 Offiziere erstreckte.

Selbst Ghilain, dem es so bitter schwer gefallen war, in dem einst zufällig angetroffenen und kaum beachteten, blutjungen Leutnant nunmehr seinen Vorgesetzten respektieren zu müssen, söhnte sich allmählich mit seinem Schicksale aus, als er sah, wie bedacht ich stets darauf war, seine Leistungen und Verdienste anzuerkennen; und seit ich gar in die glückliche Lage gekommen, ihm eine besondere Gelegenheit zur persönlichen Auszeichnung zu verschaffen, wurde er mein ausgesprochener Anhänger.

Lange nachdem wir uns zum letzten Mal gesehen, zu einer Zeit, wo er schon als Generalmajor im Ruhestand lebte, drückte er mir seine Teilnahme an meiner Beförderung zum kommandierenden General in einer Weise aus, welche mich rührte, und mir ein wertvoller Beweis seiner treuen Freundschaft geblieben ist.

So nützlich die oben erwähnte vertrauliche Mitteilung sich auch erwiesen hatte, so war ich doch entschlossen, weitere ähnliche nicht mehr zuzulassen. Das Kundschafterwesen ist leider, sowohl im Kriege, als auch im Frieden, unentbehrlich, seine Anwendung sollte aber nur den höheren Behörden und Führern gestattet sein. Truppenkommandanten, die in persönlichem Kontakt mit ihren Offizieren stehen und Auge wie Ohr offen halten, erfahren, was sie zu wissen brauchen, auf dem geraden, offenen Wege der eigenen Beobachtung, bedürfen also keiner geheimen Kundschafter.

Unsere Offiziere hatten, und haben wohl noch, die üble Gewohnheit, in vertrautem Kreise alles und alle zu bekritteln, zu bespötteln, meinen es aber gewöhnlich nicht so böse, wie es scheinen mag. Der Kommandant, der sich erzählen lässt, was die Herren, sich unbeachtet wähnend, im Übermute oder in einem Anfalle übler Laune Respektwidriges über ihn äussern, wird dadurch in der Beurteilung und Behandlung derselben mindestens befangen, häufig aber auch voreingenommen und ungerecht.

Von dieser Überzeugung habe ich mich leiten lassen, seit ich ein Kommando führte, und es nie bedauert.

Ein Glück für mich war es auch, gerade in Klosterneuburg, wo viele Offiziersfamilien mit uns die neue prächtige Kaserne bewohnten, dass meine junge Frau mit ihrem feinen Takte im Verkehr mit letzteren die gleichen Grundsätze vorwalten liess.

Um den alten guten Ruf der Pioniere auch für die Zukunft zu sichern, hielt ich es für notwendig, auch jenen jüngeren Elementen, die während der letzten Kriege vor vollständiger Absolvierung der Corpsschule zu Offizieren befördert worden waren, Gelegenheit zur nachträglichen Aneignung des ihnen noch fehlenden Fachwissens zu bieten. Es war daher eine meiner ersten Bemühungen, die Errichtung einer Offiziersschule zu Klosterneuburg für die Zeit des Bedarfes durchzusetzen. Nach herabgelangter A. H. Genehmigung wurde schon am 1. April 1851 eine erste, und am darauffolgenden 1. November eine zweite Schulabteilung ins Leben gerufen. Die von mir angestrebte Absicht gelang vollkommen, und viele junge Offiziere verdankten jenen Kursen die Komplettierung ihres bis dahin bruchstückhaften Wissens.

Doch war mit Vorstehendem nur einem vorübergehenden Bedürfnisse genügt. Ein dauerndes, immer dringender sich gestaltendes lag in der zeitgemässen Reorganisation der Tulner Pionierschule selbst, durch Erweiterung des Studienplanes und andere Reformen, welche die bewährte, in der Armee hochangesehene Anstalt auf der Höhe ihres alten Rufes erhalten sollten.

Wo es fehlte und was zu geschehen hatte, wusste niemand besser als ich, der vor nicht langer Zeit noch Zögling jener Schule gewesen.

Ich arbeitete einen Plan aus, der die Genehmigung erhielt und auch gleich mit Beginn des Schuljahres 1851/52 ins Leben trat. Ich, wie alle Beteiligten, waren Feuer und Flamme für die Sache und liessen uns, ausser der eifrigsten Durchführung des neuen Systems, auch angelegen sein, die Zöglinge durch rationelles Vorgehen von dessen Vorzügen, dem alten gegenüber, zu überzeugen. Der Chef des Generalstabs FZM. Hess, dem das Pionier-Corps unterstellt war und der über dasselbe die Inhabersrechte ausübte, unterstützte unser Streben aufs wärmste. Im Herbste 1851 kam er persönlich zu den Schlussprüfungen nach Tuln und ernannte, nach Beendigung derselben, noch im Lehrsale den als vorzüglichsten Schüler klassifizierten Kadetten Rudolf Merkl[1]) zum Unterleutnant im Pionier-Corps.

[1]) Nunmehr Feldzeugmeister Freiherr von Merkl. Er war in den Jahren 1882 bis 1899 Sektionschef im Reichskriegsministerium, zeitweilig auch Leiter dieser Behörde.

Während meine Anträge, die Tulnerschule betreffend, beim Armee-Oberkommando der Prüfung unterzogen wurden, erhielt ich den Auftrag, meine Ansicht darüber abzugeben: wie für die Erziehung der vielen, infolge der letzten Kriege verwaisten Grenzoffizierssöhne, für deren Unterbringung in den bestehenden Militärerziehungsanstalten kein Raum vorhanden war, in angemessener Weise gesorgt werden könnte, ohne den Staatssäckel durch Errichtung permanenter Schulen zu empfindlich zu belasten.

Aus meinem hierauf erstatteten Vorschlage wurde die eine der beiden gestellten Alternativen herausgegriffen, und die Aufstellung einer provisorischen Anstalt in einer disponiblen Kaserne zu Klosterneuburg angeordnet, die Ausführung aber und späterhin die Oberleitung der Anstalt mir übertragen.

Die betreffende Schule hat ihrem Zwecke gut entsprochen und wurde später in eine Infanterieschulkompagnie umgewandelt.

Kaum einen Monat, nachdem ich das Pioniercorps übernommen, wurde mir eine interessante Aufgabe: den Übergang unseres 4. Armee-Corps über die Elbe auf dem Marsche nach Holstein in technischer Beziehung zu vermitteln.

Der Friede, welchen Preussen am 2. Juli 1850 für sich und für den deutschen Bund mit Dänemark geschlossen hatte, hob die im Jahre 1848 durchgeführte Vereinigung Schleswigs mit Holstein, sowie dessen Anschluss an den deutschen Bund auf, und stellte die dänische Oberhoheit wieder her.

Die provisorische Regierung in Schleswig-Holstein wollte sich jedoch nicht fügen, und setzte mit ihren Truppen den Kampf gegen die Dänen fort, bis der deutsche Bund mit österreichischen und preussischen Truppen einschritt.

Das dazu bestimmte österreichische Kontingent war das 4. Armee-Corps. Es kam aus Vorarlberg und den anstossenden Grenzländern der Monarchie, und war vorübergehend als Bundes-Exekution auch in Kurhessen verwendet worden.

Im Stande dieses Corps befand sich bloss *eine* Pionierkompagnie mit zwei Brückenequipagen (56 Klafter = 107 *m* Brückenlänge), die zur Überbrückung der in der Linie der Marschrichtung 400—500 *m* breiten Elbe nicht ausreichten. Auch stand, mitten im Winter, die Bildung von Eis auf dem Strome zu erwarten, was den Übergang mit Kriegsbrückenmaterial erschwert und vielleicht

sogar unmöglich gemacht hätte. Benützbare stabile Brücken bestanden damals in der Nähe keine. In Hamburg wären wohl genügende Mittel vorhanden gewesen, aber diese Stadt durfte nicht betreten werden.

Um nun die zweckmässigsten Vorkehrungen für den Übergang zu treffen, hatte ich mich an Ort und Stelle zu begeben, vorher aber in Dresden noch die Weisungen unseres Ministers des Äussern, Fürsten Felix Schwarzenberg, einzuholen, der sich dort behufs diplomatischer Konferenzen in Angelegenheiten des Bundes, sowie der holsteinischen Frage aufhielt.

In Dresden eingetroffen, wurde ich verständigt, dass alle Aussicht vorhanden sei, das Ergänzungs-Material für den Elbe-Übergang unserer Truppen von Preussen beigestellt zu erhalten; in welchem Falle meine Mission sich darauf beschränken solle, die preussischen Pioniere zu begrüssen und mit ihnen die Mitwirkung der unseren zu vereinbaren.

Die betreffenden Verhandlungen gelangten bald zu befriedigendem Abschluss, und am dritten Tage konnte ich meine Reise an die untere Elbe fortsetzen.

Die Zeit des Aufenthaltes in der reizenden Elbestadt wurde mit Besichtigung einiger der hauptsächlichsten Kunstschätze, Besuchen der Hoftheater, sowie Diners bei unserem liebenswürdigen Gesandten, Grafen Kuefstein, ausgefüllt. Die Schauplätze der unglücklichen Kämpfe von anno dreizehn zu begehen, erlaubte das Wetter nicht.

Mit der Bahn gelangte ich über Leipzig, Magdeburg, Braunschweig am 13. Januar nach Hannover, traf aber von unserem 4. Corps niemand dort, denn die Truppen zogen, ohne die Hauptstadt zu berühren, östlich daran vorüber. Bevor ich die Reise nach Hildesheim fortsetzte, wo sich der Stab befand, erachtete ich es für angezeigt, unserem Gesandten, Baron Langenau, meine Aufwartung zu machen. Er empfing mich in einer auffallend gemessenen, förmlichen Weise, die ich mir nicht zu erklären vermochte, um so weniger, als sie unserem gegenseitigen, annähernd kameradschaftlichen militärischen Verhältnisse nicht entsprach; denn Langenau war erst vor zwei Jahren zum Generalmajor ernannt worden.

Noch am selben Tage traf ich beim Stabe des 4. Corps ein, wo mich der freundlichste Empfang von Seite des Kommandanten,

Feldmarschalleutnant Legedics, seines Generalstabschefs, Oberst Henikstein, dann mehrerer alter Bekannter, für die diplomatische Kühle im österreichischen Gesandtschaftshotel in Hannover reichlich entschädigte.

Sobald ich die Absichten des Corpskommandos betreffend Ort und Zeit des Elbe-Überganges kannte, setzte ich die Reise fort, und traf am 14. in Lüneburg ein.

Hier erfuhr ich, dass sich am rechten Ufer, im nahen Lauenburg, schon preussische Gardepioniere befänden. Sofort begab ich mich dahin, und erhielt vom Kommandanten derselben die Mitteilung, dass ihr Brückentrain erst am 18., 20. und 22. eintreffen, sonach die bei Artlenburg, als dem allein geeigneten Übergangspunkt, zu schlagende Kriegsbrücke nicht vor dem 24. vollendet sein würde.

Da jedoch ein Teil unserer Truppen bereits an der Elbe eingetroffen war, täglich andere nachrückten, ein längeres Verweilen auf hannoveranischem Gebiete aber tunlichst vermieden werden sollte, überdies augenblicklich ziemlich günstiges Wetter herrschte, so sah ich den Grund nicht ein, warum man noch zehn Tage auf die Herstellung der Brücke warten sollte, während die Überschiffung auf Booten augenblicklich beginnen konnte!

In Artlenburg, Lauenburg und Boitzenburg bestanden Überfuhren. Mit den Pächtern derselben schloss ich ein Übereinkommen ab, welchem zufolge sie sämtliche an diesen Orten einlangenden Truppen überschiffen, und am Ende der Tagesleistung für jeden Mann 1½, für jedes Pferd 2, für jedes Fuhrwerk 7 gute Groschen (à 1/10 Mark oder 5 Kreuzer öster. Währung) ausbezahlt erhalten sollten. Als Mittelspersonen zwischen den Pächtern und den Truppen, welche die Bezahlung aus den eigenen Verpflegsgeldern zu besorgen hatten, wurde an jeder Überfuhrsstelle ein im Pionierdienste bewanderter Offizier bestimmt. Das Corpskommando genehmigte das Übereinkommen, und am 17. begann die Überschiffung. Bis die Kriegsbrücke am 24. zustande kam und benützt werden konnte, waren sämtliche 15 Bataillone und 5 Batterien überschifft. Zuletzt fanden sich so viele Boote ein, dass an *einem* Tage und *einer* Überfuhrstelle 90 Fuhrwerke und 900 Pferde über den Strom gebracht wurden. Das Ganze verlief ohne Unfall.

Sobald die Überschiffung in gutem Gange, und mit dem preussischen Major bezüglich des Baues der Brücke das Notwendige ver-

einbart war, erachtete ich meine weitere Anwesenheit für überflüssig, und trat die Rückreise nach Wien an.

Die am 24. fertiggestellte Brücke [1]) wurde nur mehr vom Reste des Corps, nämlich drei Batterien und einer Kavalleriedivision, sowie der Munitions-Reserve benützt.

Beim Bau derselben hatten sich unsere Pioniere wieder ausgezeichnet benommen.

Oberst Henikstein, der mit dem Stabe des Corps dem Brückenschlage anwohnte, schrieb mir darüber: «Deine Pioniere famos, schnell und in grösster Ruhe. Alle Anwesenden, darunter der hannoversche Geniechef, waren voll Lobes.»

Unter den Offizieren fremder Armeen, die im Jahre 1841 von ihren Regierungen nach Wien entsendet worden waren, um den Versuchen mit dem neuen Biragoschen Brückenmateriale beizuwohnen, hatte sich auch ein Hauptmann v. Burckhart befunden. Diesen selben v. Burckhart, nun Major, traf ich wieder hier in Lauenburg an, wohin er mit seinen Gardepionieren gekommen war, um den Elbe-Übergang unserer Truppen zu vermitteln.

Er erkannte mich sofort wieder, doch war er über meinen nunmehrigen militärischen Grad, obwohl ich mich, wie üblich, mit Name und Charge vorgestellt hatte, im Unklaren; denn als wir später im Gasthause in Gesellschaft ein Glas Wein leerten, fragte er plötzlich: «Aber sagen Sie mir doch gefälligst: was sind Sie jetzt eigentlich?»

Als ich darauf erwiderte: «Oberst und Kommandant des Pionier- und Flottillen-Corps», schien er ganz überrascht, betroffen, und blieb weiterhin stumm.

Vor 9 Jahren, in Wien, war er bereits ein reifer Mann und älterer Hauptmann gewesen; seit der Zeit war er in der militärischen Hierarchie nur um *einen* Rang vorgerückt, während ich, damals junger Leutnant, seither fünf Stufen erklommen hatte, und nunmehr um zwei solche über ihm stand.

Der alte Soldat dauerte mich; ich beeilte mich, die unbehagliche Stimmung, in die er geraten war, abzulenken, indem ich ihn

[1]) Der aus preussischem Materiale vom rechten Ufer aus hergestellte Brückenteil bestand aus 7 stehenden und 32 schwimmenden Unterlagen, der aus österreichischem, vom linken Ufer aus erbaute, aus 2 stehenden und 13 schwimmenden. Die Länge der ganzen Brücke betrug 1343 rheinische Fuss = 420 *m*.

auf ein anderes Thema brachte. Die Aufgabe, die wir zu lösen hatten, bot deren genug.

Auf der Hinreise schon hatte ich wahrnehmen können, dass, wenn in Sachsen für uns Österreicher, insbesondere für die siegreiche Armee, viel Sympathie herrschte, in den nordwestlichen Ländern die Stimmung bedeutend kühler war.

Die alte Rivalität machte sich eben geltend! In Preussen ereiferte man sich gerade jetzt über das Bestreben Schwarzenbergs, Österreichs Eintritt in den deutschen Zollverein zu bewerkstelligen, und behauptete, ein solcher Eintritt sei für Österreich nachteilig!

Wie die Stimmung dortzulande gegen uns beschaffen war, zeigt auch der folgende kleine Vorfall.

Als auf meiner Rückreise nach Wien mein Reisegepäck am Berliner Bahnhof die zollamtliche Revue passierte, erblickte der Beamte im Koffer obenauf die schwarz-gelbe Feldbinde (ich trug Zivilkleidung) und geriet darüber in förmliche Aufregung. « Ha! Ein österreichischer Offizier! » rief er aus; und von da an wurde Stück für Stück, alles, was im Koffer sich befand, umständlichst untersucht, offenbar nur, um mir einen Possen zu spielen.

Wie immer auf Reisen, hatte ich mich auch diesmal wohl gehütet, irgend eine Zollvorschrift zu übertreten. Auch hatte ich genügend Zeit, und konnte somit die kleine Gehässigkeit, ruhig lächelnd, über mich ergehen lassen.

Die anderen Reisenden waren alle schon abgefertigt, nur ich und mein Begleiter, Oberleutnant Wotruba des Pioniercorps, warteten noch immer am Zollamtsschalter; bis endlich der Amtsvorstand, aufmerksam werdend, dazwischentrat und der Nörgelei ein Ende machte.

Zu Beginn der besseren Jahreszeit wollte ich die auswärtigen Bataillone inspizieren, und zwar zuerst jene in Italien. Gerade im Begriffe abzureisen, wurde ich zum ersten Generaladjutanten Sr. Majestät, Feldmarschalleutnant Grafen Grünne, berufen. Nach einigen kurzen Bemerkungen über den « trostlosen Zustand unserer Kriegsmarine » und einer hierauffolgenden kurzen Pause fragte mich Grünne: « Ob ich Neigung zum Seedienst habe, meine Fachkenntnisse für zureichend halte, um eine Stellung in der Kriegsmarine anzunehmen? »

Die unerwartete Frage versetzte mich in nicht geringe Aufregung. Von jeher hatte sich meine Phantasie mit Vorliebe die Reize des Seemannslebens ausgemalt. Diese Neigung wurde in der Folge durch meine grosse Seereise, sowie vielfachen Verkehr mit Angehörigen der Marine noch gesteigert. Grünnes Antrag hatte daher ausserordentlich viel Verlockendes für mich. Aber wie schon oft vorher, wenn ich mich auf dem Wunsche ertappt hatte, sagte ich mir auch diesmal: «Es ist zu spät!» In der Tat, kein Eifer vermochte mehr die mangelnde fachliche Vorbildung zu ersetzen. Und so schwer es mir fiel, so antwortete ich doch ohne Zögern in diesem Sinne.

Nach mehrfachen Einwendungen, wobei er meine organisatorischen Fähigkeiten, meine Art, mit Menschen umzugehen hervorhob, und behauptete, der Übertritt würde mir in jeder Weise Vorteile bringen, kam er auch auf meine mehrfachen freundschaftlichen Beziehungen zu Marineangehörigen zu sprechen; worauf ich erwiderte, alle diese Freunde würden sich von mir abwenden im Augenblicke, wo ich, der blosse Dilettant im Marinefache, vor sie hinträte mit der Prätension, ihr Meister zu sein. Schliesslich entliess mich Grünne mit der Erklärung, er wolle meine ablehnende Antwort noch nicht zur Kenntnis nehmen, und lasse mir Zeit zur Überlegung. Er fügte den Befehl hinzu, die beabsichtigte Inspizierungsreise vorläufig aufzuschieben.

Die Sache war also noch nicht abgetan.

Die Aufregung, in welche mich der Vorschlag des damals in Armee-Angelegenheiten einflussreichsten Mannes der Monarchie versetzte, war begreiflicherweise eine ausserordentlich starke. Ich hatte Mühe, mich zu beherrschen, und eilte nach Hause, wo ich bald die nötige innere Ruhe fand, um unbefangen über die Sache nachzudenken.

Zur Zeit, da das eben Erwähnte vorfiel, anfangs 1851, steckte unsere Marine noch tief in einer Entwicklungs- und Reformperiode. Aus jenem Teile, welcher aus der Katastrophe vom März 1848 glücklich für uns gerettet worden, hatte man noch nicht vermocht, ein neues, homogenes Ganze zu bilden. Auch war es noch nicht gelungen, eine Persönlichkeit zu finden, die geeignet gewesen wäre, die Leitung der jungen Flotte zu übernehmen.

Nach dem Tode des Erzherzogs Friedrich, im Herbste des Jahres 1847, war der Feldmarschalleutnant der Landarmee, Baron

Martini, zum Vize-Admiral und Oberkommandanten der Kriegsmarine ernannt worden.

Wenige Monate später, im Frühjahre 1848, beim Ausbruche des Aufstandes in Venedig, geriet derselbe in die Gefangenschaft der Insurgenten. Da gleichzeitig fast alle in Venedig stationierten Offiziere und Matrosen italienischer Nationalität in den Dienst der neuen Republik übergetreten waren, übernahm Feldmarschalleutnant Graf Gyulai, Militärkommandant zu Triest, provisorisch die Leitung der verbliebenen Reste. Durch schnelles, energisches Eingreifen gelang es ihm, alle ausserhalb Venedigs, im Hafen von Pola, an der dalmatinischen Küste und anderwärts befindlichen Schiffe (47 Fahrzeuge, darunter 3 Fregatten, 2 Korvetten, 4 Briggs, 1 Dampfer, der Rest kleinere Schiffe) dem Staate zu erhalten. Gleichzeitig befreite er das Offiziercorps von den vorhandenen unverlässlichen Elementen durch ein besonderes Übereinkommen, welches allen Italienern, die den Abschied wünschten, den Übertritt in piemontesische Dienste erleichterte.

Als im darauffolgenden August Vize-Admiral Martini aus der Gefangenschaft zurückkehrte, trat er zwar wieder in seine frühere Stellung ein, wurde derselben aber schon anfangs 1849 enthoben und zum Botschafter in Neapel ernannt.[1])

Nun versuchte man es, den richtigen Mann von der Marine irgend einer befreundeten Macht zu erhalten. So kam es, dass das Schicksal unserer Flotte einem Dänen, Admiral Dahlerup, anvertraut wurde.

Er war ein guter Seemann und leitete mit Erfolg, häufig sogar persönlich, die Einschliessung von Venedig, wie auch jene von Ancona, scheint aber nicht die genügende organisatorische Begabung zur Lösung der ebenso schwierigen als wichtigen Aufgaben gehabt zu haben, die ihm nach beendetem Kriege erwuchsen.

Auch der Umstand, dass er, ein Sohn des hohen Nordens, das Kommando über Südländer zu führen hatte, mag seinem Wirken abträglich gewesen sein; denn er verstand die Eigentümlichkeiten der letzteren nicht, und wusste sie folglich nicht richtig zu behandeln.

So stand man nach zwei Jahren abermals vor der Notwendigkeit, eine Wahl zu treffen.

---

[1]) Martini war ein geistreicher, vielseitig gebildeter Mann, aber nicht im Besitze des für die Marine unerlässlichen Fachwissens. Er hatte immer nur bei der Landarmee, meist im Generalstabe, gedient, und zwar zuletzt, vor seiner Berufung zur Marine, als Direktor der Neustädter Militär-Akademie.

Von den 175 Offizieren, welche die Marine, d. h. das Matrosencorps, anfangs 1848 gezählt, befanden sich jetzt, im Beginne von 1851, noch ein Drittel (52) im aktiven Dienste der Waffe, nämlich: 1 Contre-Admiral, 2 Linienschiffs-, 5 Fregatten-, 9 Korvettenkapitäne, dann 35 Leutnants und Fähnriche.[1])

Dem ersteren traute man die nötigen Eigenschaften nicht zu; von den im Range nächstfolgenden hielt man keinen für genügend erprobt, um eine derartige Bevorzugung zu rechtfertigen. So entschloss man sich neuerdings zur Betrauung eines Generals der Landarmee mit dem obersten Marinekommando, jedoch nur in provisorischer Weise.

Die Wahl fiel auf den Feldzeugmeister Grafen Franz Wimpffen, und ich sollte ihm als zweiter an die Seite gestellt werden.

Je länger und ruhiger ich über die Sache nachdachte, desto mehr festigte sich mein Entschluss, die mir zugedachte Stellung, so verlockend sie sich in vielen Beziehungen auch darstellte, freiwillig wenigstens, nicht anzunehmen.

Der betreffende Vorschlag war nicht von FZM. Wimpffen ausgegangen. Doch wusste er um die Sache, und wünschte, dass ich einwilligen möchte; gab sich auch Mühe, mich dazu zu bewegen, als ich mich ihm, über höheren Befehl, vorstellte. Ich blieb jedoch bei meiner früheren Weigerung, und so liess man nach zwei Monaten das Projekt, soweit meine Person ins Spiel kam, wieder fallen.[2])

---

[1]) Ein Vergleich dieser beiden Personalstände zeigt in der Zeit von 1848 bis 1851 einen Abgang von 123 Offizieren. Von diesen waren nur wenige in die Landarmee übergetreten oder pensioniert worden. Die Mehrzahl waren teils Fahnenflüchtige, teils solche, welche infolge der Konvention unseren Dienst verlassen hatten.

[2]) Wimpffen nahm ungefähr drei Jahre lang die Stelle als oberster Leiter der Marine ein, solange nämlich, bis der eigens für das Kommando herangebildete Erzherzog Ferdinand Max (der nachmalige Kaiser von Mexiko) dasselbe übernehmen konnte. Wimpffen wusste sich mit den besten Kräften zu umgeben, und hat sich durch sein humanes, stets gerechtes Vorgehen ein gutes Andenken in der Marine gesichert.

Nach Erzherzog Max' Abgang nach Mexiko, im April 1864, wurde die Kriegsmarine der militärischen Abteilung des von 1862 bis 1865 bestehenden «Marine-Ministeriums» unterstellt, welches Ministerium einem Nichtmilitär, Baron Burger, anvertraut war. Admiral Fautz erhielt die Leitung der genannten Spezialabteilung. Admiral Dahlerup, aus dem Ruhestande wieder hervorgeholt, fungierte neuerdings eine Zeitlang als Kommandant der Marine. Im Jahre 1865 wurde Erzherzog Leopold, General der Kavallerie und General-Genie-Inspektor, zum «Marine-Truppen- und Flotten-Inspektor» ernannt; 1867 dann die oberste Marinebehörde als «Sektion» dem Kriegs-Ministerium einverleibt. Der Sieg von Lissa, dieser glänzende Ruhmestag der Flotte

Später erfuhr ich, dass es FZM. Gyulai gewesen, der, zu Rate gezogen, die Aufmerksamkeit auf mich gelenkt hatte. Seine Ansicht war jedoch, wie er mir selbst gesagt hat, nicht die gewesen, mich in eine zweite, untergeordnete Stellung zu bringen, sondern er hatte mich für das Kommando selbst im Auge gehabt.

Nach meiner Rückkehr von der untern Elbe musste ich nach Hainburg und Pressburg, wohin, nach Demobilisierung der gegen Preussen aufgestellten Armee, ein Pionier-Bataillon verlegt worden war. Mitte Mai dann wurde die, anlässlich der Marine-Frage verschobene Reise nach Italien angetreten. Zuerst verweilte ich in Venedig, um mit dem dortigen Festungskommando die Durchführung meines, allerhöchstenorts genehmigten Projektes, betreffend die Errichtung einer Lagunen-Flottille, zu vereinbaren. Dann inspizierte ich in Verona und Mailand-Cassano zwei Pionier-Bataillone, hierauf die Garda- und die Langenseeflottille. Auf der Rückreise durch Tirol und Oberösterreich war in Scharnstein bei Ischl ein Pionier-Detachement zu besichtigen, das in einem dortigen Staatsforste die zum Baue der Brückenequipagen erforderlichen Hölzer auszuwählen, zu übernehmen, und auf der Traun und Donau bis Klosterneuburg zu flössen hatte.

Ein paar Tage verbrachte ich bei dem in Linz stationierten Bataillon.

Im August und Dezember war meine Anwesenheit in Pest notwendig, wo eine Donauflottille, gleichfalls nach meinen Anträgen, aufgestellt wurde; im November dann hatte ich in Marburg durch meine Pioniere und mit Kriegsmaterial eine Notbrücke über die Mur herstellen zu lassen, da die Brücke der grossen Reichsstrasse Wien-Italien durch Hochwasser beschädigt worden und für einige Zeit dem Verkehre entzogen war.

Im September besichtigten, mit Genehmigung unseres Kriegsministers, zwei spanische Genieoffiziere die Etablissements in Kloster-

---

und ihres Führers Tegetthoff, mag endlich entscheidenden Orts die Augen geöffnet und gezeigt haben, dass an die Spitze einer Kriegsmarine nur in ihr selbst ausgebildete und herangewachsene, ausgezeichnete Männer gehören. Als Erzherzog Leopold im Jahre 1868, aus eigener Initiative, von der Stellung als Marineinspektor enthoben wurde, gelangte in dieselbe, mit welcher auch die Leitung der Marinesektion verbunden wurde, Vize-Admiral Tegetthoff. Ihm folgten nach seinem Tode: 1870 Poeck, 1883 Sterneck und 1897 Spaun im Amte. Ein anderes durch Begabung, wissenschaftliche Bildung und hervorragende Leistungen gleich ausgezeichnetes Mitglied der Marine, Vizeadmiral Wüllerstorf, hatte es 1866 zum Handelsminister gebracht.

neuburg, und wohnten daselbst auch mehreren Brückenmanövern bei. Für die Aufmerksamkeiten, die ich diesen gebildeten, sympathischen Fremden sehr gerne erwiesen, wurden mir mehrfache Erkenntlichkeitsbeweise zuteil. Zuerst durch Dankschreiben des spanischen Gesandten und des betreffenden Truppenchefs, später durch die Verleihung des Kommandeurkreuzes des Ordens Karl III. seitens der Königin von Spanien; endlich von den beiden Offizieren selbst durch das Geschenk einer schönen Toledosäbelklinge mit eingravierter Widmung. Auch erhielt ich von der Zeit an die periodischen Veröffentlichungen des spanischen Geniecorps, solange ich als Pionierkommandant fungierte, regelmässig zugesendet.

Wie im ersten, so gab es auch in den folgenden sechs Jahren meiner Tätigkeit als Pionier- und Flottillencorps-Kommandant ungewöhnlich starke geistige, wie physische Beschäftigung, die mitunter erschöpfend gewirkt haben würde, hätte nicht ihre eigene grosse Mannigfaltigkeit, in Verbindung mit der nie fehlenden Unterstützung von oben, der treuen, intelligenten, opferwilligen Mitarbeit meiner braven Offiziere, und, last not least, dem stets glücklichen Erfolge meiner Unternehmungen, meine Lust immer neu angefacht, meine Kraft rege erhalten.

Ein Glück war es auch, dass gewisse auswärtige Streber, die mich verdrängen wollten, ihre Untergrundmanöver noch nicht begonnen hatten.

B. Jahr 1852.

Materialverwaltung. — Po-Flottille. — Baron Bruck. — Kaiserfahrt nach Pest. Truppenmanöver. — Der Prinzregent von Baden. — Schiffstaufe. — Neues Artillerie-Fuhrwerk. — Reorganisation der Militär-Bildungsanstalten.

Die Art und Weise der Verwaltung und Verrechnung des Brückenmaterials und des sonstigen Pioniergerätes war eine primitive, wenig übersichtliche, eine schnelle Kontrolle sehr erschwerende.

Alle An- und Nachschaffungen, die unbedeutendsten Instandsetzungen mussten beim Hofkriegsrat (Kriegsministerium) erbeten werden; ohne Genehmigung dieser Behörde war die Verausgabung selbst des kleinsten Geldbetrages unzulässig. Misstrauen war der rote Faden, der alle betreffenden Anordnungen durchzog, und doch unkorrekte Vorgänge nicht verhindern konnte; denn zu solchen zwang förmlich der umständliche und lange Weg, welcher auch

bei regelmässig wiederkehrenden, oder dringenden und unaufschiebbaren Ausgaben eingehalten zu werden hatte. Die Hauptsache war, recht viele Belege beizubringen; deckten sich dann schliesslich Einnahme und Ausgabe, so gab es von Seite der Hofkriegsbuchhaltung selten Schwierigkeiten.

Einer der regelmässig zur Vermeidung unnötiger Vielschreiberei angewendeten Kunstgriffe war der, nach Beendigung der alljährlichen Übungen im Brückenschlagen einen Anker aufzurechnen. Zu diesem Behufe wurde protokollarisch festgestellt, dass am so und so vielten, dort und dort, durch Hochwasser oder Sturmwind ein Ankertau gerissen und es trotz aller Bemühungen nicht gelungen sei, den betreffenden Anker aus dem Strombette heraufzuholen; weshalb für den Ersatz ein Betrag von so und so viel Gulden hochgeneigtest zu genehmigen wäre.

Das Protokoll wurde dem Brigadier und dem respizierenden Kriegskommissär zur Bestätigung vorgelegt, die niemals verweigert wurde, wenngleich besonders der letztere sich durch den Kniff keineswegs täuschen liess. Allein er wusste ja, dass es nicht anders ging, und der so erschwindelte Betrag keineswegs in die Taschen der Offiziere floss, sondern einen kleinen Fonds darstellte, aus welchem unbedeutendere, eine eigene Rechnungslegung nicht lohnende Ausgaben bestritten wurden.

Auch ich wusste das genau, hielt es aber als verantwortlicher Kommandant für meine Pflicht, solchen Vorgängen, die ich aus meiner früheren Dienstzeit gut kannte, ein Ende zu bereiten.

Ein auf rationelle Grundlagen aufgebautes Verwaltungssystem bestand in der Armee damals nur beim Ingenieurcorps. Selbst die Artillerie musste sich noch mit empirischen Vorgängen behelfen.

In Laveno, der Hafenstation der Langensee-Flottille, war ich auf einen jungen, unterrichteten, in seinem Fache sehr tüchtigen Fortifikationsrechnungsführer Namens Johann Kottié aufmerksam geworden, und erwirkte seine Zuteilung zu meinem Stabe zu dem Zwecke, damit er mir ein «Technisches Administrativ-Reglement» ausarbeiten helfe.

Auch wurde mir die Aufstellung einer «Technischen Station» genehmigt, die alle auf das Material bezughabenden Geschäfte zu leiten und zu vermitteln hatte.

Das neue Verwaltungs- und Verrechnungssystem gelangte bald zur Anwendung, aber *definitiv* erst, nachdem die Bedenken der

Kriegsbuchhaltung behoben waren, was ein paar Jahre in Anspruch nahm. An Kottié hatte ich überhaupt eine vorzügliche Kraft gewonnen, und ich kann sagen, dass er in Klosterneuburg meine rechte Hand gewesen ist.[1])

Um für den Kriegsfall die nötigen Privatdampfer nebst der dazu gehörigen eingeübten Mannschaft zu Marinezwecken zur Verfügung zu haben, pflegten sich die Seemächte, besonders Frankreich, schon im Frieden eine Anzahl solcher Schiffe durch Verträge mit den Eigentümern zu sichern, und dieselben mit Equipagen aus dem Stande ihrer Kriegsmarine zu bemannen, welch letztere den gesamten eigentlichen Schiffsdienst im Hafen und auf der Fahrt versahen, während der kommerzielle Teil des Dienstes durch Angestellte des Schiffsherrn besorgt wurde.[2])

Dieses Paketbootsystem hatte ich auf meinen Reisen in England und Frankreich kennen gelernt, und bei der Gardasee-Flottille mit bestem Erfolg eingeführt. Der Verkehrsbetrieb ging anstandlos und zu allgemeiner Zufriedenheit vor sich. Offiziere und Mannschaft blieben in beständiger Übung, dabei wurde auch das Seeufer in unauffälliger Weise bewacht; endlich deckte der Ertrag der Paketfahrten einen bedeutenden Teil der Kosten für die Flottille.

Nun machten die politischen Verhältnisse in Oberitalien die militärische Überwachung des die Südgrenze des österreichischen Italiens bildenden Po und seiner Mündungen notwendig. Dies war nach Radetzkys und Hess' Ansichten am besten durch eine Flottille möglich, die dann im Kriege der Armeeleitung bei Flussübergängen und Operationen längs des Flusses gute Dienste leisten könnte. Das Armee-Oberkommando ging auf diese Ansicht ein, und mir wurde der Auftrag, ein Projekt auszuarbeiten. Ich beantragte die Bildung einer Flottille aus Paketbooten des österreichischen Lloyd, Führung der Handelsgeschäfte durch die Gesellschaft in eigener Regie, Beistellung der Bemannungen durch die Armee gegen eine Pauschalleistung seitens des Lloyd. Im Kriegsfalle hätte das Militärärar den gesamten Schiffspark auf Grundlage einer jährlich im vornhinein zu bewirkenden Schätzung zu übernehmen. Der

[1]) Er starb, nach langer, belobter Dienstleistung im Kriegskommissariate und der Intendantur, 1896 als Generalintendant im Ruhestande zu Graz.

[2]) Eine dem ähnliche Einrichtung ist die heutzutage übliche Verwendung von Eisenbahntruppen für den Friedensverkehrsdienst.

Packetdienst hätte sich jedoch nicht auf den Po, soweit er österreichisches Gebiet berührte, zu beschränken, sondern auch die Kanäle zu besorgen, sowohl die aus dem Flusse in die Lagunen von Venedig führenden, als jene, welche Pavia über Mailand mit dem Tessin verbinden; ferner sich auf letzterem Flusse und dem Lago maggiore, mit Benützung der bereits auf diesem See befindlichen Schiffe unserer Kriegsflottille, bis in die Schweiz auszudehnen.

Eine solche, bei 500 Kilometer lange Wasserverkehrslinie würde das Gebiet des Lago maggiore und des Tessin mit dem obern Po, den Häfen an der Pomündung und dem grossen Schiffahrtszentrum Venedig in Verbindung bringen, und so einem Bedürfnisse des aufstrebenden Handelsverkehres entsprechen.

Alles wurde massgebendenorts gebilligt, und ich beauftragt, mit dem Lloyd die Ausführbarkeit des Planes zu besprechen.

An der Spitze dieses damals in mächtiger Entwicklung begriffenen Institutes stand Baron Bruck, derselbe Mann, welcher das grosse Unternehmen 1833 ins Leben gerufen.

Im Oktober 1848 zum Handelsminister ernannt, war er im Mai 1851 infolge der politischen Veränderungen abgetreten und wieder als Direktor des Lloyd nach Triest zurückgekehrt.

Ich war mit ihm bekannt geworden, als er, wie schon früher erwähnt, im April 1849 als österreichischer Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen, über Paris und Turin zu Feldmarschall Radetzky nach Mailand kam.

Bruck, immer eifrig bestrebt, unserem Handel neue Wege zu öffnen, erachtete meinen Vorschlag des Versuches wert. So kam in wenigen Tagen ein Vertrag zustande, der, bald darauf sanktioniert, die Errichtung der Po-Flottille zur Folge hatte.[1])

So sehr interessierte sich Bruck für die Sache, dass er zu seiner nähern Orientierung und zur Festsetzung der Details mit mir den grösseren Teil der projektierten Linie, und zwar vom Lago Maggiore über Mailand bis Pavia in einem von der Flottille beigestellten Ruderboote, von da aber an Deck eines eigens dahin disponierten Lloyddampfers bereiste.

---

[1]) Das Kommando über die Po-Flottille erhielt seinen Sitz in Ostiglia. In Mailand, Pavia, Cavanella di Po und Chioggia wurden Hafen-Kommanden unter Leitung von Offizieren des Armeestandes errichtet.

Das Ergebnis der Waren- und Personenbeförderung entsprach jedoch den Erwartungen nicht, und das Unternehmen blieb finanziell passiv; zunächst, weil sich ein eigentliches Bedürfnis für Wassertransporte auf den bezeichneten Linien noch nicht ausgesprochen hatte, der Personenverkehr aber auf dem dichten und guten Strassennetz der beiden Ufer billiger und bequemer vor sich ging, als auf dem vielgewundenen Flusse; zweitens aber, weil die Bevölkerung jeder Institution, an der die verhasste fremde Regierung beteiligt war, feindlich gegenüberstand. Vielleicht hat auch zum ungenügenden Erfolge beigetragen, dass Bruck, die Seele aller Unternehmungen des Lloyd, von der Leitung zurücktrat, bevor er noch Zeit gehabt, das neue Unternehmen über die ersten Klippen hinüberzubringen.

Die ungünstigen kaufmännischen Ergebnisse veranlassten schon nach drei Jahren die Auflassung der neuen Schiffahrtslinie, sowie der ganzen Po-Flottille.[1])

Nach Auflösung dieser letzteren hat noch, so lange das lombardisch-venetianische Königreich zu Österreich gehörte, zeitweise ein Kriegsdampfer der Lagunenflottille den Po befahren, um an der Staatsgrenze die österreichische Flagge zu entfalten und auf dem Flusse die Strompolizei zu handhaben.

Während des Neunundfünfziger Krieges wurde auf dem Po eine neue Kriegsflottille aus Lloydschiffen, mit von der Lagunenflottille beigestellter Bemannung gebildet, der aber keine Gelegenheit wurde, anders, als bei Truppenüberschiffungen Dienste zu leisten.

Anfang Juni 1852 unternahm der junge Monarch eine Bereisung von Ungarn, die erste seit seiner Tronbesteigung.

Von Wien bis Pest[2]) ging die Reise auf einem Dampfer der jungen Donau-Kriegsflottille vor sich. Die damaligen Schiffe be-

[1]) Erst neun Lustren später machte sich im Lande das Bedürfnis geltend, welches ich etwas zu früh vorausgeahnt. Es bildete sich ein Komitee von kompetenten Mailänder und Venetianer Persönlichkeiten, Ingenieuren und Genieoffizieren behufs Ausarbeitung eines Projekts zur Beschiffung der obgenannten Wasserlinie. Als ich von der Recognoszierungsfahrt las, welche genanntes Komitee, ähnlich wie damals Bruck und ich, auf der Wasserlinie Lago Maggiore-Venedig unternommen, verspürte ich eine Befriedigung, welche keineswegs meiner Eigenliebe allein entsprang; und ich begleitete das neue Unternehmen mit dem aufrichtigen Wunsche, es möge ihm besserer Erfolg und längere Dauer beschieden sein, als seinem Vorgänger.

[2]) «Pest-Ofen» oder «Budapest» zu sagen, war damals in offiziellen Kreisen verpönt.

nötigten für diese Strecke 12 bis 14 Stunden. Damit die Ankunft in Pest nicht zu spät abends stattfinde, musste die Fahrt bei Tagesanbruch angetreten werden. Der Kaiser war mit seiner Suite schon während der Nacht an Bord des Schiffes gekommen, welches am damaligen Landungsplatz der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft unter den Kaisermühlen angelegt hatte.

Der A. H. Herr war in bester Laune und behielt diese während der ganzen Fahrt bei. An allen Landungsplätzen, ganz besonders aber am Reiseziel, fand die festlichste Begrüssung statt. Das gütige und einnehmende Wesen des jungen Herrschers wirkte auch auf der weiteren Rundreise durch das Königreich wohltätig und versöhnend. Wie die Stimmung damals war, würde man sich auch mit kleinen, freiwillig gebotenen Konzessionen begnügt, und sie mit Dankbarkeit aufgenommen haben, wäre darin nur den wesentlichsten Grundsätzen der historischen Verfassung, dann einigen der neuen, im Jahre achtundvierzig geschaffenen Einrichtungen Rechnung getragen gewesen. Leider fehlte den Ratgebern der Krone das richtige Verständnis für die Situation und die ausgezeichnete Gelegenheit, die sie bot. Das zentralistisch-absolute, unter dem Namen des Ministers Bach bekannte System setzte seine starren Prinzipien durch; mit welchen Folgen für Kaiser und Reich, lehrt die Geschichte.

Für den Herbst waren vom Monarchen grössere Truppenmanöver bei Pest anbefohlen worden. Zur Ausmittlung des Lagerplatzes und des Manöverterrains war der Generalquartiermeister der Armee, Feldzeugmeister Hess, im kaiserlichen Gefolge nach Pest gekommen.

Nach vorgenommener grosser Rekognoszierung bestimmte er hiefür die damals noch wenig kultivierte Terrainstrecke im Nordosten von Pest, und die Pioniere gingen daran, dort für ein Kavalleriecorps (10 Regimenter = 60 Escadronen), 12 Jäger- und Infanteriebataillone und 10 Batterien mit 80 Geschützen die nötigen Lager zu errichten. Charakteristisch für die damalige Taktik der Kavallerie ist es, dass das Exerzier- und Manövrierterrain sorgfältig von Hindernissen befreit, die dasselbe durchziehenden kleinen Bäche aber an mehr als zwanzig Stellen in der Breite einer Zugsfront überbrückt werden mussten.

Die Manöver geschahen meist in geschlossenen Formationen; Hindernisse wurden fast gar nicht genommen, die zerstreute Gefechtsart nur wenig geübt.

Viel Zeit und grosse Aufmerksamkeit wurde bei den Ulanen dem Gebrauche der Pike zugewendet. Unsere Galizianer hatten darin eine grosse Geschicklichkeit erlangt. Allgemein wurde die Vorzüglichkeit jener «Königin der Waffen» gepriesen, die späterhin aus nicht genügend aufgeklärten Gründen plötzlich im Werte sinken, und in der Armee ganz abgeschafft werden sollte.

Die Erfolge unserer Armee in den letzten Kriegen riefen für diese Waffenübungen ein mächtiges Interesse, auch ausserhalb der Grenzen der Monarchie, wach. Zu den in Rede stehenden Pester Manövern hatten fast alle deutschen, sowie viele ausserdeutsche befreundete Mächte militärische Fachmänner entsendet. Nicht weniger als fünfzehn Staaten waren durch zusammen über achtzig Offiziere vertreten, welche sämtlich als Gäste des Kaisers betrachtet wurden. Der Grossfürst Thronfolger von Russland (später Kaiser Alexander II.), der Prinzregent und nachmalige Grossherzog Friedrich von Baden, der Kronprinz (später König) Karl von Württemberg, die Herzoge von Sachsen-Meiningen und von Parma, dann noch vier andere Prinzen, sowie verschiedene höhere Generale aus England, Frankreich, Preussen und Russland befanden sich unter der Zahl. Ständige Militärattachés, wie sie jetzt bei den Gesandtschaften bestehen, waren damals noch nicht eingeführt.

Den fremden höheren Gästen wurden, wie üblich, Offiziere aus unserer Armee zugeteilt. Mich traf die Kommandierung zum Prinzregenten von Baden, und ich verbrachte an der Seite dieses durchaus sympathischen, liebenswürdigen, trotz seiner Jugend (er zählte erst 26 Jahre) merkwürdig ernsten hohen Herrn, und im Verkehr mit seinem aus hochgebildeten Offizieren bestehenden Gefolge vierzehn überaus angenehme und interessante Tage.

Der Prinz traf am 15. September in Wien ein. Die ersten Tage wurden mit der Vorstellung bei unserm Kaiser und mehr oder minder offiziellen Besuchen, sowie mit fachlichen Besichtigungen, als: des noch nicht ganz vollendeten Arsenales, des Geographischen Institutes, des Brückendepots und der neuen schönen Pionierkaserne in Klosterneuburg ausgefüllt. Die Fahrt nach letzterem Orte war wohl nur unternommen worden, um mir eine Freude zu bereiten, zu der dann noch die Auszeichnung durch Verleihung des Zähringer Löwenordens (Kommandeurkreuz I. Kl.) hinzukam.

Von Besuchen, bei welchen ich den Prinzen zu begleiten hatte, wurde jener beim alten Fürsten Metternich bei weitem der anregendste.

Seit seiner, gerade vor einem Jahre erfolgten Rückkehr aus dem Exil bewohnte der fast Achtzigjährige sein villenartiges Palais am Rennwege. Durch Gicht gehindert, aufzustehen, empfing er den Prinzregenten am Schreibtische sitzend in einem ebenerdigen, mit gediegenem Geschmack als Arbeitszimmer eingerichteten Saale, und lud uns ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Der Gedanke, dem vielgenannten, vielgeschmähten, mir durch tägliches Nennenhören fast zur Mythe gewordenen — ich hatte ihm in den Zeiten seiner Allmacht nie von nahem zu sehen bekommen — nun Aug in Auge gegenüber zu sitzen, musste mich im höchsten Grade anregen. Wenn ich indes erwartet hatte, Dinge von europäischem Interesse zu hören zu bekommen, so fand ich mich getäuscht. Die Konversation berührte nur Alltägliches, verlief aber bei der heiteren Stimmung, der geistreichen Scherzhaftigkeit des Fürsten in angenehmster Weise. Sein glückliches Temperament liess ihn die ungeheure Wendung seines Schicksals mit einem lächelnden Stoizismus ertragen, wie er sonst nur das Produkt tief philosophischer Reflexion zu sein pflegt. Mag sein, dass ihn die Art, wie man massgebendenorts seinen Rat auch jetzt noch in wichtigen Fragen in Anspruch nahm, über die Tiefe seines Falls hinübergetäuscht hat.

Natürlich liess der Fürst auch von einer kleinen Verstimmung nichts merken, die er einst dem Erbprinzen gegenüber empfunden. Er hatte Letzteren seinerzeit veranlasst, nach Wien zu kommen, um hier seine allgemeine, und speziell seine militärische Ausbildung zu vollenden. Nach bloss einjährigem Aufenthalte aber hatte der junge Prinz 1843 die Kaiserstadt wieder verlassen, und in Heidelberg und Bonn seine Studien fortgesetzt.

Während unseres Besuches bei Metternich erschien auch die Fürstin, und beteiligte sich in liebenswürdiger Weise an der Konversation. Sie machte durch enormen, krankhaften Körperumfang einen peinlichen Eindruck.

Interessant verliefen auch ein Besuch und ein Diner beim russischen Botschafter, Baron Mayendorff. Derselbe hatte die letzten Kriege gegen Napoleon als Generalstabsoffizier der russischen Armee mitgemacht und verkehrte auch jetzt noch gerne mit Offizieren, die er mit grosser Auszeichnung behandelte. Ich kannte ihn von einer

Aufwartung her, die ich ihm kürzlich gemacht, um mich für die Verleihung des russischen St. Annen-Ordens 2. Klasse zu bedanken.

Am 19. September erfolgte die Abreise nach Pest zu den Manövern, nach deren Beendigung der Prinz in die Heimat zurückkehrte, ohne, wie es gehofft worden war, vorher in Wien neuerlich Aufenthalt zu nehmen. Man behauptete, man habe es ihm gegenüber an Entgegenkommen fehlen lassen; mir persönlich ist von dergleichen nichts bekannt. Jedenfalls hatte die Hoffnung, ihn für Österreich zu gewinnen, einen argen Stoss erlitten. Der Prinz war den bei uns herrschenden Prinzipien nie recht Freund gewesen. Er machte aus seinen freiheitlichen Neigungen kein Hehl. Erst wenige Monate vor seinem Wiener Besuche, gleich nach der Übernahme der Regentschaft, hatte er die suspendierte ständische Verfassung in Baden wieder hergestellt, den seit der Unterdrückung des achtundvierziger Aufstandes bestehenden Belagerungszustand aufgehoben, und dadurch im absoluten Österreich Unzufriedenheiten erregt, welche jene Reise nach Wien wohl wieder beizulegen helfen sollte. Mag er nun in Wien Unannehmlichkeiten gehabt haben oder nicht, jedenfalls wusste er, mit der ihm eigenen grossen Selbstbeherrschung, seine etwaigen Verstimmungen so zu verbergen, dass ich nie das geringste merkte.

Nach altem Brauch hatten auch die Dampfer der Flottille jeder seinen Namen erhalten. Auf dem Langensee: «Radetzky» und «Benedek»; auf dem Gardasee: «Franz Joseph»; auf den Lagunen: «Gorzkowski». Im Drange der sich überstürzenden Ereignisse waren bei den Taufakten genannter Schiffe besondere Festlichkeiten unterblieben, und der betreffende Tag nur im engeren Familienkreise des Flottillencorps gefeiert worden. Als aber nun auf dem Gardasee ein Dampfer, welcher nach meinem, im Wege des Kriegsministeriums dem Kaiser unterbreiteten Antrag den Namen «Hess» tragen sollte, seiner Vollendung entgegenging, entschloss sich der alte Feldmarschall, zur Taufe nach Riva zu kommen, und gestaltete den Tag durch seine Anwesenheit zu einem besonders festlichen.

Von seinem Generalstabschef, Generalmajor Benedek, und einem halben Hundert Offizieren begleitet, bestieg er am 7. Juli in Peschiera einen Flottillendampfer, und traf abends in der festlich beleuchteten Stadt Riva ein.

Am nächsten Tage fand nach einer Feldmesse die Einweihung des Schiffes, dann mit dem Feldmarschall und seinen Gästen die erste Fahrt unter einem, von der Gemahlin des Feldzeugmeisters Hess gewidmeten Wimpel statt, auf welchem die Devise prangte: «Im Sturme ohne Wanken!»

Dem Feldmarschall bekam der Ausflug gut, und das Fest verlief ohne Störung, zu voller Befriedigung der Teilnehmer.

Die Erfahrungen der letzten Kriege hatten die Notwendigkeit von Verbesserungen im Baue der Geschütz- und Munitionsfuhrwerke unserer Artillerie dargetan. Die bestehende Geleisweite von 43 Zoll = 1,2 Meter sollte, um die Gefahr des Umwerfens zu verringern, nach französischem Beispiel auf 52 Zoll = 1,44 Meter gebracht, die ziemlich steife Verbindung der Protze mit der Laffette durch eine gelenkigere ersetzt, endlich die primitiv geformten Munitionswagen ganz beseitigt und durch solche ersetzt werden, an denen das Vorderteil vollkommen der Geschützprotze glich, der Hinterwagen zwei Munitionskasten trug, die Verbindung des Vorder- und Hinterteils aber genau so angeordnet war, wie jene der Laffette mit der Protze.

Die Vorschläge zu diesen Änderungen aber, obwohl von Artillerie-Offizieren ausgegangen, fanden bei der obersten Artilleriebehörde keinen Beifall. Um ein möglichst unbefangenes Urteil über das Projekt zu erhalten, verfügte das Armee-Oberkommando, dass zur Abgabe desselben Angehörige, nicht bloss der Artillerie, sondern auch anderer Waffen zu berufen seien. Als solche wurden der General und Kommandant des Fuhrwesencorps, ein Major des Generalstabs (bis vor kurzem Artillerist), und ich bestimmt.

Diese Kommission amtierte mehr als ein Jahr hindurch, ihre Tätigkeit zwischen theoretischen Erörterungen und praktischen Fahrversuchen teilend; bis schliesslich, nach wiederholter Vornahme von Änderungen und Verbesserungen am Versuchsmaterial, ein Projekt vorgelegt werden konnte, das die behördliche Billigung fand und zur Einführung gelangte.

Zu den wichtigsten Taten der Reformepoche nach den Kriegen 1848/49 gehört die Umgestaltung der Militär-Schul- und Erziehungsanstalten. Die Vorteile, die man durch dieselbe erreichte, waren: die alljährliche Zuführung einer grösseren Zahl wissenschaft-

lich gebildeter, junger Offiziere an die Armee, dann eine zweckmässigere Einrichtung der Anstalten selbst, durch Trennung der jüngeren von den älteren Klassen, des allgemeinen vom Fachunterrichte.

Es wurden nämlich in der Neustädter- und der Genie-Akademie die bisherigen acht, beziehungsweise sieben Klassen auf vier reduziert, aber mit einer höheren Schülerzahl als bisher, so dass die erstere Anstalt 400, die letztere 200 Zöglinge im Stande hatte. Die Artilleriehauptschule wurde in eine Artillerieakademie (Offiziersbildungsanstalt) für 200 Zöglinge umgewandelt. Vier neuerrichtete «Kadetteninstitute» hatten die Bestimmung, den Nachwuchs für die Akademien zu liefern, und den minder entsprechenden Rest der Zöglinge als Unteroffiziere an die Truppen abzugeben.

Die bis dahin bestehenden vier Kadettenkompagnien, die Artillerie- und die Genie-Stabs-, dann die Pionier-Corpsschule wurden in sechs Infanterie-, zwei Grenz-, eine Kavallerie-, eine Genie-, eine Pionier- und eine Flottillen-Schulkompagnie umgestaltet. Aus diesen kamen die vorzüglichsten Zöglinge in die Akademien, die anderen als Unteroffiziere zu den Truppen.

Auch die 49 Regiments-Knaben-Erziehungshäuser wurden aufgelöst und dafür zwölf Unter- und zwölf Obererziehungshäuser errichtet, aus denen die vorzüglicheren Zöglinge in die Kadetteninstitute, beziehungsweise die Schulkompagnien kamen.

Behufs höherer Fortbildung von Offizieren wurde ein «Höherer Artillerie- und Geniekurs», dann die Kriegsschule (Generalstabsschule) aufgestellt.

Diese Reformen stellten jedenfalls im allgemeinen einen Fortschritt dar, wenn sie auch nicht imstande waren, den ganzen Bedarf an wissenschaftlich gebildeten Offizieren sicherzustellen, und bald weitere Entwicklungen und Umgestaltungen nötig wurden. Von überaus gutem Erfolge war speziell die Errichtung der Kriegsschule.

Dagegen war dem Pioniercorps durch die Aufhebung der kaum vor einem Jahre zeitgemäss reorganisierten Schule in Tuln ein ausgesprochener Nachteil erwachsen. Es war geradezu ein Rückschritt zu nennen, dass man an die Stelle dieser vorzüglichen, altbewährten Anstalt eine blosse Schulkompagnie mit bedeutend tiefer stehendem Lehrplan setzte. Wohl sollten aus der Genieakademie, wie bisher aus der Neustädter, Zöglinge als Offiziere in das Pioniercorps eingeteilt werden, aber mit diesen konnte der Bedarf nur zum geringen Teile gedeckt werden.

Als ich von dem betreffenden, das Fachwissen der künftigen Pionieroffiziere sehr beschränkenden Projekte Kenntnis bekam, erachtete ich es für meine Pflicht, beim Feldmarschalleutnant Grafen Coronini, Zivil- und Militärgouverneur im Temeser Banate und Präses jener Kommission, welche die Vorschläge zu prüfen hatte, Vorstellungen zu erheben.

Coronini hörte mich bereitwillig an und versprach, die Sache in der nächsten Sitzung vorzubringen. Er tat dies auch in loyaler Weise. Meine Bedenken sollen auf die meisten Mitglieder der Konferenz einen solchen Eindruck hervorgebracht haben, dass dem Urheber des Projektes schon angst und bange wurde. Es gelang ihm jedoch, sein Geisteskind durch einen guten Einfall zu retten. «Wie kann Oberst Mollinary,» rief er aus, «von der Sache Kenntnis erhalten haben, da doch Seine Majestät ihre Geheimhaltung befohlen?»

Leider fand sich niemand, der erwidert hätte, dies sei eine Frage, die abgesondert zu behandeln wäre und jedenfalls die vorgebrachten Einwände nicht beseitige. Vielleicht mochte einer oder der andere in bezug auf die geübte Diskretion kein ganz reines Gewissen haben. War das erwähnte Verbot auch nur erlassen, um unberufene Kritiken in den Zeitungen hintanzuhalten, so wollte sich doch niemand der Gefahr eines diesbezüglichen Vorwurfes aussetzen. Kurz, über die Sache wurde zur Tagesordnung übergegangen.

Wenn trotzdem meine Befürchtungen nicht in vollem Masse eintrafen, so war dies dem ausschliesslich aus Pionieren zusammengesetzten Lehrpersonale zu danken, welches nicht nur den vorzüglichen Geist der alten Schule auf die neue zu übertragen wusste, sondern es auch auf eigene Verantwortung unternahm, den Lehrplan den Bedürfnissen entsprechend zu erweitern.

Erst sieben Jahre später gelang es meinem Nachfolger, die Umgestaltung der Schule in einer den Bedürfnissen entsprechenderen Weise durchzusetzen; weitere neun Jahre aber vergingen, bis dieselbe endlich zu einer «Offiziersaspirantenschule» erhoben wurde.

C. Jahr 1853.

Strassen- und Brückenbauten in Kroatien. — Übungslager bei Olmütz. — Prinz Friedrich Wilhelm von Preussen. — Vereinigung der Pionier- mit den Genietruppen. — Donauübergang der Russen.

Die grossen militärischen und diplomatischen Erfolge, welche in den letzten Jahren Russland davongetragen — 1848 in der Türkei, 1849 in Ungarn, neuerdings wieder einen friedlichen durch seine gelungene Vermittlung in der österreichisch-preussischen Frage —, hatten ihm in Europa eine so hervorragende Stellung verschafft, dass Kaiser Nikolaus den Zeitpunkt zu einem weiteren Schritte vorwärts, der Realisierung der alten russischen Absichten auf die europäische Türkei gekommen meinte.

Russische, und wohl auch österreichische Einflüsse hatten gegen Ende des Jahres 1852 die christliche Bevölkerung in der Nordwestecke der Türkei, dem sogenannten Türkisch-Kroatien, in Gärung versetzt und uns so den erwünschten Anlass gegeben, in der Nähe ein mobiles Armeecorps aufzustellen, mit welchem man eventuell auch jenseits der Grenze unsere Interessen wahren, sowie unseren in den letzten Jahren gesunkenen Einfluss in Konstantinopel wieder neu beleben könnte.

Den Befehl über dieses Corps erhielt Feldzeugmeister Jellacic, kommandierender General und Gouverneur von Kroatien, Slavonien und Dalmatien. Eine geeignetere Persönlichkeit zur Besetzung türkischer Provinzen mit christlich-slavischer Bevölkerung konnte es nicht geben, als den populären Führer der Kroaten im letzten ungarischen Kriege.

Indessen blieb es diesmal bei einer blossen Demonstration. Das Armeecorps gelangte nicht weiter als (Ende Februar 1853) an den Una-Fluss, wo dieser die Staatsgrenze bildet. Zunächst, weil die Pforte die Forderungen Österreichs gutwillig erfüllte, dann auch, weil sich die Westmächte zugunsten der Türkei und gegen Russland erklärt hatten. Weiterhin gab Österreich nicht bloss seine feindlichen Absichten gegen die Pforte auf, sondern stellte sogar zum Schutze des europäischen Besitzes der Türkei, bald nach dem Ausbruche des Orientkrieges, im Osten der Monarchie eine grosse Armee gegen Russland auf.

Dem Corps in Kroatien waren zwei feldmässig ausgerüstete Pionierkompagnien mit vier bespannten Brückenequipagen zugeteilt worden. Der schlechte Zustand der Verbindungen aus dem Innern der Monarchie nach dem Aufmarschrayon veranlasste dann noch die Zuteilung weiterer vier Kompagnien zur Instandsetzung genannter Strassen, insbesondere der über 50 Kilometer langen Linie, die von der Südbahnstation Pöltschach im Drautale über St. Peter nach dem Savetal führt. Des weiteren wurde bei Podsused, nahe oberhalb Agram, als wichtigem Strassenknotenpunkte, eine halbpermanente Joch- und Schiffbrücke über die Save erbaut. Die unter ungünstigen Verhältnissen, im Februar und März, bei Schnee- und Regenwetter ausgeführten Arbeiten brachten der Geschicklichkeit und Ausdauer meiner braven Leute grosses Lob ein.

Wie 1852, so fand auch im darauffolgenden Jahre im September eine grössere Truppenkonzentrierung, diesmal bei Olmütz, statt.

Ausser den Manövern fand noch eine Besichtigung der, dem 1., 2. und 9. Armeecorps entnommenen Truppen (40 Bataillone, 72 Escadronen und 32 Batterien) durch eine Militärkommission des Deutschen Bundes statt, welche gekommen war, um die übliche periodische Musterung des österreichischen Kontingents abzuhalten. Präses der Kommission war Prinz Friedrich Wilhelm von Preussen, der nachmalige Kaiser Wilhelm I. Auch Kaiser Nikolaus I. von Russland war ein paar Tage lang im Lager anwesend, aber gewiss weniger den gebotenen militärischen Schauspielen zulieb, als um unseren Kaiser zu bewegen, in dem eben, anfangs Juli, ausgebrochenen Orientkriege wenigstens nicht auf Seite seiner Gegner zu stehen.

Die Idee der Errichtung stabiler Truppenlager zu Übungszwecken, mit solider Baracken-Unterkunft an Stelle des altmodischen Zeltes oder des noch primitiveren Bivouakierens, schien damals noch nicht zur Ausführung reif. Es vergingen noch volle zwölf Jahre, bis man sich entschloss, das erste permanente Lager (bei Bruck an der Leitha) zu errichten. Aber fühlbar gemacht hatte sich das Bedürfnis schon längst, und es wurde ein Pionier- zugleich mit einem Geniebataillon nach dem Manöverplatz bei Olmütz beordert, um wenigstens in provisorischer Weise billige Ansprüche der Truppen in bezug auf Unterkunft zu befriedigen. Die Leitung der betreffenden Arbeiten wurde zugleich mit der Aufsicht im Lager

mir als «Lager-Brigadier» übertragen, und mir auch das Kommando über die beiden technischen Bataillone anvertraut. Es war das erstemal, dass Pionier- und Geniesoldaten zu gemeinsamer Tätigkeit vereint waren, und der Versuch fiel aufs beste aus.

Nach dem Abbrechen des Lagers bei Olmütz wurde das dort verwendete Pionierbatataillon nach Klosterneuburg dirigiert, um mit zwei anderen, dort befindlichen Bataillonen grössere Brückenschläge über die Donau auszuführen.

Auch diesen Übungen wohnte die schon erwähnte Kommission des deutschen Bundes bei. Deren Präses, Prinz Friedrich Wilhelm von Preussen, folgte den Arbeiten mit grossem Interesse, sprach mit mir eingehend über unsere militärischen Einrichtungen, und war speziell voll Lobes in bezug auf die letzteingeführten Reformen.

Nun hatte allerdings unsere Armeeorganisation in den beiden letzten Jahren viele wichtige Verbesserungen erfahren, und die Kriegstüchtigkeit des Heeres sehr erwähnenswerte Fortschritte gemacht, aber es blieb noch immer viel veraltetes durch neues zu ersetzen. Hievon durchdrungen, erlaubte ich mir zu bemerken, dass noch lange nicht alles geschehen, und den wachsenden Ansprüchen der Zeit noch in mehr als einem wichtigen Punkte Rechnung zu tragen sei.

Dem trat aber der Prinz lebhaft entgegen, und sagte unter anderem nicht ohne Missmut in Blick und Stimme: «Wenn man nur ihr neues Artilleriearsenal in Wien sieht, muss man von Neid erfüllt werden!»

An diesen Ausbruch von Verdriesslichkeit, der wohl durch die damaligen preussischen Zustände veranlasst war, erinnerte ich mich in der Folge gar oft, wenn ich von den Fortschritten las, die dieser Prinz, noch als Regent und dann als König, in der preussischen Armee eingeführt hatte, und von deren Bedeutung uns leider erst der unglückliche sechsundsechziger Krieg überzeugen sollte.

Zwanzig Jahre nach dem in Rede stehenden Brückenmanöver wurde ich wieder einmal vom selben hohen Herrn, der mittlerweile als Kaiser Wilhelm Gründer des Deutschen Reiches geworden war, in freundlichster Weise angesprochen.

Es war bei einem Hoffeste in Schönbrunn im Oktober 1873, anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Thronbesteigung unseres

Kaisers. Letzterer hatte mich eigens von Agram aus rufen lassen. Er befahl mich zu sich, und stellte mich dem Deutschen Kaiser mit den Worten vor: «Feldzeugmeister Mollinary.»

Kaiser Wilhelm ergriff herzlich meine Hand und sagte: «Es freut mich, Sie wieder zu sehen. Lange ist es her, dass ich Ihrem Brückenschlag bei Nussdorf beigewohnt! Seitdem habe ich Ihre Laufbahn stets im Auge behalten, in guten wie in bösen Tagen.»

Dann stellte er noch Fragen über die Organisation der Pioniere, über meine Stellung als Chef der Verwaltung des kroatisch-slavonischen Grenzlandes, kam aber nochmals, ehe er mich huldvoll verabschiedete, auf seinen Anteil an meinem Schicksal «in *guten* und *bösen* Tagen» zurück.

Diese auffallende Bevorzugung seitens des deutschen Kaisers erregte ein gewisses Aufsehen, und während ich mich zurückzog, begegnete ich scharfen Blicken von seiten einiger Personen von ausgesprochen preussenfeindlicher Gesinnung.

Das Wort von den «bösen Tagen» bezog sich in erster Linie auf den 3. Juli, den Tag von Königgrätz, an dem ich als Kommandant des 4. Corps im Swiepwalde dem linken Flügel der preussischen Armee in langem, überaus heftigem Kampfe gegenüber gestanden war.

Einige Tage nach dem Brückenschlage vor der Bundesinspektion fand eine solche vor Sr. Majestät statt. Der junge Monarch war in Begleitung bloss eines Flügeladjutanten gekommen, auch war sonst kein Höherer anwesend. So lange das Schlagen und Wiederabbrechen der Brücke dauerte, behielt mich der Kaiser an seiner Seite, zeigte grosses Interesse für Material und Truppe, stellte viele darauf bezügliche Fragen, und kam dann auf die in Preussen und Russland eingeführte Besorgung des ganzen Brücken-, Strassen-, Sappe- und Minen-Dienstes durch eine und dieselbe Truppe zu sprechen, wobei nur innerhalb der Bataillone die kompagnieweise Teilung der Arbeit nach genannten vier Hauptzweigen stattfindet.

Schon im Jahre 1846 war aus dem Schosse des damaligen Ingenieurcorps die Idee der Vereinigung des Pionier- mit dem Mineur- und dem Sappeurcorps aufgetaucht. Im Jahre 1852 waren diese beiden letzteren Corps in zwei Genie-Regimenter umgestaltet, beziehungsweise verschmolzen worden. Nun mochte man in der Abteilung für organisatorische Arbeiten der kaiserlichen Militärkanzlei

die Idee einer weiteren Einbeziehung auch des Pioniercorps in jene Truppe ventiliert, und dies im Monarchen den Wunsch erweckt haben, auch meine Ansicht einzuholen. Möglicherweise waren auch die kurz vorher im Olmützer Lager durchgeführte gemeinsame Verwendung von Pionier- und Genietruppen, sowie die oben erwähnte Umgestaltung der Pionierschule nichts als erste Schritte zur Realisierung jener Idee gewesen.

Theoretisch konnte ich nicht umhin, die Berechtigung des Prinzipes an sich anzuerkennen; gegen die Anwendung desselben auf unsere Armee aber hatte ich schwere Bedenken. Vor allem war ich überzeugt, dass das eigentliche Pontonierfach, der Wasserdienst, grosser Vernachlässigung entgegenging, nicht nur von Seite der Genie-Regimenter, einer ausgesprochenen, aus der Verschmelzung der Mineurs mit den Sappeurs entstandenen Landtruppe, sondern auch von seiten jener Behörde — des «Genie-Stabes» — welcher die Oberleitung der vereinigten technischen Truppen zugedacht war. Nun ist aber von den angeführten vier Dienstzweigen gerade jener, welcher die Überbrückung von Gewässern zu Kriegszwecken in sich schliesst, der schwierigste, weil er nur an wenigen, zugleich schnell fliessenden und grossen Strömen erlernt werden kann und langwierige, mühsame Übungen voraussetzt.

Da wir ferner im Jahre 1853 an die Einführung des Armeecorps-Bezirkssystems, wie es in Preussen schon bestand, infolge unserer politischen Verhältnisse nicht dachten noch denken konnten, so hätte die Vereinigung der Pioniere mit der Genietruppe auch ihren einleuchtendsten Vorteil, die Vereinfachung des Armeeorganismus zugunsten einer rascheren Mobilisation, nicht erzweckt, folglich nur Schaden gestiftet, ohne Nutzen zu bringen.

Ich erlaubte mir die, allerdings nur indirekt gestellte Frage des Kaisers in diesem Sinne ganz freimütig und aus meiner Überzeugung heraus zu beantworten. Auf die Entgegnung des Monarchen, anderswo sei das neue System längst eingeführt und zwar mit gutem Erfolg, hatte ich die Kühnheit zu erwidern:

«Mag sein, Euere Majestät; aber *so* ein Manöver[1]) macht man uns anderswo doch nicht nach!»

Die einzige Antwort des Monarchen war ein freundliches, feines Lächeln.

[1]) Es war ein überaus schwieriger und unter den ungünstigsten Stromverhältnissen, dabei glatt und ohne jede Störung ausgeführter Brückenschlag gewesen.

MOLLINARY

als Pionier-Oberst

(nach einem Aquarell von Grilhofer 1854).

Dreizehn Jahre später wurde gleichwohl die fragliche Vereinigung durchgeführt, aber nach zwei Jahren wieder rückgängig gemacht. Es war anfangs 1867, als das Pioniercorps, nun «Regiment», der Geniewaffe als integrierender Teil einverleibt und der «General-Genie-Inspektion» unterstellt wurde; im Jahre 1869 wurde es wieder abgetrennt und dem Generalstabe zugewiesen.

Erst nach weiteren vierundzwanzig Jahren, als die Armee, einer schnelleren Mobilisierung zuliebe, territorial in fünfzehn Corpsbezirke eingeteilt worden, stellte sich auch die Verteilung der technischen Truppen im gleichen Sinne als wirklich notwendig heraus. Da mittlerweile auch die Fortschritte in der Offensiv- und Defensivbewaffnung, als: neue Feuerwaffen, Sprengmittel, Eisenpanzerungen, die Grundlage wesentlich verändert hatten, auf welcher der alte Sappe- und Minendienst aufgebaut war, ergab sich die Notwendigkeit einer Reorganisierung der Geniewaffe von selbst. So erfolgte denn im Jahre 1893 die Abtrennung der Genietruppe vom Geniestabe und deren Amalgamierung mit der Pioniertruppe. Aus den zwei Genie-Regimentern und dem Pionier-Regimente wurden fünfzehn «Pionierbataillone» gebildet, von denen jedes Armeecorps eines permanent zugewiesen erhielt. Doch war es nicht möglich, jedes dieser Bataillone im Bezirke seines Corps zu dislozieren, noch auch jedes aus seinem eigenen Corpsbereich zu ergänzen. Über die fünfzehn Pionierbataillone wurde ein «General-Pionier-Inspektor» gestellt, und dieser direkte dem Kriegsministerium untergeordnet. Als erster fungierte Generalmajor Latscher, ein ehemaliger Pionier; als sein Vertreter Oberst Brinner, ebenfalls ein alter Pionier, der Verfasser einer gediegenen Geschichte dieser Truppe.

Es war im Winter 1853/54; im Oktober hatte der Orient- oder Krimkrieg zwischen Russland und der Türkei begonnen. Die Russen, unter Paskewicz, standen in den Donaufürstentümern, bereit, über die Donau zu gehen, um in Bulgarien einzudringen. Die tätige Parteinahme Frankreichs und Englands zugunsten der Türkei unterlag keinem Zweifel mehr; Österreichs Haltung war noch nicht ausgesprochen. Da erhielt ich eines Tages vom russischen Botschafter in Wien, Baron Meyendorf, eine Einladung zum Speisen — «en famille», wie beigefügt war.

Ich traf ausser den Botschafter und seiner Gemahlin nur noch einen russischen Offizier aus dem Hauptquartier Paskewicz's, den Sap-

peur- (Pionier-) Major Hulrigh an, einen Bekannten aus dem Jahre 1842, wo er, damals Kapitän, nach Wien gekommen war, um den Versuchen mit der Biragoschen Kriegsbrücke anzuwohnen.

Dass die Einladung an mich nicht bloss erfolgt war, um uns zwei wieder zusammenzuführen, war klar; aber ihren eigentlichen Zweck vermochte ich nicht zu erraten. Während der Mahlzeit erfolgte auch keine Andeutung. Nach derselben, im Rauchzimmer, sah ich mich plötzlich mit Hulrigh allein gelassen. Jetzt richtete dieser die Frage an mich: «Sagen Sie mir Ihre Meinung: in welcher Art und Weise sollte unsere Armee bei der bevorstehenden Offensive den Donau-Übergang aus der Moldau in die Dobrudscha bewirken?»

Ich war auf irgend eine ungewöhnliche Mitteilung oder Frage schon gefasst gewesen, und antwortete ausweichend: Das liesse sich nicht so bei der Zigarre abtun; ich müsse erst wissen, auf welchen Strecken ungefähr, dann in welcher Stärke und zu welcher Zeit, ob schon jetzt, noch während der Eisperiode, oder später, vor oder nach den Frühjahrs-Hochwässern, der Übergang beabsichtigt, dann ob seitens der Türken Widerstand vorauszusetzten sei oder nicht. «Am besten wäre es,» fügte ich hinzu, «Sie besuchten mich in Klosterneuburg, wo wir die wichtige Frage mit Musse und eingehend besprechen könnten».

Er war einverstanden und sagte zu; ich aber eilte, mich zu verabschieden, und fuhr geradewegs zum Generalquatiermeister Sr. M., meinem unmittelbaren Chef, FZM. Hess, um über das Vorgefallene Bericht zu erstatten und Weisungen bezüglich meines weiteren Verhaltens einzuholen.

Es war spät am Abend, Hess im Theater, wo ich ihn aufsuchte. Er versprach, gleich am nächsten Morgen das Vorgefallene A. H. Orts zu melden und mir das weitere bekanntzugeben. Die betreffende Weisung lautete: «Informationen, so viele nur gewünscht; Unterstützung im Bereiche des Kriegsschauplatzes, weder durch Personen noch durch Material.»

Das genügte mir. Dem Russen jedoch, der, wie vereinbart, nach Klosterneuburg kam, war mit dem nicht gedient, was ich ihm, wie ein Professor auf dem Katheder, über die verschiedenen Möglichkeiten des Überganges über den grossen Strom, entweder mit Kriegsbrücken, oder mittelst der grossen landesüblichen Segelboote, oder aber mit Dampfern, nach bestem Wissen auseinanderzusetzen mich abmühte. Nach stundenlanger Besprechung rief er plötzlich:

«Das beste wäre, Sie träten bei uns ein! Kommen Sie; ich darf versprechen, dass es für Sie von grossem Vorteil wäre.»

So ehrend dieser Antrag auch war — ihn anzunehmen, hätte ich mich um keinen Preis entschlossen, selbst mit kaiserlicher Erlaubnis nicht!

Obwohl nicht wenig überrascht, vermochte ich meine äussere Ruhe zu bewahren und, den Antrag diplomatisch ignorierend, scheinbar unbefangen die Frage vom technisch-militärischen Standpunkte weiter zu erörtern.

Hulrigh hörte nur mehr mit halbem Ohre zu und empfahl sich bald, wenig befriedigt und, wie es schien, etwas verlegen.

Auch der russische Botschafter, der mit unserem Minister des Äussern in der Angelegenheit konferiert und ihn ablehnend gefunden hatte, kam mir gegenüber auf Hulrigh nicht mehr zu sprechen.

Der Donauübergang der Russen nach der Dobrudscha erfolgte am 23. März 1854 in der Strecke zwischen Braila und Ismail-Tultscha, wo die Donau in *einem* Bette vereint fliesst. Hier hatten die Türken nur ein, von der weiter oberhalb, bei Widdin, stehenden Hauptarmee unter Omar Pascha detachiertes Korps stehen.

Um zu täuschen, unternahmen vorgeschobene russische Abteilungen Scheinübergänge bei Widdin, Nikopoli, Sistov und Rustschuk, während ihre eigentliche Macht auf der oben bezeichneten Strecke an drei Orten zugleich, und unter dem Schutze von Strandbatterien, sowie einer Kriegsflottille, mittelst Booten und auf Schlagbrücken hinüberging; und zwar bei Braila General Gortschakov, bei Galatz General Lüders, und bei Tultscha General Uschakov. Bei dem letztern Orte versuchten die Türken ernstlichen Widerstand, vermochten aber nicht, das rasche Vordringen der Russen gegen den Trajanswall, wo jetzt die grosse Bahn von Bukarest über Cernavoda nach Constanza am Schwarzen Meere zieht, zu hindern.

Während dieser Vorrückung ging noch eine vierte Kolonne unter General Schilder bei Hirsova über die Donau.

Dieser Übergang der Russen, der vor ein paar Monaten dem Sappeurmajor Hulrigh so grosse Sorgen bereitet hatte, war also auch ohne österreichische Hülfe vollkommen geglückt, und es sind die wenigen, in der ersten Periode jenes Krieges von den Russen errungenen Erfolge wohl wesentlich dem Gelingen jenes Überganges zuzuschreiben.

D. Jahr 1854.

Die Pioniere und die Donauflottille während des Orientkrieges. — Die Donaukatarakte beim Eisernen Tore. — Die Donaumündungen. — Kaiserfahrt auf der Yacht „Adler". — Kriegsbrückenbespannungen.

Das Einrücken der Russen in den Donaufürstentümern im Juli 1853, dann Ende Oktober der Übergang eines türkischen Corps unter Omar Pascha über die Donau bei Widdin, also nahe der österreichischen Grenze, die russophilen Neigungen der Serben, endlich der Übergang der Russen über die untere Donau in die Dobrudscha Ende März, nötigten Österreich, welches gerne eine neutrale und vermittelnde Stellung zwischen den Kriegführenden eingenommen hätte, seine Grenzen im Südosten nördlich der Donau zu besetzen. Zuerst wurde das selbständige serbisch-banater Armeecorps verstärkt und mobilisiert, dann die III., in Ungarn, und die IV., in Galizien dislozierte Armee auf Kriegsfuss gesetzt. Nach Abschluss eines Vertrages mit den Westmächten (Herbst 1854) richtete Österreich ein Ultimatum an Russland, in welchem die Räumung der Donaufürstentümer gefordert wurde. Russland entsprach der Aufforderung, und nun rückten auf Grund eines mit der Türkei getroffenen Übereinkommens unsere Truppen anfangs September in die Donaufürstentümer ein.

Das Oberkommando über die mobilen Armeen führte Hess mit dem Standquartier in Lemberg.

Von den 24 Pioniercompagnien waren 16 mit 18 Brücken-Equipagen den mobilen Truppen zugewiesen, während weitere 8 bespannte Equipagen in Niederösterreich in Bereitschaft standen.

Während dieser Aufstellung von 200,000 Mann, die bis zum Juni 1855 dauerte, wurde die Tätigkeit der Pioniere in so mannigfaltiger und anstrengender Weise in Anspruch genommen, wie es sonst nur im Laufe eines Feldzuges vorzukommen pflegt.

Die Pioniere des serbisch-banater Corps und der III. Armee erbauten Feldbefestigungen an den Grenzen, und setzten die Hauptstrassen in stand, die von der Donau nach Siebenbürgen und von hier in die Bukowina, die Moldau und Walachei führen; jene der IV. Armee in Galizien wurden, ausser bei Strassenherrichtungen und Erbauung einzelner neuer Strecken, dem Bau des verschanzten Lagers von Przemysl, der Errichtung provisorischer Befestigungen bei

Krakau, Zaleszczyki und andern Orten, auch bei der Vollendung der schon früher begonnenen, 38 Kilometer langen Eisenbahn Krakau-Bochnia verwendet.

Bei den Arbeiten in Galizien waren ausser den 10 Pioniercompagnien noch 4 Geniekompagnien, dann Arbeiter-Abteilungen aus dem Stande der Infanterieregimenter, in allem bei 10,000 Mann, beteiligt.

Bei Gelegenheit dieser grossen Aufstellungen an der Ost- und Nordostgrenze des Reiches waren die Lücken sehr nachteilig empfunden worden, welche die Eisenbahnen auf den Hauptverbindungslinien noch aufwiesen. Als sich dann, nach durchgeführter Besetzung der Donaufürstentümer, der Krimkrieg in die Länge zu ziehen drohte und die Zurückziehung unserer mobilgemachten Truppen in weite Ferne gerückt schien, machte ich den Vorschlag, die gesamte in Westgalizien stehende Infanterie zum Bau der Eisenbahnstrecke Bochnia-Lemberg zu verwenden, damit wenigstens soweit eine ununterbrochene Bahnverbindung aus dem Zentrum des Reiches zur Verfügung stehe.

Es wäre das nichts neues gewesen, nur die Nachahmung eines der vielen Beispiele, die uns das alte Rom gegeben, welches bekanntlich seine Legionen in den Pausen zwischen zwei Kriegen zur Herstellung grosser Verkehrslinien und andern Kulturarbeiten zu verwenden pflegte.

Dem Armee-Oberkommandanten Hess gefiel zwar die Idee sehr gut; aber sie kam nicht zur Ausführung, weil die Besorgnis laut wurde, die taktische Ausbildung der Truppe könnte darunter leiden.

Bei der grossen Wichtigkeit, welche gerade damals die mittlere und untere Donau für unser in der Moldau-Walachei stehendes Corps, nicht bloss als Verbindungs-, sondern auch als Verteidigungslinie besass, eröffnete sich der Kriegsflottille eine ausgedehnte Gelegenheit zu nützlicher Tätigkeit.

Der Kosten wegen hatten für die kaum errichtete junge Truppe erst eine kleine Anzahl Schiffe angeschafft werden können, die für den Ernstfall nicht genügten. Zur Deckung des Mehrbedarfes war man auf den Schiffspark der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft angewiesen. Schon im Frühjahr 1853 war zwischen dieser Gesellschaft und dem Militärärar ein Vertrag zustande gekommen, durch welchen die Gesellschaft sich für den Kriegsfall zur Beistellung des nötigen Materials gegen Miete und Ersatz der Verluste verpflichtete.

Die Gesellschaft war diesen Vertrag umsolieber eingegangen, als in Kriegszeiten der öffentliche Verkehr ohnehin Abbruch erleidet, sie durch genanntes Übereinkommen überdies der Gefahr entging, dass ihr das Material im Requisitionswege einfach abgenommen würde.

Auch war gleichzeitig zum erstenmal ein bestimmter Tarif für den Transport von Truppen und Militärgütern durch die Schifffahrts-Gesellschaft vereinbart, und so voraussichtlichen Schwierigkeiten die Spitze abgebrochen worden.

Vom Beistellungs-Vertrage wurde gleich bei Beginn der Mobilisierung durch Übernahme von zwölf Dampfern und einer grössern Anzahl von Schleppbooten ausgiebig Gebrauch gemacht.

Die Tätigkeit der k. k. Kriegsflottille erstreckte sich von Pest bis an die Donaumündung; ihre Transport-Leistungen für die Okkupationstruppen brachten einen grossen Teil der für sie aufgewandten Kosten wieder herein.

Ende 1855, nach der Auflösung der mobilen Armeen, wurden die Schiffe der Gesellschaft wieder zurückgestellt, ohne dass über deren Zustand von Seite letzterer wesentliche Anstände erhoben worden wären.

Die kriegerischen Verhältnisse der Epoche hatten das Interesse unserer Heeresleitung an einer gesicherten regelmässigen Beschiffung der Donau bis zu den Mündungen hinab wieder mächtig hervortreten lassen; und so konnte es mir, der die Schwierigkeiten der Eisernen-Tor-Passage noch aus der Knabenzeit, sowie durch spätere eingehende Studien genau kannte, gelingen, durch blosse mündliche Anregung die oberste Militärbehörde und das Handelsministerium zu gemeinsamem Vorgehen in dieser wichtigen Angelegenheit zu veranlassen.

Das Handelsministerium übernahm die Leitung der Arbeiten und entsandte Ingenieure (zuerst Meusberger, später Wex), während das Armee-Oberkommando eine Pionier-Kompagnie und Mineure der Genie-Truppe beistellte.

Die Arbeiten begannen Ende Oktober 1854 und beschränkten sich vorläufig auf die Neuaufnahme von Stromprofilen, weil die im vorliegenden älteren Projekt enthaltenen nicht als genügend erachtet wurden. Dabei blieb es aber auch, und zur Inangriffnahme einer Regulierung ist es nicht gekommen. Es scheint, als hätte man sich eine klare Idee über das *was*, und *wie* es zu tun wäre,

in den Wiener Bureaus gar nicht gebildet, oder wenn doch, vor der Grösse der Kosten den Rückzug angetreten. Jedenfalls wurde die Angelegenheit «auf sich beruhen gelassen», wie der damals viel angewendete Ausdruck lautete. Nach acht Monaten wurde die Truppe aus Orsova zurückgezogen, bis auf sechzig Mann, die im Frühjahre gleichfalls die Abberufung erhielten, ohne Erhebliches geleistet zu haben.

Allerdings war die zu lösende Aufgabe eine eben so schwierige wie grossartige. Die bei der Regulierung in Betracht kommende Strecke war bei 100 Kilometer lang, die zu beseitigenden Schiffahrtshindernisse auf derselben einzig in ihrer Art.

Zur Durchführung hätte es des Zusammenwirkens von sehr viel Talent, Wissen, Tatkraft und Geld bedurft; keines von den vieren aber scheint die damalige Reichsregierung disponibel gehabt zu haben, wenigstens für diese Angelegenheit nicht. Wehmütige Betrachtungen mussten sich beim Vergleich von einst und jetzt jedem aufdrängen, der nach Entzifferung des Inhalts der noch erhaltenen Trajanstafeln die Spuren des Kanals verfolgte, welchen die Römer zur Umgehung der schwierigen Stellen angelegt. Welchen Unternehmungsgeist, welche Energie und Ausdauer musste jenes Volk besessen haben, um bei den primitiven Mitteln, die ihm zu Gebote standen, *derlei* zu schaffen, während heute ... Wahrlich, demütigend war der Vergleich.

Aber auch das Werk einer jüngsten Vergangenheit musste uns tief beschämen: die Kunststrasse am linken Ufer, in den Jahren 1834—1840 vom Grafen Stephan Szecheny durch den Ingenieur Paul Vasarhely in der Strecke von Moldava bis zur Grenze durchgesprengt, um bei ungünstigem Wasserstande die Güter- und Personenbeförderung zu Lande zu ermöglichen.

Erst 1875 wurde endlich der Lebensfrage des Donauverkehrs mit Tatkraft und Zielbewusstsein zu Leibe gegangen.

Auf Grundlage eines internationalen Vertrages vom Jahre 1878, und im Einvernehmen mit der Schiffahrtskommission der Donauuferstaaten, übernahm die ungarische Regierung die Regulierung des Eisernen Tores; und die Art, wie dieselbe eingeleitet wurde, lässt ein Gelingen erwarten. Die bedeutenden, mit 12 Millionen Gulden veranschlagten Kosten des Unternehmens sollen durch Gebühren, von den passierenden Schiffen erhoben, hereingebracht werden.[1])

[1]) Obiges, im Jahre 1888 geschrieben, ist heute durch die Tatsachen überholt. Am 24. September 1896 erfolgte die feierliche Eröffnung der regulierten Strecke,

Aber nicht nur beim Eisernen Tor, sondern fast noch mehr an den Donaumündungen standen der Schiffahrt schwere Hindernisse im Wege. Diese Mündungen befanden sich zur Zeit des Ausbruches des Orientkrieges in einem noch verwahrlosteren Zustande, als sieben Jahre früher, da ich sie auf meiner Reise gesehen. Ich habe schon erklärt, wie hauptsächlich Russland an dieser systematischen Vernachlässigung Schuld trug. Als nun diese Macht im Sommer 1854 ihre Truppen von der Donau zurückzog, Österreich aber die seinen, durch eine zahlreiche Flottille unterstützt, bis an den Pruth, das heisst die bessarabische Grenze, vorschob, schienen Zeit und Umstände der endlichen Inangriffnahme der so oft schon angeregten Regulierung der Donaumündungen günstig zu sein. Auch diesmal genügte eine mündliche Vorstellung meinerseits bei einer einflussreichen Persönlichkeit des Armee-Oberkommandos, um die Angelegenheit in Gang zu bringen.

Die vorliegenden diesbezüglichen Projekte waren zahl- und umfangreich, bedurften aber noch der Ergänzung; insbesondere stellte sich eine genaue Aufnahme des südlichen Georgs-Armes als notwendig heraus. Mit dieser Arbeit wurde der Adlatus des Pionier- und Flottillen-Corpskommandanten, Oberst von Ghilain, betraut, und ihm ein entsprechend ausgerüsteter Flottillendampfer nebst dem nötigen Hülfspersonale an Geometern zur Verfügung gestellt.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung an der Einfahrt des noch immer vorzugsweise benützten, mittleren, Sulina-Armes wurde daselbst ein österreichischer Kriegsdampfer — bis zum Jahre 1858 von der Donauflottille, später von der Kriegsmarine beigestellt — stationiert; ferner ein österreichisches Hafen- und Stationskommando errichtet, und auch Baggerschiffe in Tätigkeit gesetzt.

Im Oktober 1855 war die Aufnahme des Georgsarmes beendet. Sie fiel gut aus, und fand bald neben den anderen, älteren Vorarbeiten Verwertung durch die nach den Bestimmungen des Pariser Friedens vom Jahre 1856 aufgestellte «europäische Kommission zur Herstellung und Erhaltung der Schiffbarkeit der Donaumündungen.» [1])

---

welche das Passieren von Schiffen von 2000 Tonnen Gehalt bei 3,5 Meter Tiefgang gestatten soll. Das Geleistete bildet einen der schönsten Triumphe der Sprengtechnik und der Wasserbaukunst. Die Kosten betragen über 22 Millionen Gulden.

[1]) Diese Kommission hatte ihren Sitz in Galatz, und entwickelte bald eine erspriessliche Tätigkeit. Sie entschied sich für den Sulina-Arm, befreite ihn in kurzer Zeit von den grössten Schiffahrtshindernissen, und stellte in der Folge stellenweise

Ich hatte nach der Aufstellung der Donauflottille höheren Orts die Zusage erbeten und erhalten, dass der Monarch zu seinen Donaureisen von nun an vorzugsweise einen meiner Kriegsdampfer benützen werde. Da die vorhandenen Schiffe für eine solche besondere Verwendung durch ihre Platzverhältnisse wenig geeignet, auch nicht jederzeit disponibel waren, wurde der Bau einer neuen kaiserlichen Yacht angeordnet, und dieselbe im Sommer 1854 fertiggestellt. Es war ein grosses, schönes, zweckmässig eingeteiltes und reich ausgestattetes Schiff, das bei der Taufe den Namen «Adler» erhielt. Kaum war es fahrbereit, als der Kaiser und die Kaiserin den Wunsch aussprachen, es bei ihrer Reise von Ischl nach Wien, auf der Strecke Linz-Nussdorf zu benützen.

Es war eben eine sehr ungünstige Zeit, der Wasserstand so niedrig, dass die bekannten Schiffahrtshindernisse unweit Grein, besonders bei der Talfahrt, für das verhältnismässig grosse und tiefgehende Schiff gefährlich werden konnten.[1])

Der «Adler» konnte daher von Nussdorf, wo er stationierte, vorläufig nur nach Ybbs, der ersten Dampfschiffstation unterhalb der schwierigen Strecke, gebracht werden.

Dem ersten Generaladjutanten Feldmarschalleutnant Grafen Grünne wurden diese Umstände zur Kenntnis gebracht, mit dem Beifügen, dass, sollte sich der Wasserstand bis zum Reisetermin nicht heben, die Benützung des «Adler» nicht schon von Linz, sondern erst von Ybbs aus ratsam wäre. Als aber das Schiff in Ybbs eintraf, hatte sich der Wasserstand so gebessert, dass die Fahrt über den «Wirbel» und «Struden» (so hiessen die schwierigen Stellen) auch talabwärts möglich schien. Der «Adler» setzte sonach die Fahrt bis Linz fort, und passierte anstandslos über und zwischen den Felsenriffen.

---

ein ganz neues Bett her, welches die vielen Krümmungen des alten Armes vermied; erwies sich überhaupt als eine so zweckmässige Einrichtung, dass ihre zwölfjährige Funktionsdauer seitdem immer wieder erneuert wurde. Zeitungsnotizen vom März 1896 zufolge soll Russland ernstlich daran denken, nunmehr auch den Kilia-Arm zu regulieren, der seine Grenze bildet.

[1]) Diese Hindernisse waren: der Greinschwall dicht beim Städtchen Grein, drei Felsgruppen zwischen der Wörthinsel und der Hauensteinklamm, endlich die Felsriffe des Hauensteines.

Das letztere Hindernis wurde schon im Jahre 1866 beseitigt, das mittlere, aus Felsspitzen und Graten bestehend, die bei niederem Wasserstande bis zu zwei Metern über den Stromspiegel hervorragten, erst in den Jahren 1890 bis 1894, durch Aussprengen einer 800 Meter langen und 80 Meter breiten Fahrrinne, behoben. Der Greinerschwall aber bestand, Zeitungsnachrichten zufolge, im Jahre 1894 noch immer.

In Linz wartete bereits ein Telegramm aus Ischl: Ob Ihre Majestäten die Reise mit dem «Adler» machen könnten?

Nach Rücksprache mit verschiedenen Fachmännern antwortete ich in bejahendem Sinne.

Am 20. September früh morgens kamen der Kaiser und die schöne junge siebzehnjährige Kaiserin an Bord des «Adler».

Der Wasserstand hatte sich fortwährend gehoben. Das Wetter war sehr schön. Die Bemannung bestand aus den besten Offizieren, Matrosen und Maschinisten der Flottille. Der Lotse musste von der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft entliehen werden, weil das junge Flottillenkorps derlei, für einzelne schwierige Stellen bestimmte und nur durch jahrelange Übung heranzubildende Spezialitäten noch nicht besass, noch besitzen konnte.

Im Anfange ging alles aufs beste. Der Kaiser, in heiterer, besonders guter Laune, zeigte für alle Details des Schiffsdienstes das grösste Interesse.

Als wir uns bei Grein der bösen Strecke näherten, auf welcher der Strom, von steilen Felsenufern eingeengt, durch und über Felsenriffe, in Wirbeln und Stürzen dahinbrauste, trat auf dem Schiffe eine grosse Stille ein. Die ganze Aufmerksamkeit der auf ihre Posten verteilten Equipage war auf den Kommandanten[1]) gerichtet, der, in der Hand das Sprachrohr, welches damals die Befehle in den Maschinenraum hinab vermittelte, hoch von der Brücke herab abwechselnd den Strom und die Steuerleute überwachte. Bei letzteren befand sich der Lotse.

Schon war die Mehrzahl der gefährlichen Stellen glücklich passiert; nur noch ein letztes Riff blieb übrig, dort, wo der Strom eine Wendung macht. Plötzlich wird vom Hinterschiffe links ein Rauschen vernehmbar; gleichzeitig erfolgt von gleicher Stelle her ein Ruck; das Schiff hebt sich dort ein wenig, um aber gleich in seine normale Lage zurückzukehren, und ruhig in dem nunmehr hindernisfreien Strome weiterzugleiten. Jede Gefahr schien glücklich überstanden ...

Der Schiffskommandant jedoch war etwas bleich geworden. Den ersten Leutnant zu seiner Stellvertretung bestimmend, eilte er unter Deck, in der Richtung, von wo der Stoss erfolgt war.

---

[1]) Oberleutnant Topitsch, ein vorzüglicher Offizier, der wenige Jahre später einem Brustleiden erlag.

Mit einiger Aufregung sah ich seiner Rückkehr entgegen. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis er wieder auf Deck erschien. Er sah mich ernst an und nickte. Ich wusste genug.

Das von starker Strömung fortgerissene Schiff hatte beim heftigen Streifen eines Riffs einen Leck erhalten, durch welches Wasser eindrang, und zwar, wie der Kommandant berichtete, in solcher Menge, dass der rückwärtige Raum des Schiffes, der Kaiser-Salon, bald voll Wasser sein würde, wenn man nicht gleich das Schiff an einer seichten Uferstelle zum Stranden bringe.

Ich befahl natürlich, diesen einzigen Ausweg einzuschlagen.[1])

Zur Fortsetzung der Reise war das Schiff selbstverständlich nicht mehr geeignet, und die Majestäten mussten auf einen Dampfer der Gesellschaft übersteigen, welchen ich vorsichtshalber als Reserve von Linz aus hatte folgen lassen.

Bei diesem höchst peinlichen Ereignisse hatte sich wieder einmal die grosse Güte des Kaisers, sowie sein ungewöhnliches Wohlwollen für mich gezeigt.

Er nahm die bösen Meldungen mit freundlichster Ruhe entgegen und tröstete mich, der ich meine Bestürzung nicht ganz zu unterdrücken vermochte. «Machen Sie sich nichts daraus, Mollinary! Sie sind ja nicht schuld daran!» wiederholte er mehreremale, und fügte dann hinzu: «Sobald das Schiff in Stand gesetzt sein wird, machen wir, die Kaiserin und ich, gleich wieder eine Fahrt damit.»

Beim Abschiede gab er mir wiederholt die Hand; die Kaiserin lächelte mich freundlich, voll gütiger Teilnahme an.

Der den Unfall allein verschuldet, war der Lotse. Die Gesellschaft hatte ihn unter den ältesten und erfahrensten ihrer Piloten ausgesucht. Dabei scheint man aber sein vorgerücktes Alter und die durch dasselbe veranlasste geringere körperliche Befähigung nicht in Rechnung gebracht zu haben. Gewandtheit und Kraft sind beim Steuern eines Schiffes hochgradig erforderlich, besonders wenn es sich um das Passieren schwieriger Stellen handelt, wie jene nächst Grein waren. Die Sache hatte übrigens für den armen Alten weiter keine unangenehmen Folgen; man brachte den guten Willen in Rechnung, an dem es ihm sicher nicht gefehlt hatte.

Gegen Ende 1854 erhielten einige Vorschläge, die sich auf Änderungen im Organismus der Pioniere bezogen, die Genehmi-

[1]) Eine eigentliche Gefahr des Sinkens bestand nicht, weil der Schiffskörper durch Querwände in acht wasserdichte Räume geteilt war.

gung des Kaisers. Das Wesentlichste daran war eine grössere administrative Selbständigkeit der Bataillone, dann die Einverleibung der bisher vom Fuhrwesencorps beigestellten und im Stande desselben geführten Brückenequipagen-Bespannungen in das Pionier-Corps selbst.

Die Erfahrungen anlässlich der Mobilisierung eines grossen Teiles der Armee liessen die möglichste Entlastung des Traincorps, damals «Fuhrwesen», als wünschenswert erscheinen. Insbesondere sollten die Pioniere den ganzen Organismus ihrer Bespannungen in eigene Verwaltung nehmen. Eine ähnliche Reform hatte ja erst kürzlich bei der Feldartillerie platzgegriffen und sich vorzüglich bewährt, deren Batterie-Bespannungen bis nach den Kriegen 1848/9 vom Fuhrwesen beigestellt werden mussten.

Auf eine diesfällige, vom Vorstande der Organisierungs-Abteilung der Militärkanzlei, Generalmajor Schlitter, an mich gestellte Frage: Ob das Pioniercorps auch wirklich imstande wäre, seinen Bespannungsdienst selbst zu besorgen? konnte ich, der den analogen Übergangsprozess bei der Artillerie genau beobachtet hatte und gründlich kannte, ohne Bedenken mit ja antworten.

Von meinen Pionier-Offizieren wurde die Reform mit grosser Freude aufgenommen. Man betrachtete sie als eine sehr zweckmässige, den Dienst fördernde Massregel, sah darin zugleich einen Beweis von Vertrauen, warf sich voll Eifer und Lust auf die Reit- und Fahrübungen, bot überhaupt alles auf, um den neuen Dienst bestens zu erfüllen. [1])

Leider wurde die Massregel schon 6 Jahre später, in der unglücklichen Reform-Epoche nach dem Kriege 1859, aus ökonomischen Rücksichten rückgängig gemacht, und die Bespannung der Kriegsbrückenequipagen neuerdings dem Fuhrwesencorps übertragen.

---

[1]) Der Stand dieser Bespannungen betrug bei einem jeden der 6 Pionier-Bataillone:

im Frieden ein «Depot» mit 177 Mann und 70 Pferden und

im Kriege 6 Kriegsbrücken-Bespannungen mit je 69 Mann, 93 Pferden und 5 Train-Fuhrwerken.

E. Jahr 1855.

Abrüstung. — Reise nach Frankreich. — Pariser-Industrie-Ausstellung. Vaillant. — Audienz bei Kaiser Napoleon III. — Vernon. — Cherbourg. — Strassburg. — Reisebericht.

Um Mitte Juni 1855 war der Ausgang des Krim-Krieges zu Gunsten der Alliierten unzweifelhaft vorauszusehen, eine kriegerische Tätigkeit unserer, an und über die Ostgrenze vorgeschobenen Armeen nicht mehr zu erwarten; die Demobilisierung wurde angeordnet, und mit den übrigen traten auch die bei der III. und IV. Armee in Galizien und in Siebenbürgen eingeteilten Pionierkompagnien den Rückmarsch in ihre Friedensstationen an.

Das brachte mich um eine projektierte, ebenso interessante wie lehrreiche Reise durch Galizien, die Bukovina, Siebenbürgen und die Wallachei an die untere Donau, dann auf dieser zurück nach Wien, zur Inspizierung der dort verteilten Pionier- und Flottillen-Abteilungen.

Diese Besichtigungsrundreise war schon seit Beginn der Mobilisierung in Aussicht genommen gewesen, aber immer wieder hatten mich laufende Geschäfte, dann einige dringende Reisen auf der Donau und eine solche nach Italien daran gehindert. Als endlich alle Hindernisse beseitigt und meine Koffer sozusagen schon gepackt waren, erhielt ich die Weisung, meine Absicht fallen zu lassen, nachdem die Abrüstung vor der Türe stehe.

Für diese Enttäuschung wurde ich reichlich entschädigt durch eine Mission nach Frankreich, die mir ein paar Monate später zufiel. Im Auftrage des Armee-Oberkommandos sollte ich auf der Pariser Industrie-Ausstellung jenes Jahres, dann im grossen Kriegshafen Cherbourg, endlich in Strassburg, dem Standort des französischen Pontonierregiments, nach neuen Einrichtungen Umschau halten, die sich etwa zur Einführung bei unserer Pionier- oder Flottillentruppe eignen könnten.

Gleich nach meiner Ankunft in Paris eilte ich nach dem Ausstellungspalaste. Die Masse und Verschiedenheit der Ausstellungsobjekte, das grossartige Treiben um mich her, der Lärm der

in Tätigkeit gesetzten Dampfmaschinen, die Musik an allen Ecken und Enden, das Gewimmel, Gedränge und Gestosse betäubten mich so, dass ich mich wie trunken fühlte, als ich nach etwa drei Stunden das kolossale Gebäude verliess. Doch schon die folgenden Besuche brachten mir Gewöhnung, und bald fühlte ich mich in dem Lärmen und Treiben so zu Hause, dass ich meine ganze Aufmerksamkeit der mir zugefallenen Aufgabe widmen konnte.

Das viele neue und gute, das da vorlag, ist seitdem längst durch noch neueres und noch besseres überholt worden, und heute grösstenteils veraltet und vergessen. Werkzeugmaschinen im ersten Stadium der Entwicklung als Ersatz der Handarbeit, Modelle von eisernen Schiffskörpern, Propeller, Hochdruckmaschinen, Teile des ersten Riesendampfers aus Eisen (630 Fuss lang, 83 breit, 53 hoch, 2600 Pferdekraft, mit Rad- und Schraubenkraft zugleich arbeitend) waren das wesentlichste von dem, was speziell mich anging.

Besonders beachtenswert schienen mir die vom Kriegsministerium ausgestellten neuen Train- und Sanitäts-Fuhrwerke, Zelte, dann alte und neue Waffen.

Zum Besuch militärischer Etablissements bedurfte es einer Erlaubnis der obersten Militärbehörde. Baron Hübner, unser Botschafter, versah mich mit einem Empfehlungsbrief an den Kriegsminister Marschall Vaillant, bereitete mich aber gleichzeitig auf die etwas lagermässige, fast unhöfliche Ungeniertheit von dessen Umgangsformen vor.

Als ich vom Adjutanten in das Empfangszimmer des Ministers geleitet wurde, legte dieser, von einem Ausgange zurückgekehrt, eben seinen Uniformrock ab. In Hemdärmeln auf mich zutretend, nahm er meine Vorstellung und den Brief des Botschafters entgegen, las diesen, und sagte: «Mein Ordonnanz-Offizier, Kapitän Salignac-Fénélon, wird Ihnen alles zeigen, was Sie zu sehen wünschen; nur bezüglich der neuen Dampf-Kanonen- und Mörserboote muss ich zuerst die Bewilligung des Kaisers einholen, die aber Ihnen nicht verweigert werden dürfte.» Dann ergriff er meine Hand, schüttelte sie kräftig und entliess mich mit den Worten: «Adieu, mon Colonel!»

Ausser der verblüffenden Ungeniertheit in der Toilette war mir gegenüber ein Mangel an Höflichkeit nicht hervorgetreten. Vaillant hatte später die Aufmerksamkeit, mich beritten zu machen, um

einem Kavallerie-Exerzitium beizuwohnen; auch hat er mir wiederholt seine eigene Theaterloge zur Verfügung gestellt.[1])

Auch der mir beigegebene Kapitän der Artillerie, Fénélon, erwies sich als ein zwar etwas trockener, aber aufmerksamer und unterrichteter Begleiter. Er sprach geläufig deutsch, machte sich mir sehr nützlich und verpflichtete mich durch sein wirklich kameradschaftliches Benehmen. Wir besuchten gemeinschaftlich militärische Etablissements, Kasernen und Exerzierplätze, und brachten oft ganze Tage Seite an Seite zu.

Unser Botschafter, der die Saison auf dem Lande zubrachte und nur, wenn es seine Amtsgeschäfte erheischten, nach Paris kam, zeigte sich wenig geneigt, mich dem Kaiser vorzustellen. Wie es hiess, stand er bei letzterem nicht in besonderer Gnade, und ging deshalb nur in unabweislichen Fällen zu Hofe.

Am Tage vor meiner Ankunft, den 8. September, war gegen Kaiser Napoleon das bekannte zweite Attentat dieses Jahres versucht worden. Darüber durfte jedoch öffentlich nicht gesprochen werden. Die Regierung trachtete durch besonders feierliche Begehung der ebenfalls am 8. September erfolgten Einnahme des Malakoff von Sebastopol, die allgemeine Aufmerksamkeit abzulenken.

Unter den vielen Fremden, die zum Besuche der Industrie-Ausstellung nach Paris gekommen, befand sich auch Feldmarschallleutnant Graf Eduard Clam. Er hatte von Wien ausdrückliche Weisung, sich dem Kaiser Napoleon vorzustellen. Somit vor die Notwendigkeit eines Besuches in den Tuilerien gestellt, erwirkte Hübner endlich auch für mich die gewünschte Audienz für den 17. September.

Zuerst empfing der Kaiser die statistische Kommission der Ausstellung, in welcher Österreich durch Karl v. Czoernig, damals Hofrat im Handelsministerium (später Sektionschef; als Begründer der offiziellen Statistik bekannt) vertreten war.

Dieser Empfang abgetan, wurden alle übrigen Audienzbewerber in den Thronsaal geführt und in einer Reihe aufgestellt. Am

[1]) Vaillant war Chef des Generalstabs (Major Général) der französischen Armee in Italien, nach dem Kriege Kommandant der Okkupations-Truppen in der Lombardei bis zur Übergabe dieses Landes an Italien, hierauf wieder Kriegsminister, sowie Minister des Kaiserlichen Hauses. Nach dem Sturze Napoleons eine zeitlang aus Frankreich verbannt, starb er 1872.

Empfangsflügel der päpstliche Nuntius, dann ein Bischof, hierauf unser Botschafter, Graf Clam, ich, ein paar walachische Fürsten, und als letzter — Abd el Kader!

Nur flüchtig konnte ich diesen einst mächtigen und gefürchteten Araberchef, nunmehr ein gebrochener Mann, der vom Almosen seiner einstigen Todfeinde lebte, ins Auge fassen; denn er wurde bis zum Eintritte in den Audienzsaal in einem Nebengemache abseits gehalten. Aus dem weissen Burnus, der die mittelgrosse, schmächtige, etwas gebeugte Gestalt umhüllte, blickte das olivenfarbige Gesicht mit schwarzen, noch blitzenden Augen und dunklem Vollbarte wehmütig hervor.

Der Kaiser erschien in Marschallsuniform, reichte dem Nuntius die Hand, sprach mit dem Bischofe, hierauf mit Hübner, dem er ebenfalls die Hand gab, und trat vor Clam.

Es war von keinem kleinen Interesse für mich, diesem Mann so nahe gegenüberzustehen, von dem die ganze Welt sprach; der es, getragen vom ererbten legendären Ruhm- und Siegesnamen, durch Geschicklichkeit, Konsequenz und Skrupellosigkeit vermocht hatte, sich im Lande der Freiheit und der Revolutionen zum fast absoluten Herrscher aufzuschwingen. Freilich hat die ganze Herrlichkeit nur zweiundzwanzig Jahre gedauert! Damals aber ahnte man derartiges nicht; vielmehr schien durch die Krim-Erfolge sein Thron auf unabsehbare Zeit hinaus gesichert, trotz der Todfeindschaft mächtiger und einflussreicher Parteien, trotz der Attentate der Giovane Italia, welche ihr einstiges Mitglied schon zweimal, durch Pianoni und Bellamare, furchtbar genug an ein gegebenes und nicht eingehaltenes Versprechen hatte mahnen lassen.

Den Vorstellungen, die ich mir aus Schilderungen und Porträts von ihm geformt, entsprach die kleine gedrungene Gestalt von unaristokratischer Fülle, der lange Oberkörper auf kurzen Beinen, der dichte, horizontal gedrehte, in langen Spitzen auslaufende Schnurrbart und der matte Blick aus halbgeschlossenen Augen ziemlich genau.

Clam fragte der Kaiser, nach einem Kopfnicken und einigen Präliminarien, ob er zum erstenmal in Paris sei. «Pardon, Sire,» replizierte dieser, «j'y ai déjà été il y a dix ans; mais alors la capitale de Votre Majesté était, pour ainsi dire, en négligé, tandis qu'à présent je l'ai trouvée en pleine toilette.»

Diese schmeichelhafte Anspielung auf den von ihm nach Haussmanns Plänen begonnenen Umbau von Paris entlockte dem Kaiser ein leichtes zufriedenes Lächeln, aber kein weiteres Wort der Erwiderung.

Zu mir übergehend, begann Napoleon mit einigen Fragen über den Umfang meines Kommandos, über unsere Kriegsflottillen, ob sie nur auf der Donau bestünden, oder auch auf den Lagunen etc.; tat dann unseres damaligen Marine-Oberkommandanten, Erzherzogs Ferdinand Max, Erwähnung und bedauerte, dass dieser auf seiner soeben unternommenen Reise Marseille passiert habe, ohne ihm, dem Kaiser, in Paris einen Besuch zu machen. Sich dann ein wenig gegen Clam zurückwendend, richtete er an ihn und mich zugleich die Worte: «J'aurai le plaisir de vous revoir encore,» und setzte seinen Rundgang in der Richtung gegen meinen linken Nachbar fort.

Hübner folgerte aus den letzten Worten des Kaisers, dass eine Einladung zu Hofe für uns ergehen werde. Diese blieb jedoch aus; vielleicht, ja wahrscheinlich, weil es dem Kaiser zu Ohren gekommen war, dass FML. Clam mit ihm feindlich gesinnten Legitimisten verkehre, auch um die beschriebene Audienz erst angesucht habe, nachdem er von Wien aus dazu aufgefordert worden.

Der Moniteur meldete auffallend genug, ohne unsere Namen anzugeben, bloss, dass «M. le Baron Hübner, Ambassadeur etc., avait eu l'honneur de présenter à S. M. deux étrangers de haute distinction».

Mir wäre trotzdem eine zweite Gelegenheit geboten gewesen, in die Nähe des Kaiserpaares zu kommen und auch in dessen Gesellschaft gezogen zu werden, hätte mich nicht meine Abwesenheit auf einem Ausflug nach Vernon und Cherbourg der Möglichkeit beraubt, dieselbe zu benützen. Ich hatte vom Generaladjutanten Rollin brieflich die Erlaubnis zum Besuch der auf der Seine bei St. Cloud stationierten kaiserlichen Yacht erbeten; auf dies erhielt ich vom Kommandanten des Schiffes, Oberstleutnant Lefèvre, eine sehr höflich gehaltene Einladung an Bord des Schiffes, und die Mitteilung, er sei ermächtigt, mir dasselbe, sollte ich es wünschen, zu einer Fahrt zur Verfügung zu stellen.

Auf letzteres verzichtete ich, und begnügte mich mit der Besichtigung der Yacht, wobei mir Lefèvre mit französischer Courtoisie die Honneurs machte.

Das Schiff stand an Grösse, Bequemlichkeit der Räume und Ausstattung unserer Donauyacht «Adler» nach; auch sah ich an Bord nichts, das ich gewünscht hätte, bei letzterer nachzuahmen.

Von dem bald darauf unternommenen Ausflug nach Cherbourg zurückgekehrt, fand ich einen Brief des Yachtkommandanten vor, der mich für einen bestimmten, leider aber schon abgelaufenen Tag zu einer Fahrt an Bord lud. Ich beeilte mich, mein Nichtkommen persönlich bei ihm zu entschuldigen, und erfuhr bei dieser Gelegenheit zu meinem grossen Leidwesen, dass die Einladung vom Kaiser selbst ausgegangen sei, der jene Fahrt in Gesellschaft der Kaiserin mitgemacht habe.

Einige Tage später hatte ich zufällig Gelegenheit, die Kaiserin Eugenie zu sehen. Es war auf einem Seitenwege des Parks von Saint Cloud. Sie lag, wie hingegossen, im offenen Daumont, eine elegante, reizende Erscheinung. Nichts an ihr verriet jenen interessanten Zustand, der das Tagesgespräch von Paris, und den Gegenstand freudigster Hoffnungen seitens der kaiserlichen Partei bildete.

Auf der Reise nach Cherbourg hielt ich in Vernon, um das dort etablierte Hauptdepot des französischen Trains zu besichtigen. Der Kommandant Oberst Grégoire, ein technisch-wissenschaftlich gebildeter Mann, war bemüht, alle Fortschritte auf dem Gebiete des Strassen-Fuhrwesens der Armee nutzbar zu machen, überhaupt sein Departement auf die möglichste Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Alles, was ich da zu sehen bekam, zeigte von diesem Streben; alles war ebenso solid wie praktisch.

Ein nach dem Projekte des Obersten Grégoire kürzlich erbauter Ambulanzwagen für Schwerverwundete, der mir schon in der Pariser Ausstellung durch seine Zweckmässigkeit aufgefallen war, wurde später auch in unserer Armee eingeführt, nachdem die französische Regierung der unseren über Ersuchen ein Exemplar überlassen, und in Wien angestellte Versuche dessen Vorzüglichkeit erwiesen hatten.

Von Vernon nach Cherbourg bestand noch keine Eisenbahn. Selbst von Paris reichte sie nur etwas weiter als der halbe Weg betrug, nämlich bis Caën. Ich zog es deshalb vor, die Bahn nach dem Havre, und von da einen Dampfer nach dem grossen Kriegshafen am nördlichsten Vorsprunge der Normandie zu benützen.

Innerhalb drei Tagen konnte ich, dank der Liebenswürdigkeit und freundlichen Unterstützung des Admirals und Hafenkommandanten Gourdot, alles sehen, was es im Schiffbau neues und für mich als Chef der österreichischen Flottille interessantes gab; ferner auch die besonders charakteristischen Damm- und Bassinbauten des Platzes, welche zu Anfang des Jahrhunderts in grossartigem Stil begonnen, aber noch nicht ganz vollendet worden waren.

Auf der Rückreise von Paris nach Wien hielt ich mich drei Tage in Strassburg auf, um die Einrichtungen des französischen Pontonierwesens kennen zu lernen. Der Brigadier des Artillerie-Pontonier-Regiments, General Batbedat, war vom Kriegsminister verständigt und erwies sich mir in allem, was den Zweck meiner Anwesenheit fördern konnte, sehr entgegenkommend. Ganz besonders freundlich benahm sich der Regimentskommandant, Oberst Mathieu, ein Bekannter noch von 1843 her, wo er nach Wien gekommen war, um das Biragosche Kriegsbrückensystem zu studieren.

Die grossen Sommerübungen mit Kriegsbrücken auf dem Rheine nächst Strassburg waren leider seit mehreren Tagen beendet, der grösste Teil des Materials auch schon in die Depots zurückgebracht. Indessen wurden doch noch einige kleinere Brückenmanöver mir zuliebe ausgeführt, und mir alle gewünschten Auskünfte bereitwilligst erteilt.

Dem Reisebericht, den ich nach meiner Heimkehr über das gesehene, militärisch Interessante verfasste, wurde vom Armee-Oberkommando ein mir schmeichelhafter Wert beigelegt. Er kam in Druck und zur Verteilung an alle jene Bureaus und Truppenstäbe, welchen der Inhalt von Nutzen sein konnte.[1])

Von neuen französischen Einrichtungen, auf die ich aufmerksam machte und die infolgedessen bei uns zur Einführung ge-

[1]) Dieser Inhalt umfasste:

I. Pontonierwesen: Kautschuk-Pontons; Kriegsbrücken; Pontonier-Regiment und Pionier-Einrichtungen.

II. Kanonen- und Mörserboote. Schwimmende Batterien. Hochdruck-Dampfmaschinen. Bellevillesche Dampfkessel. Äther-Maschinen. Flottillenwesen.

III. Allgemeines über die französische Armee: Infanterie, Kavallerie, Pferdewesen, Artillerie, Genietruppen, Administrationstruppen, Administrationsoffiziere, Intendantur, Verpflegsmagazine. Vernon. Kasernierung. Rekrutierung und Stellvertretung. Allgemeine militärische Gegenstände in der Pariser Ausstellung.

langten, war wohl die wichtigste das Institut der «Intendantur», welches allerdings nicht gleich, sondern erst nach dem Kriege 1866 an die Stelle des alten Kriegskommissariats trat, aber dann auch fast ganz nach französischem Muster, nach den Angaben des Werkes des Armee-Intendanten Vauchelle, das ich von Paris mitgebracht hatte.

F. Jahr 1856.

Dampfschiffe beim Brückenschlagen verwendet. — Eiserne Pontons. — Ein montenegrinischer Prinz.

Erwähnenswert aus dem Jahre 1856 sind Brückenschlagsübungen auf dem Po, bei welchen Dampfschiffe verwendet wurden, um das Ein- und Ausführen der Pontons, sowie der Brückenglieder in die Brückenlinie und aus derselben zu erleichtern und zu beschleunigen.

Diese in ihrer Art ersten Manöver fanden vom 12. bis zum 27. September bei Borgoforte, nahe unterhalb Mantua, statt. Zugezogen waren die beiden in Mailand und in Verona stationierten Pionierbataillone, dann elf Brückenequipagen, ferner Abteilungen der Lagunen- und der Langensee-Flottille mit zwei Dampfern und einigen Schleppbooten.

Manche ältere Pioniere, mit der Dampfkraft wenig vertraut, sahen in der Heranziehung derselben zum Brückenschlagen ein gewagtes Unternehmen. Indessen waren ihre Befürchtungen von sehr kurzer Dauer. Die Manöver verliefen, die von mir gehegten Erwartungen ganz erfüllend, ohne den geringsten Unfall, obgleich sie nicht nur am hellen Tage, sondern auch in ziemlich dunklen Nächten unter Zuhülfenahme verschiedenfarbiger Laternen vorgenommen wurden.

Das neue, interessante Schauspiel veranlasste viele höhere Offiziere der Garnisonen Mantua und Verona, darunter den Generalstabschef Radetzkys, FML. Benedek, den Übungsplatz zu besuchen, und sie hielten nach Schluss der Übungen mit ihrem lebhaften Beifall nicht zurück.

Wahrnehmungen, die ich auf meinen Reisen in England und in Frankreich, dann zur See, sowie bei öfterem Besuche der grossen Schiffswerfte in Altofen über die Tendenzen des modernen Schiffs-

baues gemacht, hatten mich überzeugt, dass das Holz bei der Konstruktion der Schiffskörper durch das Eisen bald verdrängt sein würde.

Speziell bei den Pontons der Kriegsbrücken schien der Übergang zum neuen Material dringend notwendig, weil diese Fahrzeuge wegen des steten Wechsels zwischen Nässe und Trockenheit dem Morsch- und Leckwerden mehr ausgesetzt sind, als andere Schiffe, die beständig, oder doch während der ganzen Zeit ihrer Verwendung im Wasser liegen. Nicht nur die Kosten der ewigen Reparaturen kamen da in Betracht, sondern noch mehr die empfindlichen Zeitverluste nach dem Anlangen der Equipage an Ort und Stelle, hervorgerufen durch die eingehende Untersuchung und das Kalfatern der lecken Pontons.

Schon seit Antritt des Kommandos über das Pioniercorps war ich bemüht gewesen, durch praktische Versuche den Beweis für obgesagtes zu erbringen; es wollte mir aber in den mehr als sieben Jahren meiner Kommandoführung nicht gelingen, die Erlaubnis zur Bestellung eisernen Ersatzmaterials zu erwirken. Merkwürdigerweise war es ein Techniker von Fach, ein Mann der jüngeren Schule, ein Stabsoffizier des Geniecorps, der an massgebender Stelle gegen den projektierten Materialwechsel agitierte, und denselben auch noch durch ein paar Jahre zu hintertreiben wusste.

Infolge eines Streites um die Nachfolgerschaft auf dem montenegrinischen Thron, welcher nach Njegus Peter II. Tode (Ende 1851) zwischen Angehörigen der Familie Perovič ausgebrochen war, flüchtete ein der unterlegenen Partei — Zouzza — angehörender junger Mann auf österreichisches Gebiet.

In Wien meinte man, ihn eintretendenfalls zur Förderung unserer Interessen in seiner Heimat benützen zu können, und beschloss, ihn einstweilen in unserer Armee unterzubringen. Er zeigte Talent, besass auch einige elementare Schulkenntnisse, bedurfte jedoch noch theoretischer Ausbildung, bevor man ihn, seinem Wunsche gemäss, in ein Kavallerie-Regiment einteilen konnte. Solche ihm angedeihen zu lassen, wurde das Pioniercorps angewiesen. Eine Offizierswohnung in der Klosterneuburger Kaserne diente ihm als Unterkunft. Ein gebildeter, kenntnisreicher pensionierter Pioniermajor, Maidić, aus der Militärgrenze gebürtig und des südslavischen Idioms mächtig, wurde beauftragt, ihm schulmässigen Unterricht zu er-

teilen und auch sonst seiner Erziehung sich anzunehmen. Aktive Pionieroffiziere besorgten den praktischen Drill auf Exerzierfeld und Reitschule. Die freie Zeit verbrachte er in Gesellschaft der Offiziere, an deren Menage (Messe) er auch teilnahm. Alle Kosten für seinen Unterhalt wurden aus Staatsmitteln bestritten.

Leicht lenkbar und gutmütig, wie dieser Perovič-Zouzza war, verursachte er dem Corps keinerlei Ungelegenheiten. Aber es fehlte ihm die Lust für ernste Beschäftigung, und bald war man darüber im klaren, dass von ihm besondere Leistungen nicht zu erwarten seien. Nach etwas mehr als einjährigem Aufenthalte in Klosterneuburg wurde er, Ende 1855, als Leutnant in ein Dragonerregiment eingeteilt, aber nicht auf lange. Von seiner Partei in Montenegro beeinflusst, quittierte er den Dienst und ging in die Türkei. In Konstantinopel wurde er durch einen Landsmann ermordet, wahrscheinlich über höheren Auftrag aus der Heimat. War dies doch — und ist vielleicht noch — im Oriente die übliche Art, sich unbequemer Personen zu entledigen. Auch die nicht lange darauf (im Jahre 1860) erfolgte Ermordung des 1852 zur Herrschaft gelangten Fürsten Danilo wird auf ähnliche Motive zurückzuführen sein.

G. Jahr 1857.

Reise des Kaiserpaares im österreichischen Italien. — Radetzky. — Erzherzog Max. — Organisationsstatut für die Armee. — Ungarische Reise der Majestäten. — Letzte Arbeit als Chef des Pionier- und Flottillencorps. — Abschied vom Posten.

Im Februar 1857 war das Kaiserpaar in das lombardisch-venetianische Königreich gereist, um durch ihr persönliches Erscheinen und direkte Fühlungsnahme mit einflussreichen Persönlichkeiten auf gütlichem Wege einen Umschwung der österreichfeindlichen Stimmung des Landes herbeizuführen.

Alles nur irgendwie zulässige, welches dazu beitragen konnte, als: Aufhebung des Belagerungszustandes, Amnestie für politische Verbrecher, Rückgabe eingezogener Güter, wurde ins Treffen geführt.

Die Umgebung des Kaisers gab sich in Bezug auf die Wirkungen dieser Massregeln starken Illusionen hin. Selbst der sonst

immer klarblickende FZM. Hess knüpfte an den guten Empfang, der den Majestäten geworden, allzu optimistische Hoffnungen. Er schrieb mir von Mailand aus unterm 19. Februar: «Die Reise des Kaisers hat hierzulande eine sehr gute Wirkung ausgeübt, wie es die Folge erweisen wird.»

Bedauerliche Selbsttäuschung. Mit welcher Begeisterung hat sich zwei Jahre später das ganze Land auf die Seite der Franko-Sarden geschlagen!

Man wusste bei uns eben nie genügend die *Macht der Idee* zu würdigen; und hier handelte es sich um eine solche. Was vermochte all unser guter Wille, unser redliches Streben gegen die Losung: «Befreiung von der Fremdenherrschaft! einheitliche politische Gestaltung!», die seit langem das ganze Land vom Ätna bis zum Monte Viso auf seine Fahne geschrieben!

Unser Kaiser freilich soll die Zustände in Lombardo-Venezien gleich richtig als solche erkannt haben, die früher oder später einen Krieg herbeiführen müssten. (Denkwürdigkeiten eines russischen Militär-Attaché, Tornau, Petersburg 1898.)

Zu den Mitteln, die eine günstigere Stimmung der Italiener erzielen würden, rechnete man auch die Beseitigung des bisherigen Militär-Gouvernements und die Einsetzung einer reinen Zivilregierung mit dem geistreichen, lebhaften, kunstsinnigen, ehrgeizigen Bruder des Kaisers, dem Marine-Oberkommandenten Erzherzog Ferdinand Max an der Spitze.

Dies aber bedingte den Rücktritt Radetzkys!

Vielleicht, weil ihm ein diesbezüglicher Wunsch angedeutet worden; vielleicht auch in begreiflicher Sehnsucht nach Ruhe, und im Gefühle, mit dem 91. Lebensjahre die Grenze männlicher Spannkraft und Leistungsfähigkeit überschritten zu haben, stellte der Greis bei der Ankunft des Kaisers in Verona mündlich die Bitte um Enthebung von seinen beiden Posten, dem zivilen sowohl als dem militärischen. Diese Bitte erhielt am 28. Februar, die neue Regierungsform noch während der Anwesenheit des Monarchen im Lande die kaiserliche Genehmigung.

Dass Radetzkys Gesuch, nach 72-jährigen, an Erfolgen und Ehren überaus reichen Kriegs- und Friedensdiensten, in huldvollster Art aufgenommen werden würde, stand zu erwarten. Im kaiserlichen Handschreiben fand aber auch des Monarchen grosse persönliche

Güte, seine liebevolle Anhänglichkeit besondern Ausdruck, an der Stelle, wo es hiess: «dass der Feldmarschall in jedem der kaiserlichen Lustschlösser und Paläste, zu Strà, Monza, in der Villa Reale zu Mailand, in der Wiener Burg, im Augarten, sowie in Hetzendorf stets ein herzlich gerne gesehener Gast sein werde.»

Aber nur schwer fügte sich der greise Held in seine neuen Verhältnisse.

Er klagte zwar nicht; doch Personen gegenüber, die ihm nahe standen und denen er gut gesinnt war, vermochte er den Schmerz nicht immer zu unterdrücken, den er über das Aufgeben eines tätigen Lebens, einer machtvollen Stellung empfand.

So auch mir gegenüber, als ich auf einer Inspizierungsreise durch Italien, einen Monat nach seiner Enthebung vom Dienste, mich ihm in Verona vorstellte. Er empfing mich wie früher in überaus gütiger, herzlicher Weise, sprach aber gegen seine Gewohnheit nur wenig; und als ich mich verabschiedete, brach er in Tränen aus!

Aus dem letzten Armeebefehle, den er an die Truppen erliess, (1. März), schien noch ein Rest jener grossen Lebenskraft zu sprechen, die ihn immer charakterisiert hatte. «Soldaten!» hiess es, «ich nehme von Euch keinen Abschied, denn ich bleibe unter Euch. Ich überlasse es jüngern Kräften, Euch zu bilden und zu pflegen, um, *wenn unser geliebter Monarch mich etwa nochmals rufen sollte*, zu zeigen, dass der Degen, den ich durch 72 Jahre geführt, *noch immer fest in meiner Hand ruht!*»

Unter gewöhnlichen Verhältnissen und im Frieden hätte übrigens Radetzky wohl noch jahrelang in seiner bisherigen Stellung bleiben können, schon seinem Namen allein zuliebe; denn dieser war nicht bloss in der Armee von ausserordentlicher Wirkung, sondern imponierte auch dem Volke in Italien. Die Anstrengungen und Aufregungen revolutionärer Bewegungen oder eines Krieges aber hätte er kaum mehr ertragen.

Nachdem er sich von einem schweren Unfalle (Bruch des linken Oberschenkels durch Ausgleiten im Zimmer, 21. Mai), so weit erholt hatte, um eine Reise unternehmen zu können, war er nach Mailand in die ihm immer besonders lieb gewesene Villa Reale gezogen. Hier verlebte er in stiller Ruhe den kurzen Rest seiner Tage. Das grösste Vergnügen bereitete ihm der Anblick von Truppen. Er lenkte auch seine Spazierfahrten mit Vorliebe nach jenen Plätzen, auf denen eben Exerzierübungen oder Paraden stattfanden.

Am 5. Januar 1858 endete Feldmarschall Graf Radetzky, nach kurzem Unwohlsein, sein schicksalreiches, langes, ruhmvolles Leben.

Auf der Heimkehr von der obenerwähnten Dienstreise kam ich durch Venedig, als (anfangs April) der pomphafte Einzug des neuen Generalgouverneurs, Erzherzog Ferdinand Max, stattgefunden hatte und schon die Vorbereitungen zur Weitereise nach Mailand getroffen wurden.

Ich hatte mit ihm, als dem Marine-Oberkommandanten, wiederholt in Angelegenheiten der Lagunenflottille direkt und persönlich verkehrt, und immer die freundlichste Behandlung von ihm erfahren. Da ich auch jetzt Dienstgeschäfte mit der obersten Marinebehörde auszutragen hatte, hielt ich es für meine Pflicht, dies dem Erzherzog durch seinen Adjutanten melden zu lassen, und für den Fall, dass er in der Sache selbst mit mir sprechen wollte, eine Audienz zu erbitten. Zu letzterer kam es nicht, doch erhielt ich eine Einladung zur Hoftafel. Während des Essens konversierte der Erzherzog lebhaft mit den ihm zunächst sitzenden; man sah ihm förmlich die Befriedigung an, mit der das Bewusstsein seiner neuen Stellung ihn erfüllte. Beim Cercle richtete er auch an mich ein paar Worte, aber nur über gleichgültige Dinge, und ohne des naheliegendsten Gegenstandes, der Flottille, Erwähnung zu tun. Wie ich später erfuhr, trug er sich bereits damals mit dem Plan, der ihm später auch gelungen ist, die Abtrennung derselben von der Landarmee und ihre Zuweisung an die Kriegsmarine durchzusetzen.

Die Räume im Palazzo Reale waren überaus glanzvoll nach Anhandgabe von Skizzen ausgestattet, die der Erzherzog selbst entworfen hatte. Auffallend war ein in den Vorsälen aufgestelltes Spalier von Dienern, lauter ausgesucht grossen Männern, phantastisch als Lakeien, Hellebardiere, Montenegriner und Mauren kostümiert und bewaffnet. Das Ganze zeigte von grossem Sinn für Glanz und Pomp.

Womöglich noch grössere Pracht entwickelte der Erzherzog später in Mailand und Monza. Aber all der Aufwand, alle die fürstliche Gastfreundschaft, all die dem Adel erwiesenen Aufmerksamkeiten erwiesen sich als wirkungslos. Auch bei richtigerer Behandlung der Menschen und nüchternerer Beurteilung der öffentlichen Zustände in Oberitalien würden des Erzherzogs gut gemeinte Bestrebungen keine wesentliche Besserung der Stimmung zu unseren

Gunsten erzielt haben. Diejenigen Italiener, die sich ihm freiwillig näherten, waren entweder unaufrichtig oder ohne Einfluss im Lande; hätten sie aber solchen wirklich besessen, sie würden desselben verlustig gegangen sein, kaum dass ihre Beziehungen zu Hofe bekannt geworden.

Der auch ausserhalb Italiens als Historiker geschätzte Dichter Cesare Cantù war einer der wenigen Mailänder, welche in Anerkennung der wohlmeinenden Tendenzen des Erzherzogs den Einladungen zu Hofe in Mailand und Monza bereitwillig entsprachen. Aber dieses Entgegenkommen ist ihm von seinen Landsleuten nie verziehen, und bis zu seinem fast vier Dezennien später (1895) im hohen Alter von 88 Jahren erfolgten Tode vorgeworfen worden.

Während seines Mailänder Aufenthaltes sanktionierte der Kaiser ein neues Organisations-Statut für die Armee. Dasselbe umfasste alle Teile des seit 1848/49 vielfach ergänzten, umgeformten und mit neuen Einrichtungen versehenen Heeres, und war ein nützliches, ja notwendiges Werk. Der begabte und administrativ besonders befähigte Vorstand der Organisierungs-Abteilung der kaiserlichen Militärkanzlei, Generalmajor Schlitter, hat sich mit dieser Arbeit ein grosses Verdienst erworben. Manche mitunterlaufene Mängel sind auf den Umstand zurückzuführen, dass unter den Mitwirkenden einige militärwissenschaftlich nicht genügend gebildete Kräfte sich befanden. Ein grosser, ja der grösste Missgriff war die Aufstellung eines eigenen «Adjutanten-Corps». Dasselbe ging aus der Eifersucht Schlitters, des gewesenen vieljährigen Adjutanten beim Armee-Kommando in Italien, gegen den Generalstab (damals «General-Quartiermeister-Stab») hervor. Ich habe dieser Eifersucht und ihrer bösen Folgen bereits mehrfach Erwähnung getan. Gedachte Neuerung hat sich 1859 bitter gerächt, der Armee durch die, sozusagen, *Systematisierung* der Friktionen im Hauptquartier unendlich geschadet. Dringende, hochwichtige, ihrem Wesen nach ausschliesslich dem Generalstabe zustehende Erledigungen wurden, anstatt einheitlich, nun von zwei untereinander verfeindeten Instanzen besorgt, zum Teile sogar, unter vollständiger Ausschliessung des Generalstabes, von der Adjutantur allein; überdies war die ganze Einrichtung des Dienstes eine solche, welche die Operationskanzlei von der Adjutanturkanzlei abhängig machten. So grell trat im gedachten Feldzuge das Übel hervor, dass gleich nach dem Friedens-

schlusse auch die Auflösung des Adjutantencorps erfolgte. Armee- und Armeecorpskommando-Adjutanten, die *vor* dem Generalstabe rangierten, blieben aber noch bis nach dem Kriege 1866 bestehen.[1])

Bald nach der Rückkehr aus Italien unternahm der Monarch eine zweite Reise nach Ungarn, diesmal in Begleitung der jungen Kaiserin. Die Gesinnungen waren in Ungarn zwar bei weitem nicht so ungünstig und der Dynastie feindlich, wie im österreichischen Italien, liessen aber doch viel zu wünschen übrig. Das Volk schmollte, seine Führer, mit Ausnahme der altkonservativen Magnaten, hielten sich seit 1849 vom Hofe ferne. Alle neuen, von der österreichischen Zentralregierung getroffenen Einrichtungen, so zweckmässig, ja notwendig sie zum Teil auch sein mochten, wurden in Bausch und Bogen für schlecht erklärt; dumpfe Gärung herrschte im ganzen Lande.

Nun sollte der Versuch gemacht werden, so tiefgehende Gegensätze zu versöhnen, die alten dynastischen Gesinnungen der Magyaren neu zu erwecken.

Der Versuch misslang. Wohl war der Empfang der Majestäten allerorts ein festlicher, oft selbst ein herzlicher; aber er galt mehr der sympathischen Erscheinung des Kaisers, dem Liebreize der jugendlichen Kaiserin, als den Souverainen, und änderte kaum etwas an den Gesinnungen.

Von politischen Zugeständnissen, die allein eine Besserung der Stimmung hätten herbeiführen können, glaubten die Räte der Krone den Monarchen abhalten zu sollen; und so wurde schliesslich die Rückreise nach Wien mit manchen schönen und lieben Erinnerungen, aber doch unverrichteter Dinge angetreten....

Zur Fahrt von Wien bis Pest benützten die Majestäten ihre Yacht «Adler». Sie kamen in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai an Bord des Schiffes, welches im Prater am alten Landungsplatz angelegt hatte. Für Kaiser und Kaiserin waren bequeme

[1]) Nach dem Organisationsstatut vom Jahre 1857 waren systemisiert:

Generale:	beim	Adjutantencorps	6,	beim Generalstabe	4.
Oberste:	»	»	12,	» »	16.
Oberstleutnants:	»	»	18,	» »	12.
Majore:	»	»	24,	» »	20.
Hauptleute:	»	»	72,	» »	60.
Oberleutnants:	»	»	12,	» »	20.

Summe: beim Adjutantencorps 144, beim Generalstabe 132.

Schlafkabinen vorhanden. Auch das Gefolge: die beiden Generaladjutanten Graf Grünne und Kellner v. Köllenstein, die Hofdamen Fürstin Taxis, Gräfin Esterhazy und Gräfin Lamberg waren gut untergebracht, wenigstens für die damalige Zeit, in welcher Schiffskolosse mit vielen, grossen und prächtigen Räumen, wie sie jetzt auch für die Donau gebaut werden, eine unbekannte Sache waren.

Bei Antritt der Reise, um 4 Uhr früh, war der Himmel bewölkt und Regen drohte; doch bald hellte sich's auf, und es trat schönes warmes Wetter ein, welches bis Pest anhielt.

Der Kaiser, der bald nach Beginn der Fahrt auf Deck kam, war und blieb bester Laune und sprach viel und in gütigster Weise mit mir.

Die Kaiserin zeigte sich erst bei der Mittagstafel. Ihr Aussehen war blühend und reizend.

In allen ungarischen Uferorten war die Bevölkerung zahlreich, festlich geschmückt und mit Fahnen erschienen. Musikklänge, Böllerschüsse und Eljenrufe erfüllten die Luft. Das Schiff passierte solche Stellen möglichst nahe am Ufer und langsam, so dass die Volksmenge den Kaiser, der sich auf der Kommandantenbrücke aufzustellen pflegte, und seine freundlichen Grüsse deutlich wahrnehmen konnte.

Gehalten wurde nur bei Komorn. Hier kamen die Spitzen der Behörden[1]) und zahlreiche Deputationen an Bord, um dem Monarchen zu huldigen. Mächtige Blumenkörbe, Riesenbrotlaibe aus feinstem Mehle u. dergl. waren die oft naiven Festgaben, die den Majestäten verehrt wurden.

Die Ankunft vor Pest und Ofen erfolgte gegen 4 Uhr nachmittags.

Diese beiden, damals administrativ noch getrennten Städte eignen sich durch ihre Lage ganz ausserordentlich zu einem festlichen Einzuge. Besonders vom Schiff, von der Mitte des mächtigen Stromes aus, geniesst man beiderseits ein grossartiges, prachtvolles Bild. Rechts das Ofner Gebirge, vom Ufer bis ganz hinauf mit Häusern bedeckt, auf der Kuppe das Königsschloss und die Festung, auf dem höheren Blocksberg Ruinen einer alten Veste; dann die ruhig dahinziehende gewaltige Donau, beide Ufer verbunden durch

[1]) Die kaiserlichen Beamten, grösstenteils Cisleithanier, in Uniformen gekleidet, die dem ungarischen Nationalkostüm nachgebildet waren, wurden nach dem Minister Bach spottweise «Bach-Husaren» genannt.

die schlanke Kettenbrücke und bedeckt mit zahllosen Schiffen in allen Grössen und Gattungen; links der breite Pester Ufer-Quai mit einem Hintergrunde hoher Gebäude und Paläste. Alles war bewimpelt und beflaggt, jedes benützbare Plätzchen mit festlich gekleideten Menschen besetzt.

Der «Adler» kam mit vollem Dampf heran, mässigte, in die Nähe gelangt, seine Bewegung, wendete, dem rechten Ufer sich nähernd, unterhalb der Brücke in grossem Bogen gegen das linke und legte an letzterem an.

Nach kurzer Begrüssung durch den Zivilgouverneur und kommandierenden General, Feldzeugmeister Erzherzog Albrecht, die Spitzen der Behörden und einige Korporationen, verliessen die Majestäten das Schiff und fuhren im Galawagen zwischen dichten Volksmassen und unter brausenden Eljenrufen, über die Kettenbrücke in die Ofner Hofburg.

Es war ein Schauspiel, das auch einen nüchternen Zuschauer bewegen und mit guten Hoffnungen erfüllen konnte!

Ich aber atmete auf, als das Kaiserpaar nach einer ungestörten Fahrt vom Schiffe aufs Land gelangte. Während der ganzen Reise hatte mich die Erinnerung an den Unfall mit dem «Adler» im Herbste 1854 in Erregung gehalten. Jetzt, von aller Sorge entlastet, drückte ich meine Freude und Befriedigung dem Schiffskommandanten durch einen warmen Händedruck aus. Es war dies derselbe brave Oberleutnant Topitsch, der den «Adler» an jenem Unglückstag befehligt hatte. Er war jetzt sozusagen wieder rehabilitiert, und seine Freude stand der meinen zum mindesten nicht nach.

Während seiner Anwesenheit in der ungarischen Hauptstadt benützte das Kaiserpaar die Yacht noch einmal zur Fahrt nach einem neuen Winterhafen, sowie der grossen Schiffswerfte der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Die im Jahre 1856 auf dem Po begonnenen Versuche, bei Flussübergängen neben dem normalen Kriegs-Brückengeräte auch Dampf- und Schleppschiffe zu benützten, wurden 1857 auf der Donau bei Pest-Ofen in umfassender Weise fortgesetzt.

An denselben beteiligten sich, in der Zeit vom 1. — 15. September, die zwei in Ungarn (Pest und Pressburg) stationierten Pionierbataillone, sowie die Donau-Kriegsflottille.